Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen.

6.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1864.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg.

Der Mann von Geburt

und

das Weib aus dem Volke.

Ein Bild aus der Wirklichkeit

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. C. Büchele.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1864.

Seid selbstständig, denn Selbstständigkeit ist des Lebens Zweck.

Tegnér.

„Hast du der Ehre höchste Stuf' erstiegen,
Laß doch den Blick noch manchmal aufwärts fliegen:
So hoch du überragst das irdische Gewimmel,
Hast du doch über dir des Schöpfers schönen Himmel.“

Adlersparre.

I.

Einige Tage später, eines Abends, zur Zeit, wenn man sich entweder in dem Salon der Gräfin oder Stephana's zu versammeln pflegte, finden wir die Erstere ganz allein in ihrem Zimmer sitzen.

Die Gräfin hatte sagen lassen, daß sie erst ein wenig später sich einfinden würde, da sie nach einem schweren Hustenanfall, den sie gehabt, ein wenig der Ruhe pflegen müßte.

Helfrid blieb bei der Mutter, welcher sie ohnedieß höchst selten von der Seite wich.

Jacobo war noch nicht von Akersnäs heimgekehrt, und Jane befand sich in dem Pfarrhofe.

Stephana hörte von der Stelle aus, wo sie saß, wie Hermann in den Speisesaal trat und Eklund, welcher sich immer daselbst aufhielt, bis der Thee servirt war, fragte:

„Sind die Damen heute Abend bei der Gräfin, oder bei Madame Stephensen?"

„Sie sind im großen Salon," antwortete Eklund, welcher nur höchst ungern den Namen Stephensen aussprach.

Im nächsten Augenblick trat Hermann ein; als

er aber Stephana ganz allein fand, blieb er stehen und sagte:

„Entschuldigen Sie, Madame, aber ich glaubte, daß . . . .“

„Ihre Mutter und Schwester schon da seien, wollen Sie sagen, Herr Graf.“

„Ja, ich wäre sonst nicht eingetreten, hätte ich gewußt, daß Sie sich allein hier befänden.“

„Und warum nicht?“

„Aus Furcht, Sie zu stören.“

„Sie stören mich nicht, Herr Graf; im Gegentheil, ich erwartete Sie.“

Stephana lud mit einer Handbewegung Hermann ein, Platz zu nehmen, indem sie beifügte:

„Die Frau Gräfin will noch eine Stunde der Ruhe pflegen und kommt erst ein wenig später.“

„Sie sind ganz allein, und wo ist Herr Lange?“

„Zu Akersnäs, vermuthe ich.“

Stephana betrachtete Hermann, dessen ganzes Wesen etwas Gezwungenes hatte. Sie blätterte schweigend in einigen Kupferstichheften.

„Graf Hermann,“ nahm Stephana nach einer Weile plötzlich das Wort, „Sie sind schon seit geraumer Zeit unzufrieden mit mir. Womit habe ich Sie verletzt?“

„Unzufrieden mit Ihnen, Madame!“ rief Hermann aufschauend. „Wie wäre das möglich?“

„Daß es möglich ist, haben Sie mir bewiesen, und es schmerzt mich, daß dem so ist. Indessen bitte ich Sie, versichert zu sein, daß ich wenigstens niemals absichtlich Ihnen hiezu Veranlassung gegeben, und ich hoffe, Sie haben so viel Freundschaft für

mich, um mir ganz aufrichtig zu sagen, wodurch Ihre gegenwärtige Gemüthsstimmung hervorgerufen wurde, sonst muß ich fürchten, einen Irrthum begangen zu haben, indem ich mir einbildete, Sie haben ein wenig Anhänglichkeit an mich."

Stephana hatte dabei in ihrem Angesichte jenen ihr eigenthümlichen milden und kindlich guten Ausdruck, welcher sie so wahrhaft unwiderstehlich machte.

Sie reichte ihm mit einer einnehmenden Geberde ihre bildschöne Hand.

Hermann faßte dieselbe mit beinahe leidenschaftlicher Wärme und schloß sie in die seinigen, indem er beinahe gerührt bemerkte:

„Nein, Sie haben sich nicht geirrt, als Sie an meine Anhänglichkeit glaubten."

„Nun wohl, so sprechen Sie aufrichtig mit mir und sagen Sie, womit ich Sie verletzt habe. Liegt Etwas in meiner Art und Weise gegen Ihre Mutter und Schwester, was nicht so ist, wie Sie es wünschen?"

„Ach! wie können Sie auf einen solchen Gedanken gerathen? Im Gegentheil scheint jeder Tag meine Schuld gegen Sie für das ausnehmende Zartgefühl zu vergrößern, womit Sie die arme Sterbende mit ihrem Schicksal zu versöhnen und ihrem Stolz in Vergessenheit zu bringen suchen, daß sie hier nur Ihr Gast ist. Ich sehe Sie niemals bei derselben, ohne Ihnen meine Bewunderung zu zollen."

Der Graf drückte Stephana's Hand an seine Lippen.

Sie entzog sie ihm sachte und äußerte dann, vielleicht mit weniger Sicherheit als gewöhnlich:

„Nun, und was ist es dann?"

„Nichts, was von Ihnen ausginge. Ach, Sie lassen mir nicht einmal den Trost, Sie auch nur in irgend einer Hinsicht anklagen zu können."

Warum sind Sie mir dann ausgewichen?"

Auf Hermanns Stirne brannte eine dunkle Röthe, in seinen Augen flammte es; als er aber Stephana's ruhigem, klarem und ernstem Blick begegnete, fuhr er mit der Hand über die Stirne und sagte langsam:

„Darum, weil meine Seele von bittern Erinnerungen erfüllt war — von Erinnerungen, welche Sie auf unserem letzten Besuch bei Baron Skjöld ins Leben gerufen haben — und welche seitdem mich verfolgten. — Ich habe während dieser Zeit gewünscht, ganz aufrichtig mit Ihnen sprechen zu können, aber dennoch fühlte ich, daß es mir unmöglich ist."

„Sie haben also kein Vertrauen zu mir?"

„Ich möchte wünschen, ich könnte Ihnen mißtrauen."

„Hören Sie mich, Herr Graf. Sie und ich, wir befinden uns in Folge des Auftrags, den Sie übernommen, in einer solchen Stellung, daß wir Vertrauen zu einander haben müssen. Wohlan, lassen Sie uns beiderseitig vergessen, daß wir verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören; wir wollen nicht blos ein Paar Gesellschaftsverbündete, sondern auch ein Paar Freunde sein. — Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich wirkliche Freundschaft für Sie und Ihre Freunde hege, und gestatten Sie auch mir zu glauben, daß ich in Ihnen nicht blos einen gewissen-

haften Verwalter meiner Geschäftsangelegenheiten, sondern auch einen Freund habe."

„Freund?" wiederholte Hermann.

„Ist das zu viel begehrt?"

„Nein, bei Gott! Und ich hatte gehofft, Sie würden nicht erst diese Mahnung an mich ergehen zu lassen brauchen, sondern fühlten und sähen, daß ich es wirklich bin."

„Ich danke Ihnen! Dann ist ja Alles recht."

Es entstand eine Pause. Der Graf unterbrach sie.

„Sie fragten mich einmal, warum ich mich nicht vermählt hätte."

„Ja, und Sie antworteten, Sie würden es mir ein anderes Mal sagen."

„Der Grund liegt darin, daß ich bereits vermählt bin."

Hermanns Stimme war ernst, und sein Auge weilte auf Stephana mit einem so durchdringenden Ausdruck, als ob er in ihrer Seele hätte lesen wollen, welche Wirkung diese Worte hervorbrächten. Aber in Stephana's Angesicht bewegte sich nicht eine Muskel.

Sie sah ruhig zu ihm auf und sagte:

„Verheirathet! — Aber Ihre Gattin, wo ist sie?"

„Das kann ja gleichgültig sein. Wir haben niemals zusammen gelebt. Wir sind getraut, nicht verehlicht."

Stephana stützte den Kopf auf ihre Hand und fragte langsam:

„Wessen Gattin ist Elin Romarhjerta?"

Bei dieser Frage war alle Milde aus Stephana's Wesen verschwunden, und ihre Augen erweiterten

sich gleichsam, als sie dieselben auf Hermann heftete, und ihre Lippen bebten.

Hermann war bei dieser Frage bleich und kalt geworden, und der ganze angeborne Stolz lag über sein Wesen verbreitet, während er zur Antwort gab:

„Die Gräfin Elin Romarhjerta ist vor eilf Jahren mit mir getraut worden.“

Es entstand eine Pause.

Stephana war gleichfalls von solcher Blässe befallen worden, daß Hermann auf einen Augenblick sich von einem schwindelnden Gedanken erfaßt fühlte; aber da begegnete er nun Stephana's eiskaltem Blick und sah ein, daß diese Blässe nicht in Gefühlen des Herzens ihren Ursprung hatte.

„Getraut und verlassen,“ sagte Stephana in dumpfem Tone.

„Sie kennen also Elins Geschick?“

„Ich weiß, daß sie von ihrem Mann verstoßen worden ist.“

„Verstoßen? Ist dieß das rechte Wort, wenn man niemals vereint gewesen?“

„Das weiß ich nicht, ich bin nicht stark in der Logik; aber sagen Sie mir, was ist es für eine schlechte Handlung, wodurch Elin sich des Rechtes, Ihre Gattin zu sein, unwürdig machte?“

„Keine!“ erwiederte Hermann.

„Und doch mußte sie ein Fremdling in einem fremden Lande sein, ohne das Recht, an Ihrer Seite zu leben.“

„Madame, Sie wissen nicht, unter welchen Umständen sie meine Gattin wurde.“

„Ich erinnere mich, daß Sie sagten, deren Geburt

habe bewirkt, daß Ihre Mutter sie nicht als zur Familie gehörig anerkennen wollte. Graf Hermann selbst hegt wahrscheinlich dieselbe Gesinnung, wie seine Mutter?"

„Ich hegte sie," antwortete Hermann mit schwacher Stimme, „und ich war glücklich, so lang ich dieser Gesinnung zugethan war. Jetzt ...."

Es lag etwas Kummervolles in der Miene des Grafen.

„Jetzt bereuen Sie Ihre Grausamkeit und möchten sie sühnen."

„Ich würde sie bereuen — wenn ich sie sühnen wollte; aber zwischen mir und Elin liegen so bittere Empfindungen, daß es Augenblicke gibt, wo ich mich versucht fühle, sie zu hassen."

„Und dieß alles aus Hochmuth!"

„Hochmuth? Gäbe Gott, es fände sich so viel Hochmuth in meiner Brust, daß ich noch einmal jene stolze Verachtung gegen jede Gemeinschaft mit dem Bürgerstande empfände; aber Ihnen ist es gelungen, den ganzen blendenden Schein zu vernichten, und in diesem Augenblick gäbe ich Gut und Blut, wenn ich damit mich freikaufen und das Recht erlangen könnte, mein Leben der Frau zu weihen, welche ich anbete."

„Ja, Sie wünschten frei zu sein, um des Glücks theilhaftig zu werden, sich eine Gattin aus Ihrer eigenen Kaste wählen zu können; und dennoch würden Sie vielleicht nicht einmal ein solches Herz, wie Elins, finden."

„Stephana," rief der Graf mit Wärme, „Sie wollen noch sagen, daß ich vor Geburt und Rang

das Knie beuge? Sie, die Sie alle meine Begriffe über den Haufen geworfen, jeden Gedanken an Geburt aus meinem Herzen gerissen und mich vor mir selbst so gering gemacht haben, daß ich stolz bin, Ihr Diener zu sein!"

Er ergriff Stephana's Hände und setzte mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Haben Sie nicht gesehen, welche Gewalt Sie über mich ausüben? — Haben Sie nicht die Macht verstanden, welche Sie über mein Herz besitzen, und dennoch glauben Sie, daß ich ein Sclave des Hochmuths sei? — O Stephana, Elin ist durch Sie gerächt!"

Der Graf schwieg, und Stephana saß unbeweglich da, ohne ihre Hände aus den seinigen zu ziehen. Sie glich einer Bildsäule.

Endlich erhob sie den Kopf und sprach mit milder, ernster Stimme:

„Graf Hermann, was Sie mir eben gesagt haben, muß ich als einen Ausbruch von Gefühlen betrachten, deren Stärke Sie selbst überschätzen."

Jetzt zog sie ihre Hände aus den seinigen und fuhr fort:

„Sie sind ein Mann, noch mehr, Sie sind ein Mann von Ehre, und somit müssen Sie auch Herr Ihrer Eindrücke sein. Lassen Sie mich glauben, daß Sie, obwohl Edelmann, auch mit der Kraft ausgerüstet sind, nicht allein Ihr Schicksal zu tragen, sondern auch durch die Macht des Willens und der Pflicht zu beweisen, daß Sie nicht, gleich den Meisten Ihrer Kaste, ein elender Sclave eines augenblicklichen Eindrucks sind. Lassen Sie mich

die Achtung, die ich gegen Sie empfinde, bewahren und in Ihnen einen Freund sehen, dem ich nicht zu mißtrauen brauche, sondern auf dessen Ehre ich mich blindlings verlassen kann."

Es lag etwas so Einfaches, Würdiges und doch rein Weibliches in der Wendung, welche Stephana Hermanns Ausbruch gab, daß jede Fortsetzung desselben gehemmt werden mußte.

Hermann fühlte tief die Rücksicht, welche sie ihm nun bewies, indem sie, obwohl er nahe daran gewesen war, sich zu vergessen und Gefühle anzudeuten, die er, als verheirathet, kein Recht zu hegen hatte, ihn gleichwohl aufforderte, auch fernerhin ihr Freund zu sein.

Für den im Grunde wahrhaft ritterlich gesinnten Hermann war Stephana's Benehmen von der Art, daß es eines Erfolgs nicht verfehlen konnte; somit faßte er die Hand, welche sie ihm eben entzogen hatte, von Neuem und sagte, indem er sie ehrerbietig küßte:

„Sie sollen, Madame, niemals Grund finden, den Edelmuth zu bereuen, welchen Sie mir zu erkennen geben. Ich werde Ihnen als ein treuer Freund zur Seite stehen, so lang Sie meiner bedürfen, und mein höchstes Streben wird sein, als ein Mann von Ehre Ihre Achtung zu gewinnen."

„Ich danke Ihnen, Graf Hermann, und nun ist dieses Gespräch vorüber und vergessen," erwiederte Stephana, freundlich lächelnd. „Ich fühle, daß wir einander hinfort mit mehr wirklichem Vertrauen, wirklicher Freundschaft begegnen werden, als bisher."

Jacobo trat ein, und der Graf wiederholte in Gedanken:

„Mit mehr Vertrauen und Freundschaft — ja, und meine Kraft wird dadurch auf eine unerträgliche Probe gesetzt werden. Aber auch ich will ihr beweisen, daß in der Brust eines Edelmanns ein Herz schlagen kann, welches sich nur von seinen bessern Gefühlen beherrschen läßt.“

Eine Weile hernach kam die Gräfin, auf Helfrids Arm gelehnt, in den Salon.

Stephana eilte ihr sogleich entgegen, um ihr behülflich zu sein und die wankenden Schritte zu unterstützen, und die Gräfin lächelte der jungen, einnehmenden Frau sanft entgegen, welche sich immer so zartfühlend und aufmerksam gegen sie bezeigte und bei jeder Veranlassung durch ihre Achtung und Ergebenheit der stolzen Dame den Dornenpfad zum Grabe mit Blumen zu bestreuen suchte.

„Madame, Sie beweisen mir so viel zärtliche Fürsorge und thun so viel, mir das Leben angenehm zu machen, daß Sie nicht mehr thun könnten, selbst wenn Sie meine Tochter wären,“ sprach die Gräfin, während Stephana die Kissen der Pompadour zurechtlegte, worauf die Gräfin Platz nahm.

Stephana stützte in diesem Augenblick ein Knie auf einen Schemel und befand sich somit in halbknieender Stellung vor der Gräfin. Bei diesen Worten derselben erhob Stephana ihr Angesicht zu ihr und sagte mit sichtbar bebenden Lippen:

„Wenn ich die Fähigkeit besäße, Ihnen nur einen Augenblick Ihres Lebens zu erheitern, so möchte ich

als einzige Belohnung wünschen, daß Sie mich einmal Ihre Tochter nennen würden."

Die Gräfin lächelte auf das schöne Angesicht herab, welches seinen größten Reiz von der Seele entlehnte, die daraus hervorleuchtete, beugte sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf Stephana's Stirne mit den Worten:

„Ich danke Ihnen, meine Tochter."

Stephana sprang beinahe auf, und es leuchtete wunderbar in ihren Augen, als sie denen von Hermann begegneten. Sie athmete tief auf und sagte mit einem eigenen Accent:

„Sie haben, Frau Gräfin, mich einmal Ihre Tochter genannt, und ich will hinfort es auch sein."

Darauf setzte sie sich ganz ruhig mit ihrer Arbeit an die Seite der Gräfin und begann von gleichgültigen Dingen zu reden. Man kam auf die französische Revolution und auf den französischen Adel, welcher damals in Masse auswanderte, zu sprechen.

„Ich habe oft gedacht, daß Sie, Madame," bemerkte die Gräfin, „die Tochter eines französischen Emigranten seien und von irgend einer adeligen Familie herstammen. Habe ich nicht Recht gehabt?"

Hermann, welcher in einer Zeitung las, schaute auf und betrachtete Stephana, welche wiederum jene edle Würde in ihrem Aeußern, die sie gewöhnlich auszeichnete, angenommen hatte. Sie antwortete lächelnd:

„Nein, Frau Gräfin, ich habe keinen Tropfen adeliges Blut in meinen Adern; mein Vater war urspünglich Seemann, und meine Mutter eine arme Seemannstochter."

Die Gräfin runzelte die Stirne, und ein Gepräge hochfahrenden Stolzes verjagte den eben noch so freundlichen Ausdruck. Sie rückte mit dem Kopf höher auf den Kissen hinauf, als ob sie sich damit weiter von Stephana zurückziehen wollte.

Hermann gewahrte diese Bewegung, und eine Röthe des Zorns, beinahe der Schaam über die Mutter spiegelte sich in seinem Angesicht. Man konnte die unruhige Besorgniß darin lesen, Stephana könnte sich verletzt fühlen; aber sie schien gar nicht darauf geachtet zu haben, obschon das Benehmen der Gräfin ihr keineswegs entging.

Das Einzige, woran Hermann bemerkte, daß sie davon Kunde genommen, war das mitleidige Lächeln, welches ihre Lippen kräuselte, und der Blick unbeschreiblichen Bedauerns, welchen sie mit Jacobo, der dieser Scene gleichfalls mit Aufmerksamkeit gefolgt war, wechselte.

Stephana fuhr ruhig fort:

„Wir Kinder der amerikanischen Republik wissen von keinem Adel, als den wir uns selbst durch Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit und Entwicklung aller der Eigenschaften erwerben, welche die Seele veredeln. Ich habe durch Bildung, Kenntnisse und unaufhörliches Bestreben die Tugenden, welche dem Menschen zur Zierde gereichen, mir anzueignen und mich würdig zu machen gesucht, ein Christ in des Wortes schöner Bedeutung zu sein. Dieß ist der einzige Adel, den ich als vor Gott gültig ansehe."

„Das ist ein ganz schönes Bestreben und nothwendig für den, welcher sich über eine niedrige Herkunft erheben will. Diese Bemühung verdient nicht

bloß Lob, sondern auch Achtung. Man erlangt dadurch einen Werth, welcher bis zu einem gewissen Grade für das Ersatz leistet, was von Geburt aus einem mangelt," erwiederte die Gräfin mit so vornehmem und abgemessenem Ton, daß Helfrid erschrocken auf Stephana sah und Hermann die Lippen zusammenpreßte, um die Worte, welche ihm auf der Zunge schwebten, zurückzuhalten.

Auch das nicht sonderlich Zarte in dieser Aeußerung der feinerzogenen Gräfin nahm Stephana hin, ohne daß es scheinbar eine Wirkung auf sie machte. Sie entgegnete lächelnd:

„Ich für meinen Theil habe niemals Etwas bedurft, das mich mit meiner Geburt versöhnte; ich fühle mich im Gegentheil glücklich, die Tochter eines geringen und ursprünglich armen Seemanns zu sein, welcher durch seinen Fleiß, seine Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit Millionär geworden ist. — Es liegt etwas unbeschreiblich Stolzes in dem Bewußtsein, von einem solchen Mann abzustammen, der sich selbst seinen Werth, seine Unabhängigkeit und die Achtung, welche man ihm schenkt und welche ein gerechter Tribut der Huldigung vor erworbenem und nicht ererbtem Verdienst ist, geschaffen hat."

Die Gräfin wechselte die Farbe; Jacobo's Augen sagten Stephana, daß er ihre Worte billigte.

„O ja," sprach die Gräfin mit unnachahmlicher Gleichgültigkeit, „es ist natürlich, Madame, daß Sie zufrieden mit dem sind, was Sie haben, und das herabsetzen, was Sie niemals besitzen können. Mit ein paar gesunden Armen kann man sich Geld und

ökonomischen Ueberfluß erwerben; aber um sich in den Adel zu erheben, dazu ist mehr erforderlich.

„Oder weniger," antwortete Stephana lächelnd. — „Vielleicht macht es der Frau Gräfin Unterhaltung, ein bischen Musik zu hören," setzte sie mit der ihr eigenen verbindlichen Artigkeit hinzu.

„Nein, ich danke, Madame; ich fühle mich diesen Abend etwas schwach und beabsichtige, mich auf mein Zimmer zurückzuziehen."

Die Gräfin erhob sich, und Helfrid eilte herbei, um ihr behülflich zu sein. Auch Stephana erbot sich hiezu, aber die Gräfin nahm Helfrids Arm, nickte Hermann zu und bat Stephana mit ihrer herablassendsten Vornehmheit, sich nicht zu bemühen.

Dießmal veränderte sie die Farbe, und es lag etwas Edles in der Geberde, womit sie sich von der Gräfin verabschiedete.

Als die gräfliche Familie das Zimmer verlassen hatte, sahen Stephana und Jacobo einander eine Weile schweigend an. Endlich sagte er:

„Welcher Mangel an allem Zartgefühl bei dieser Aristokratin! Welcher rohe Uebermuth!

„Zartgefühl bei einem Hochmüthigen! Ach, Jacobo, Du weißt nicht, bis zu welchem Grad von Grausamkeit diese Frau in ihrem Hochmuth gegangen ist. Aber ich will die Worte der Schrift auf sie anwenden, welche der Erlöser seinen Widersachern zurief: Thut wohl denen, die euch verfolgen."

„Gut gedacht, Stephana; es liegt ein stolzes Bewußtsein darin, niemals vergessen zu haben, daß man ein Christ ist.

„Ich glaubte wirklich, sie würde zum Mindesten

für die Art und Weise, womit ich sie behandelte, erkenntlich sein, sie würde mir Rechnung dafür tragen, daß ich mein ganzes Haus ihr zur Verfügung stellte, um die Prüfungen, die über sie ergingen, in Vergessenheit zu bringen; aber ich hatte unbeachtet gelassen, daß der Hochmuth uns taub für alle andern Empfindungen macht und unser Herz in ein gefühlloses Ding verwandelt. — Wohlan, ich will ihr beweisen, daß ich im Edelmuth ebenso weit gehen kann, als sie im Hochmuth; wir wollen sehen, wer von uns den größten Gewinn an innerer Genugthuung einerntet. — Bist Du mit mir zufrieden, Jacobo?" setzte sie mit einem beinahe demüthigen Blick hinzu.

„Zufrieden mit Dir? — Nein, ich bin stolz auf Dich," sagte er, ihr die Hände drückend.

„Dann weiß ich auch, daß ich recht thue."

Stephana hatte sich in einen Fauteuil gesetzt und begann zu arbeiten.

Jacobo hob ein kleines Notizbuch auf, welches auf den Boden gefallen war. Es war in rothen, goldgepreßten Maroquin gebunden. Auf der Außenseite stand H. R. mit einer Grafenkrone darüber.

Jacobo reichte es Stephana mit den Worten:

„Selbst anf einer solchen Lappalie prunkt der gräfliche Hochmuth in Gestalt einer Krone. Stephana, ich fürchte, daß ich immer ein Fremdling in unserem Geburtslande bleibe, weil es mir niemals gelingen wird, mich mit diesen Thorheiten und Vorurtheilen auszusöhnen.

Jacobo öffnete ganz unabsichtlich das Notizbuch und blätterte darin, während Stephana mit einigen

sehr charakteristischen Zügen die Fehler und Tugenden ihrer Landsleute zeichnete.

Plötzlich hafteten seine Augen auf einer der beschriebenen Seiten. Er las leise, ohne daß Stephana darauf Acht gab, folgende, unter einer angehefteten und gepreßten Anemone befindlichen Worte:

„Kleine Blume! Du bist unter dem Schnee des Frühjahrs aufgeblüht; meine Liebe zu ihm ist gleichfalls unter der dichten Hülle der Vorurtheile aufgewachsen. — Beide seid ihr Gaben von ihm; er gewährte mir die Fähigkeit zu lieben, ohne daß er es ahnte; er schenkte mir dich als einen Frühlingsgruß, und ihr solltet beide welken und sterben. — Der Frühling meiner Freude ist gleich kurz gewesen, wie dein Leben, kleine Blume."

Langsam machte Jacobo das Notizbuch wieder zu und steckte es dann in seine Brusttasche. Dann blieb er schweigend sitzen und starrte vor sich hin. Endlich richtete er an Stephana die Frage:

„Ist es wahr, daß Baron Skjöld seine Gedanken Helfrid zugewendet hat?"

„So behauptet man, und er sieht auch wirklich ganz verzückt aus, wenn sie beisammen sind; das hast Du doch wohl selbst bemerkt."

„Nein, auf meine Ehre. Ich gebe auf dergleichen Kleinigkeiten so wenig Acht. — Glaubst Du, Helfrid nehme ihn, wenn er um sie anhält?

„Ja, das glaube ich."

„Seine Neigung wird also erwiedert?"

„Durchaus nicht. Helfrid kann ihn kaum leiden; aber er ist reich und hat einen Namen, welcher der stolzen Mutter ansteht. Alles dieß wird auf Helfrid

einwirken, so daß sie aus Liebe zu ihrer Mutter und, um sie glücklich zu machen, in ihr eigenes Unglück geht."

„Helfrid würde aber eines solchen Opfers nicht fähig sein, wenn ihr Herz an einen Andern gefesselt wäre."

„Sie würde selbst dann ihre Liebe aufopfern. Bemerke wohl, für Mutter und Bruder kann sie Alles hingeben. Ihr eigenes Glück hat nichts zu bedeuten, wenn es sich um diejenigen, die ihr theuer sind, handelt. So ist Helfrid, ergeben bis zur grenzenlosesten Selbstverleugnung."

„Ja, sie ist ein hochgesinntes Mädchen," sagte Jacobo nachdenklich.

II.

Am folgenden Morgen, als Helfrid in der Frühe, während ihre Mutter noch schlief, ihren gewöhnlichen Rundgang bei den Kranken, die sie unter ihren Schutz genommen, machte, begegnete sie Jacobo.

„Wir bekamen Sie gestern Abend nicht mehr zu sehen," sagte er.

„Ich konnte Mama nicht verlassen," antwortete Helfrid, deren Wangen sich bei dem Zusammentreffen mit Jacobo lebhafter färbten.

„Sie hatten im Salon Etwas verloren, zu dessen Zurückgabe ich gestern Abend noch Gelegenheit zu finden wünschte; so mußte ich es bis heute aufschieben."

Jacobo fuhr mit der Hand in die Brusttasche;

aber ehe er sie wieder herausziehen konnte, bemerkte Helfrid erröthend:

„Ah! Sie reden von meinem Notizbuch; ich ließ es im Salon gestern Abend suchen, aber man fand es nicht mehr.“

„Weil ich es schon gefunden hatte,“ sagte Jacobo, indem er Helfrid das Buch reichte.

Sie gingen schweigend eine Weile neben einander her. Plötzlich wandte sich Helfrid zu Jacobo um und fragte:

„Haben Sie es geöffnet?“

„Ja, mein Fräulein, und die Neugier verleitete mich, Ihre Notizen zu lesen. Sie sehen mißvergnügt aus und denken mit Recht, daß es nicht sehr zartfühlend von mir gehandelt sei, und ich gebe dieß zu; aber dießmal handelte ich unrecht mit Vorsatz.“

„Und warum?“

„Darum, weil es Ihr Notizbuch war, und weil ich gewissermaßen ein Recht über Sie zu haben glaubte.“

„Ueber mich?“ wiederholte Helfrid und schlug die großen tiefblauen Augen nieder.

„Ja, ich war mir bewußt, einen großen Einfluß auf Sie zu besitzen; und daß ich mich nicht irrte, fand ich durch den Inhalt Ihres Notizbuches bestätigt.“

Helfrid schwieg, aber sie fühlte, daß der verwundete Stolz ihr Thränen auspreßte.

„Fräulein Helfrid,“ nahm Jacobo wieder das Wort, mit einer vor Bewegung zitternden Stimme; „es schmerzt und verletzt Sie, daß ich Ihr Geheimniß kenne; Sie finden es unrecht von mir, daß ich

mich nicht stelle, als hätte ich keine Kunde davon. Aber ich nehme niemals zur Verstellung meine Zuflucht, und ich glaube nicht, daß Lügen etwas Gutes mit sich bringt, während die Wahrheit dagegen immerdar hiezu führt. — Wenn ich sage: ich weiß, daß Sie mich lieben, so geschieht es nicht, um mir einen Triumph zu bereiten, welcher Thränen der Demüthigung Ihren Augen entlockt, sondern deßhalb, weil ich mich gerührt und dankbar fühle und wünschte, daß jene Empfindung dazu beitragen möchte, aus Ihrer edeln Seele alle die Vorurtheile zu vertilgen, welche einen Schatten darauf werfen. — Ich weiß, mein Fräulein, daß die Liebe das Vermögen besitzt, zu veredeln, insbesondere ein Herz wie das Ihrige, welches nur für das Schöne und Gute schlägt. Sie leiden durch das, was ich sage. Es beschleicht Sie ein Gefühl von Scham, daß ich von Ihrer Liebe nicht blos weiß, sondern auch davon rede; aber auch hierin werden Sie von einem falschen Stolz beherrscht, denn ein reines und erhabenes Gefühl kann niemals erniedrigen. Es liegt eine sehr unrichtige Auffassung unseres menschlichen Werthes darin, wenn wir uns einem solchen Glauben hingeben. Seien Sie überzeugt, daß meine Achtung für Sie unverändert ist. Sie ist größer, aber nicht geringer."

„Schwachheit kann wohl niemals Achtung einflößen," flüsterte Helfrid.

„Nennen Sie die Liebe eine Schwachheit?"

„Ja," sagte Helfrid mit fester Stimme und erhob den gesenkten Kopf. „Es ist eine Schwachheit, wenn sie entsteht, ohne von einem sympathetischen

Gefühl erweckt zu werden. Es ist eine Schwachheit, wenn man ohne Widerstand sich den Eindrücken überläßt, welche Einen gleichsam fortreißen, ohne daß man dagegen ankämpft, und obwohl man weiß, daß Pflicht und Gewissen sich dagegen auflehnen sollten. Es ist nicht mein Gefühl für Sie, welches mich demüthigt, sondern die Ueberzeugung von meiner Schwachheit, mich demselben überlassen zu haben, während Nichts mir hiezu Veranlassung gab."

„Nichts?"

„Habe ich nicht Recht? Hat wohl Etwas von Ihrer Seite bei mir Anderes als Freundschaft und Achtung erwecken können, und schließt es nicht eine wirkliche, unverzeihliche Schwachheit in sich, zum Sclaven von Eindrücken sich zu machen, welche man selbst ohne alle Veranlassung hervorgerufen und genährt hat? Ach! mein Herr, es wird Ihnen niemals gelingen, mich zu überzeugen, daß ich nicht ein armes, schwaches Geschöpf bin, und das Bewußtsein, daß Sie mich so finden müssen, ist es, was mich demüthigt."

„Lassen Sie uns ganz ruhig die Auffassung Ihrer Gefühle einen Augenblick prüfen, und auch Sie werden sich anzuerkennen genöthigt sehen, daß Sie Ihr eigenes Innere unrichtig beurtheilen. — Worauf soll alle wirkliche Liebe sich gründen? Auf Achtung und auf die Vorstellung erhabener Eigenschaften, die wir uns von der Person machen, welche das Vermögen besitzt, durch die eine oder andere jener Eigenschaften uns zu interessiren, und ohne daß wir dabei in Berechnung ziehen, ob diese zu uns durch dasselbe Interesse oder dieselben Illusionen hingezo-

gen wird. Die Liebe, wenn sie das ist, was sie sein muß, des Herzens reinste und schönste Empfindung, ist eigentlich Nichts als ein Geschöpf unserer rein ideellen Begabungen, welche uns bestimmen, bei einer gewissen Person alles Schöne, Edle und Ideale, was wir uns selbst gedacht haben, in unserer Einbildung zusammenzufassen. In allem Reden und Thun dieser Person sehen wir immer das, was wir selbst bewundern, und glauben wirklich, daß alles aus Beweggründen stammt, welche in unserer Phantasie als die höchsten dastehen. Es ist somit nicht die Person, welche wir eigentlich lieben, sondern das in uns wohnende Ideal, welches wir auf dieselbe übertrugen, ohne sehr oft eine andere Veranlassung zu haben, als daß eine Person Etwas in ihrem Aeußern besitzt, das mit dem Bilde, welches wir in unserer Phantasie entworfen haben, in Uebereinstimmung steht. Nun wohl, mein Fräulein, liegt wohl in einem solchen Produkt von unserem eigenen Innern Etwas, worauf der Name Schwachheit anwendbar ist, oder worüber wir vor uns selbst oder Andern zu erröthen haben? Nein. — Wir können es nur beklagen, wenn die Person, um welche sich unsere schönen Träume bewegen, denselben in keiner Weise entspricht, sondern bei näherer Prüfung sich als ein unserer selbst unwürdiger Gegenstand erweist. Dann erst haben wir Grund, uns selbst der Schwachheit anzuklagen, weil die Phantasie uns so völlig irre geleitet hat, daß wir dem Verstande nicht gestatteten, den Werth von Jemand zu prüfen, an welchen wir die edelsten Schätze unseres Herzens verschwendeten. Oft müssen wir einen solchen ver-

lockenden Irrthum mit dem Verlust unserer Ruhe für das ganze Leben bezahlen und noch im Sommer desselben der Hoffnung und des Glaubens beraubt dastehen, ohne Ziel für unser Streben, ohne Glück für unsere Zunkunft."

Jacobo hatte mit so tiefem Ernst gesprochen, daß es Helfrid vorkam, als ob ihr das Herz erbebte.

„Und Sie selbst haben einen solchen Traum so theuer bezahlen müssen und stehen nunmehr ohne Ziel für Ihr Streben, ohne Glück für die Zukunft da?"

„Ich hätte ihn so bezahlen müssen, wenn meiner Seele nicht so viel Energie geblieben wäre, um in einer nützlichen Thätigkeit einen wenn auch geringen Ersatz für das Glück zu suchen, welches ich dadurch verscherzt hatte, daß ich einen schönen Traum an einen Gegenstand, welcher ihm nicht entsprach, verschwendete."

Es entstand eine Pause. Beide gingen nachdenklich weiter. Endlich sprach Jacobo wieder in seinem gewöhnlichen Ton:

„Nicht wahr, Fräulein Helfrid, jetzt, nachdem ich mich selbst zu Ihrem Vertrauten gemacht habe, werden Sie mir auch die Güte erzeigen und mich als solchen belassen?"

„Sie vergessen, Herr Lange," antwortete Helfrid mit etwas unsicherer Stimme, „die Entdeckung, die Sie gemacht haben."

„Ich werde vergessen, da Sie es so wünschen; aber ich weiß es doch, bedenken Sie wohl, obgleich ich niemals von dem, was ich weiß, Gebrauch machen werde."

„Ich danke Ihnen," erwiederte Helfrid ihm die Hand reichend.

„Nicht Sie müssen mir danken, sondern ich Ihnen für den reinen Genuß, den dieser Augenblick mir geschenkt hat. Ich weiß, daß so, wie wir jetzt scheiden, wir uns vielleicht nie mehr begegnen werden, denn Sie werden möglicher Weise zwischen sich und mir einen wahren Eisberg von Stolz errichten, um die Erinnerung an dieses Gespräch bis auf den Schatten zu vertilgen; aber ich werde doch allezeit wissen, daß der Mann, welchem Helfrid einmal ihre Liebe geschenkt hat, dieselbe auch ewig besitzen wird, und wenn sie ihre Gefühle auch noch so tief vergrübe und mit dem undurchdringlichsten Schleier umgäbe."

„Heißt dieß vergessen?"

„Ich vergesse vor Ihnen, ich weiß vor mir selbst."

„Jacobo drückte Helfrid die Hand und entfernte sich.

III.

Es verging einige Zeit, während welcher die Gräfin Unwohlsein vorschützte, um weder Stephana und Jacobo bei sich sehen, noch selbst in den großen Salon kommen zu müssen.

Stephana faßte das Benehmen der stolzen Dame ganz richtig auf, sofern darin eine stumme Andeutung lag, daß jeder vertrauliche Umgang mit der geringen Tochter des Seemanns zu Ende wäre. Es ließ sich nicht denken, daß die Gräfin Romarhjerta

noch fernerhin so vertraulich mit einer Frau aus dem Volke umgehen könnte. Was nützte dieser ihr Reichthum, ihre Bildung, ihr edler und erhabener Charakter, da sie doch nur von gemeinen Voreltern abstammte. Sie war und blieb eine Plebejerin, wie man die Sache auch betrachten mochte.

Jacobo hatte eine Reise nach der Hauptstadt gemacht und wurde wieder zurückerwartet.

Der Graf hatte seit jenem Abend, da die Frage nach Stephana's Geburt aufgeworfen worden war, unaufhörlich kleinere Reisen in der Gegend gemacht, und Stephana erkannte sehr wohl, daß auch er einem Zusammentreffen auswich.

War es auch bei ihm eine Folge von Hochmuth, oder geschah es nur darum, weil der Mutter Hochmuth ihm Pein verursachte? Das waren die Fragen, welche Stephana sich selbst vorlegte.

Die einzige Person, welche sich gleich blieb, und so oft sie einen Augenblick sich von der Mutter wegstehlen konnte, diesen Stephana widmete, war Helfrid.

Man konnte an dem jungen Mädchen sehen, daß ihr Herz sie zu Stephana hinzog, und daß sie sich in der Gesellschaft der jungen, liebenswürdigen und ungewöhnlichen Frau wohl fühlte.

Am ersten Mai, des Morgens, gerade als Stephana aus ihrem Schlafzimmer trat, kam Jane auf sie zu und meldete ihr:

„Jacobo ist gerade von Stockholm zurückgekommen und hat nach Dir gefragt. Er bat mich, Dir zu sagen, daß er Dich sprechen möchte.“

„Sogleich, wenn Du ihn davon unterrichten willst, beste Jane," antwortete Stephana.

Einen Augenblick darauf trat Jacobo ein.

Er war ungewöhnlich bleich, und man konnte in seinem offenen Blicke lesen, daß etwas Unangenehmes ihn belästigte.

„Was ist geschehen, Jacobo? Du siehst bekümmert aus," fragte Stephana und reichte ihm die Hand.

„Ein ganz verdrießlicher Vorfall! Der Großhändler H. hat sich eine Kugel vor den Kopf geschossen, und Jedermann, der ihm Geld anvertraut hat, ist darum betrogen. Du verlierst auch bei ihm."

„Ach, das hat Nichts zu bedeuten, aber ...."

Stephana sah Jacobo an.

„Du meinst die Romarhjertas."

„Ja."

„Die sind ruinirt, und die heutige Post wird dem Grafen die Nachricht davon überbringen. Das ist ein harter Schlag."

„Ein schrecklicher Schlag für den Sohn, welcher von diesem kleinen Kapital Mutter und Schwester sicher stellen wollte, und es darum niemals berührt hat," sagte Stephana, indem sie die Hand fest auf das Herz drückte. Dann setzte sie hinzu:

„Wann kommt die heutige Post?"

„In einer Stunde ist sie hier; deßhalb wünschte ich Dich noch zu sprechen, ehe das betrübende Ereigniß die arme Familie gleich einem Donnerschlage treffen würde."

„Dank, Dank, Jacobo!" rief Stephana, warf einen Shawl über die Schulter und verließ das Zimmer.

„Was hat sie im Sinne?" murmelte Jacobo und trat an das Fenster. Er sah, wie Stephana, begleitet von dem alten Eklund, ihren Weg nach dem Flügel des Grafen nahm, wohin wir ihr folgen wollen.

Am Fenster in dem kleinen Kabinet, welches dem Grafen zum Arbeitszimmer diente, stand er selbst und schaute mit nachdenklicher Miene hinaus in den weiten Raum, wo fernab das blaue Meer sich zeigte.

„Madame Stephensen wünscht mit dem gnädigen Herrn Grafen zu sprechen," ließ sich Eklunds Stimme von der Thüre herein vernehmen.

Hermann drehte sich hastig um und Stephana stand vor ihm.

In ihrem schneeweißen Anzug und dem leicht darüber geworfenen schwarzen Shawl glich sie einem Geiste, so blaß und so wunderbar schön war sie.

„Madame, Sie hier! Was ist geschehen?" rief der Graf und eilte ihr entgegen.

Stephana faßte seine Hand und schloß sie in die ihrigen mit den Worten:

„Graf Hermann, sagen Sie mir in diesem Augenblick, daß meine Anhänglichkeit an Sie Ihnen von wirklichem Werthe ist."

„Wird das von meiner Seite noch nöthig sein? Nein, Sie wissen, daß dieselbe für mich höhern Werth hat, als Alles, was das Leben bieten kann. Ich würde sie mit jedem möglichen Opfer erkaufen."

„Dann wird sie Ihnen ein Trost im Mißgeschick sein?"

„Gibt es ein Mißgeschick, wenn ich im Besitz von ihr bin?"

„Wollte Gott, daß es keines gäbe!" sagte Stephana und sah Hermann mit einem Blick voll Theilnahme an; „aber ich komme wiederum als ein Unglücksprophet."

„Meine Mutter?" stammelte Hermann.

„Von ihr ist jetzt nicht die Rede. — Der Großhändler H. hat sich erschossen, weil er ruinirt war."

„Ah! Ich verstehe, und wir sind mit ihm ruinirt."

Hermanns Stimme war unnatürlich ruhig. Stephana's Auge weilte mit einem besorgten Ausdruck auf seinem Angesicht; aber da sich keine Muskel darin rührte, athmete sie tief auf und sagte:

„Gott sei gelobt, Sie tragen auch diesen Schlag wie ein Mann."

Ueber Stephana's Wangen rieselten ein paar große Thränentropfen, und sie setzte mit bezaubernder Milde hinzu:

„So lang noch Stephana und Kungsborg existiren, ist Graf Hermann Romarhjerta nicht ruinirt."

Hermann zog ihre beiden Hände an seine Lippen und flüsterte:

„So viel Güte gegen den Sohn der Frau, welche erst vor einigen Tagen durch ihre hochfahrenden Worte Sie so tief verletzte. Sie ist nun hart gestraft, die Unglückliche dadurch, daß sie in Armuth versetzt ist."

„Gibt es wohl Armuth für meinen Compagnon? Unmöglich. — Sie, Herr Graf, im Besitz von der Fähigkeit, wie von der Kraft, Anderer Eigenthum so zu verwalten, Sie müssen auch die Kunst zu eigen haben, von dem Antheil, der aus dem Ertrag von

Kungsborg auf Sie fällt, einen für die Zukunft vortheilhaften Gebrauch zu machen."

„Sie haben jetzt wie immerdar der Nachricht, welche Sie mir brachten, ihre Bitterkeit benommen. Was können Sie auch sagen, das nicht durch Ihre Güte gemildert würde."

„Und nun, Herr Graf, ist der Verlust, welchen Sie erlitten haben, Etwas, womit wir die Frau Gräfin nicht beunruhigen dürfen."

„Das möchte sich wohl kaum vermeiden lassen. Sie wird den Tod des Großhändlers H. in den Zeitungen lesen und dann auch sogleich begreifen, daß Alles verloren ist," bemerkte Hermann so kalt und ruhig, wie wenn es sich um das gleichgültigste Ding der Welt handelte.

„Sie konnten ja Ihr Geld anderswo angelegt haben? — In Kungsborg zum Beispiel."

Hermann lächelte wehmüthig und schüttelte den Kopf; aber Stephana setzte in beinahe bittendem Ton hinzu:

„Sie wird die Demüthigung, sich dieses letzten Restes ihrer Habe beraubt zu sehen, nicht zu ertragen im Stande sein — bedenken Sie das wohl."

„Ihr Wille geschehe," sagte Hermann.

„Ich danke Ihnen."

Sie drückte ihm die Hand, und im nächsten Augenblick war Hermann wieder allein. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, einen Seufzer, der mit einer Centnerlast beschwert schien.

Eine Stunde hernach sah Stephana ihn mit hochgetragenem Haupte über den Hof wandern und zu der Gräfin sich begeben. Die Stirne war glatt

und ruhig wie gewöhnlich, und Niemand vermochte in seinem Angesicht zu lesen, daß er jetzt zur Versorgung von sich und den Seinigen Nichts besaß, als was er, ein Mann von Geburt, im Dienste einer Frau aus dem Volke verdiente.

„Jetzt gefällt er mir; er besitzt wirklich Seelenstärke, und in demselben Maße, als er geprüft worden, ist auch sein Stolz verschwunden. Er hat das Unglück wie ein Mann getragen. Wird er wohl ebenso gut das Glück ertragen?" dachte Stephana. — Nun wir wollen sehen, setzte sie hinzu und suchte Jacobo auf, um sich in seiner Gesellschaft nach Akersnäs zu begeben und die neuen Anlagen zu Wohnungen für die Arbeiter in Augenschein zu nehmen.

Wir wollen im Vorbeigehen einen Blick in das Zimmer der Gräfin werfen.

Als Hermann bei seiner Mutter eintrat, fand er sie damit beschäftigt, mittelst einer Nadel den Weg auszustecken, auf welchem sie nach Italien zu reisen gedachte. Sie lächelte ihrem Sohne zu und sagte, während sie ihm die abgezehrte Hand reichte:

„Du hast Dich in den letzten Tagen hier so unsichtbar gemacht, daß es ganz ungewöhnlich ist, um diese Zeit deines Anblicks theilhaftig zu werden."

„Ich habe so viel zu thun gehabt," antwortete Hermann und küßte die kleine, durchsichtige Hand. „Ich muß als ein Mann, der die Geschäfte Anderer zu führen hat, denselben wo möglich noch größere Sorgfalt widmen, als wenn es meine eigenen wären."

„Lieber Hermann, erinnere mich nicht daran, daß Du, ein Graf Romarhjerta, in der Mißachtung ge-

gen Dich im Stande warst, so weit zu gehen, um der Intendant einer Seemannstochter zu werden."

Die Gräfin legte die Nadel bei Seite und heftete einen beinahe strengen Blick auf den Sohn, indem sie hinzusetzte:

„Erinnere mich nicht daran, daß ich, von Dir überredet, unter ihrem Dach geblieben und mit ihr, wie mit meinesgleichen umgegangen bin."

„Mama," fiel Hermann heftig ein, „wie gut, wie über alle Beschreibung zartfühlend und aufmerksam ist sie nicht gegen uns nach dem Brande gewesen, und ist es auch jetzt."

„Höre, Hermann, bist Du so kurzsichtig, nicht zu begreifen, daß dergleichen Emporkömmlinge gerade durch solche Dienste Personen, wie wir, welche im Besitz eines alten und edeln Namens sind, sich verbindlich machen wollen. Deren eifrigstes Bestreben geht dahin, durch Umgang und freundschaftliche Verbindungen mit dem Adel sich gleichsam ein Ansehen zu verschaffen. Ich meinestheils finde es nicht in der Ordnung, daß ich fortfahren sollte, einen an sich so niedrigen Ursprung, wie die Frau hier hat, in eine günstigere Beleuchtung zu rücken."

„Wie ist es möglich, daß meine edle und hochherzige Mutter sich eines solchen Uebermuths schuldig machen kann. Besinne Dich doch, in welcher großen Schuld der Dankbarkeit wir bei ihr stehen."

„Dankbarkeit, sagst Du. — Ich sollte glauben, die Verbindlichkeit sei durch die Güte, welche ich dieser Frau erwies, vielfach vergolten. Soll der Adel jetzt auch dankbar dafür sein, daß er mit Kin-

dern aus dem Volke umgeht, anstatt daß sich diese bei dem Adel dafür bedanken sollten?“

„Frau Stephensen braucht uns wohl niemals dafür dankbar zu sein, daß sie uns ihr Haus geöffnet und mit der größten Freigebigkeit und Zartsinnigkeit alles, was in ihren Kräften stand, für Mama's und Helfrids Wohlbehagen gethan hat.“

„Alle diese Dienste hätte sie auch unterlassen können; und das sage ich Dir, hätte ich zum Voraus gewußt, daß sie von so gemeiner Herkunft ist, so würde ich die Gastfreiheit eines einfachen Bauern der ihrigen weit vorgezogen haben, weil derselbe niemals nach Art dieser Emporkömmlingin es darauf angelegt hätte, sich mit uns vertraulich zu machen. Aber, mein Sohn, laß uns nicht weiter davon reden; Du kennst meine Denkart hinlänglich, und es schmerzt mich, daß dieselbe nunmehr bei Dir so wenig Sympathie findet.“

„Ein Wort, Mama: ist es deine Absicht, in solcher Abgeschiedenheit von der Frau, in deren Hause Du eine Heimath gefunden hast, fortzuleben, wie es letzter Zeit der Fall gewesen ist?“

„Ja, es ist meine Absicht, aller ungehörigen Vertraulichkeit ein Ziel zu setzen.“

„Das ist ja . . .“

„Warum sprichst Du nicht aus?“

„Ich wollte sagen, daß es gerade für die Gräfin Romarhjerta unhöflich, unzart und unschicklich ist, das Wohlwollen, das sie genossen hat, durch Beleidigung zu vergelten.“

„Ich glaube, Hermann, Du ereiferst Dich gegen deine Mutter.“

„Nein, das sei fern von mir! Aber ich kann dieses Benehmen nicht billigen, welches mich verletzt, mich demüthigt; denn ich muß mich vor dieser edeln und hochgesinnten Frau über die Undankbarkeit meiner Mutter schämen."

„Du bist scharf," äußerte die Gräfin erbleichend.

„Mama, ich möchte wünschen, ich hätte auch in andern Perioden meines Lebens so viel Selbstständigkeit und Begriff von dem, was recht ist, besessen, um mich nicht zum Vollstrecker der Tyrannei, der Geburtsvorurtheile zu machen. — Wenn meine Mutter wirklich ihren Sohn liebt, so wird sie nicht wollen, daß er über das unschickliche Benehmen seiner Familie erröthe, sondern sie wird sich von ihrem feinen Takt und ihrem gesunden Urtheil leiten lassen und das gesellschaftliche Band wieder anknüpfen. Soll ich unerhört von Dir gehen, Mutter?"

„Ich will mir die Sache überlegen," antwortete die Gräfin, welche eine schwache Mutter war, so wenig Schwäche sie auch in sonstigen Dingen an den Tag legte. — „Sprich jetzt nicht weiter davon," setzte sie in bestimmtem Tone hinzu.

Am Abend schickte sie Botschaft an Stephana und ließ fragen, ob dieselbe nicht den Abend bei ihr zubringen wollte.

Stephana sagte zu.

Die Abendsonne schien so lächelnd in den kleinen Salon, wo die Gräfin in einem Sopha lag, als Stephana mit zwei ausgesucht schönen Blumenbouquets eintrat. Das schönste überreichte sie der Gräfin als Willkommensgruß von dem nahenden Sommer; das andere erhielt Helfrid.

Die Gräfin dankte mit ihrer stolzesten und herablassendsten Miene. Sie begegnete Stephana im Uebrigen so vornehm und abgemessen, daß Hermann eine wahre Tortur auszuhalten meinte.

Ein paar Mal zog eine Wolke über Stephana's Angesicht, und einmal funkelte ihr Auge, als die Gräfin mit ihrem Hunde spielte und eine lange Weile auf das, was Stephana sagte, gar keine Antwort gab; und als sie es endlich that, lag Etwas von so vermessenem Stolze in ihren Worten, daß es einen Engel hätte aufbringen können.

Abgesehen von dem Blitze, der in ihrem Auge zuckte, blieb Stephana sich gleich und schien nur durch erhöhte Freundlichkeit und einfache Würde die Gräfin den Abstand zwischen wahrhafter Bildung und solcher, die nur auf der Oberfläche liegt, fühlen zu lassen.

Dank Stephana's feinem Takt und unerschütterlicher Ruhe, verging der Abend, ohne Anlaß zu Etwas zu geben, was eine Scene hätte herbeiführen können, obwohl die Gräfin Alles that, um eine Gelegenheit zur Demüthigung der reichen Unebenbürtigen zu bekommen.

IV.

Als Stephana in ihr Zimmer zurückkehrte, setzte sie sich nieder, um an einem Briefe an Elin, welcher beinahe vollendet war, weiter zu schreiben.

Der Zusatz lautete folgendermaßen:

„Ich habe heute Abend Alles durchlebt, was ich

von dem Hochmuth des Adels gelitten, und es gab Augenblicke, wo meine früheren, so verbitterten und unversöhnlichen Gefühle erwachten; aber nunmehr gewinnen sie keine Gewalt über mich. Ueber ihnen steht ein so inniges und warmes Streben, des Namens eines wahren Christen mich würdig zu machen, daß ich bei jeder Demüthigung in meinem Herzen jene Worte unseres Herrn und Meisters wiederhole: ‚thut wohl denen, die euch verfolgen.' — Und ich will und werde dieser Frau wohlthun, welche in ihrem blinden Hochmuth glaubt, daß sie das Recht habe, moralisch Alle zu mißhandeln, welche nicht im Besitze eines glänzenden Namens sind.

„Ich habe heute Abend mich selbst gefragt, wie es möglich ist, so vollkommen die Stimme des Herzens zu ertödten, wie sie aus Hochmuth gethan hat. — Ich habe überdacht, daß sie ihre eigene Tochter verstieß, weil diese Tochter ein Herz hatte, das über den Hochmuth erhaben war, und darum einem Bürgerlichen die Hand reichte; ja daß sie dieselbe so vollkommen verstieß, daß nicht einmal ihr Name mehr genannt wird, und sie, als ich einmal fragte, wie viel Kinder sie hätte, mir zur Antwort gab: ‚diese beiden, wie Sie sehen.'

„Du wirst zu ihrer Vertheidigung einwenden, diese Tochter sei dadurch, daß sie als Kind von ihr schied, auch ihrem Herzen entfremdet worden; aber nein — auch wenn sie dieselbe an ihrer Seite gehabt hätte, würde sie auf dieselbe Weise gehandelt haben. — Sie wird Helfrid verstoßen, im Fall diese einem Bürgerlichen die Hand reichen sollte. — Sie würde ihren Sohn verstoßen haben, wenn er nicht,

von demselben Hochmuth wie sie beherrscht, die Frau verstoßen hätte, mit welcher der Vater ihn zwang, im Namen der Ehre sich trauen zu lassen.

„Einen Augenblick glaubte ich den Weg zu ihrem Herzen gefunden und durch meine Zärtlichkeit und Fürsorge sie gewonnen zu haben.

„Es war an einem Abend, als sie von meinen geringen Diensten gerührt schien, und da — da, Elin, nannte sie mich ihre Tochter.

„Der Augenblick war wunderbar für mich, und mein Herz schlug heftig, als ihre Lippen meine Stirne berührten. Ich hatte gesiegt, so glaubte ich, und mein Herz schwoll von einem Gefühl des Triumphes; aber ich hatte mein menschliches, schwaches Ich eine stolze Genugthuung empfinden lassen, und dafür sollte ich gestraft werden. Nicht ein Gefühl des Triumphs war es, welchem ich Raum geben sollte, sondern ein milderes und besseres; und als sie einige Minuten später auf meine Abkunft zu sprechen kam, welche in Folge von Jane's kindischem Geschwätz hier allgemein im Blute des französischen Adels gesucht wurde, sagte ich ihr, daß ich ein Kind des Volkes wäre.

„Da, Elin, war Alles verwischt; alle meine Mühe, das Unglück für sie erträglich zu machen, vergessen, und ich so unrettbar gesunken, daß sie ganze zwei Wochen bedurfte, ehe sie durch Raisonnement so viel wieder über sich gewinnen konnte, um es in demselben Zimmer mit mir auszuhalten.

„Und wie glaubst Du, daß sie mich da behandelte? — Stolz, antwortest Du. Ach, das würde ich minder tadelnswerth gefunden haben; aber sie be-

gegnete mir in einer Art und Weise, die an Verachtung grenzte. Sie bot alle ihre Kräfte auf, mich zu verwunden und zu beleidigen, und ich fühlte, wie mein Blut zuweilen wie Feuer in den Adern brannte. Ich litt, litt von der Vergangenheit und bat in meines Herzens Tiefe um Stärke, dem frühern Gefühl von Haß, das in meiner Brust wohnte, entgegenzuarbeiten.

„Jetzt fühle ich mich ermüdet, ermüdet von dem Kampf, und eine Empfindung von Muthlosigkeit hat sich über mein Herz gelegt. Ich sage mir selbst: Du wirst niemals den Sieg über diesen Hochmuth davon tragen.

„Du fragst nach Hermann. — Ich will jetzt nicht von ihm reden. Er hat ein Herz, welches aller edeln Gefühle fähig ist, und eine Charakterstärke, welche ihn zum Mann in des Wortes besserer Bedeutung macht. Sein Hochmuth ist gebeugt, aber nicht gebrochen, gebeugt unter ein anderes allmächtiges Gefühl. — Doch nicht von ihm jetzt — es muß mir erst klar werden, was man für die Zukunft von ihm zu hoffen hat.

„Helfrid —! Elin, sie ist ein Stern, welcher durch seinen hellen Glanz alles das Böse versöhnt, welches der finstere Hochmuth ihrer Mutter verursacht! Gott behüte sie . . .“

V.

Am folgenden Morgen stand ein Stallknecht an der Freitreppe und hielt ein Reitpferd am Zügel.

„Will Madame ausreiten?“ fragte der Graf, welcher vorüberging.

„Ja,“ war die Antwort.

„Ganz allein?“

„Ja, Herr Graf.“

Der Graf nahm den Weg hinunter nach dem Stalle, und einen Augenblick später trat Stephana heraus in einem schwarzen Reitkleid und einen Männerhut auf dem dunkelbraunen Haare.

„Nun, mein alter Ritter,“ sprach sie freundlich zu Eklund sich wendend, welcher auf der Treppe stand, „Sie werden mir wohl in den Sattel helfen.“

Der Alte verbeugte sich lächelnd und that, wie ihm geheißen war.

Als Stephana im Sattel saß, nickte sie ihm noch einmal zu, indem sie beifügte:

„Vergessen Sie nicht, sich zu erkundigen, was die Frau Gräfin für heute wünscht, und sagen Sie ihr, daß Baron Skjöld heute Nachmittag hier einen Besuch zu machen gedenkt.“

„Soll geschehen, Madame,“ erwieder Eklund und folgte der schönen Reiterin mit den Augen. „Wie sie so schön und gut ist,“ seufzte er, „wie schade, daß sie nicht vornehmen Standes ist.“

„Warum ist es denn schade?“ fiel Jane ein, welche eben die Treppe herabkam, und deren größtes Vergnügen darin bestand, sich mit dem Alten ein wenig zu zanken.

„Stephana ist so reich, daß sie des ganzen Adels spotten kann. Ich möchte doch wissen, warum sie vornehmen Standes sein sollte? Etwa, um sich so ungeschliffen zu benehmen, wie die Gräfin gestern

Abend gethan hat? Es ist in der That widrig, mitanzusehen, wie närrisch die Menschen sind. Die Gräfin, welche bettelarm ist, benimmt sich, als ob sie im Besitz von Millionen wäre, und weßhalb? — Ja, weil sie einen alten Namen hat, der aber ganz und gar nicht vor dem Verhungern schützt, im Fall man, wie die Gräfin, nicht über einen Pfennig zu gebieten hat."

„Mamsell!" rief der Alte, blutroth im Angesicht.

„Lieber Herr Eklund, meinen Sie vielleicht, die Gräfin habe sich gestern benommen, wie man von bessern Leuten zu erwarten hat? Mir kam es vor, als ob es Ihnen gar nicht wohl zu Muth gewesen wäre, als Sie beim Serviren des Thee's sich im Salon befanden. Aber es ist nicht der Mühe werth, Ihnen Vernunft zu predigen, denn das hieße sein Pulver nach Krähen zu verschießen."

Mit diesen Worten ließ Jane den alten Eklund stehen.

Als derselbe sich umdrehte, um die Treppe hinaufzusteigen, befand er sich, Auge in Auge, Fräulein Helfrid gegenüber.

Man sah ihr an, daß sie Jane's Worte gehört hatte, denn es lag ein Ausdruck des Mißvergnügens auf ihren schönen Zügen.

„Diese Mamsell Smith ist so unverschämt, daß das gnädige Fräulein auf das, was sie sagt, nicht zu achten braucht," stammelte Eklund, sich tief verbeugend.

„Es lag in dem, was sie sagte, keine Unverschämtheit, sondern Wahrheit, lieber Eklund," antwortete Helfrid mit einem wehmüthigen Lächeln ge-

gen den Alten, welcher sie mit Unruhe betrachtete. Darauf nahm sie ihren Weg weiter nach dem Park.

Inzwischen war Stephana in frischem Trab Akersnäs zugeritten. Sie war noch nicht weit, als der Schall schneller Hufschläge ihr zu erkennen gab, daß Jemand hinter ihr herkam.

Stephana sah sich um und erkannte den Grafen. Sie hielt nun ihr Pferd an und ließ es langsam gehen, so daß Hermann in wenigen Augenblicken sich an ihrer Seite befand.

„War es meine Person, die Sie einholen wollten, Herr Graf?" fragte Stephana, nachdem der erste Gruß gewechselt worden war.

„Ja, Madame, ich nahm mir, als ich erfuhr, daß Sie ausreiten wollten, die Freiheit heraus, ohne Ihre Erlaubniß mich zu Ihrem Kavalier machen zu wollen."

„Ich glaube wirklich, Sie bedürfen, Herr Graf, nicht erst einer Erlaubniß von mir, um zu wissen, daß ich gern in Ihrer Gesellschaft bin. Meine Freunde fallen mir niemals beschwerlich, merken Sie sich das, Herr Graf."

„Wissen Sie, Madame, daß ich mich oft durch Ihre Güte wie zermalmt fühle, denn sie ist größer, als ich sie bei irgend Jemand gesehen habe. Jetzt zum Beispiel, wo Sie so viele Gründe zum Mißvergnügen, um nicht Zorn zu sagen, hätten, bedienen Sie sich nur freundlicher Worte gegen mich."

„Mißvergnügen gegenüber von Ihnen? Wie wäre ich hiezu im Stande; im Gegentheil, ich empfinde seit gestern Morgen einen höhern Grad von Achtung gegen Sie, als zuvor."

„Seit gestern Morgen!“ wiederholte der Graf. „Ach, Madame, wenn ich noch einmal Zwanzigtausend zu verlieren hätte, ich würde sie hingeben, um mir noch einmal einen solchen Augenblick erkaufen zu können. Gewiß meinte das Schicksal, hierin läge ein allzu großer Trost für mich, und darum sollte ich durch die Qual des Abends dafür büßen.“

Hermann schwieg und betrachtete Stephana, welche, ohne ihre Miene zu verändern, ihm zuhörte.

„Madame,“ nahm der Graf wieder das Wort, „können Sie meiner Mutter verzeihen?“

„Verzeihen, was?“ erwiederte Stephana aufschauend.

„Brauche ich es Ihnen wirklich zu sagen?“

„Ja.“

„Ihr thörichtes und hochmüthiges Benehmen von gestern. Ich las in Ihrem Angesicht, daß Sie sich dadurch verwundet fanden, obschon Sie aus Herzensgüte eine vollkommene Gefühllosigkeit vorgaben.“

„Nein, Sie irren sich, Herr Graf, wenn Sie glauben, daß dieselbe mich verwundete. Im Fall sie dieß gethan hätte, läge allerdings für mich ein Grund vor, Etwas zu verzeihen; nun aber betrachte ich Alles eben als eine Eigenheit der Gräfin und bezog ihre Worte und ihr Benehmen nicht auf mich.“

Ohne daß Stephana es merkte, lag in ihrem Ton etwas Kaltes.

„Noch in diesem Augenblick wirkt die Erinnerung an meiner Mutter Benehmen unangenehm auf Sie ein; das können Sie nicht läugnen.“

„Sie haben Recht; diese Erinnerung verstimmt

mich, aber das beweist nicht, daß die Bemühungen der Frau Gräfin gelungen sind."

„Wenn Sie sich auch nicht verwundet fühlen, so sind Sie doch mißvergnügt darüber, Menschen zu sehen, welche das Recht auf Erkenntlichkeit, die Sie von denselben zu fordern haben, so gänzlich vergessen. Ach, Madame, ich habe niemals geglaubt, meine Mutter könnte so handeln, daß ich mich genöthigt sähe, meine Mißbilligung ihres . . ."

„Hochmuths auszusprechen," fiel Stephana ein.

„Der Ausdruck lautet streng, aber es ist leider wahr."

„Wissen Sie, Herr Graf, was der Grund war, daß die Worte und das Benehmen der Frau Gräfin eine unangenehme Wirkung hervorbrachten?"

„Daß sie einen auffallenden Mangel an Zartgefühl an den Tag legte."

„Ach nein! Der Adel hat niemals diese Rücksicht für Andere gehabt, als für solche, welche über ihm stehen. Im Uebrigen versichere ich Sie, daß ich nicht einen Augenblick deren Ausfälle auf mich bezog, denn sie waren gegen Personen ohne Geburt gerichtet, die sich denjenigen, welche im Besitz davon sind, aufdrängen, und dieß ist eine Schwachheit, die man mir nicht zur Last legen kann. Aber, sehen Sie, Herr Graf, ich kam auf Betrachtungen, welche jene tiefe und bittere Verachtung erweckten, die ich mein ganzes Leben gegen jede Unterdrückung und gegen Alles, was den Namen Unterdrücker verdient, gehegt habe, und dann dachte ich an . . ."

Stephana schwieg. Eine matte Röthe übergoß mit ihrer Rosenfarbe die Lilien der Wangen.

„An was?“

„An Sie,“ antwortete Stephana.

Ihre Augen begegneten sich.

Eine Sekunde schwiegen beide; darauf nahm sie wieder das Wort:

„Ich dachte daran, wie viele Thränen, wie viel stilles und unnennbares Leid Ihr Hochmuth einem Herzen gekostet haben mochte, welches unter dem Kampfe mit allen den Qualen, wozu Sie es verurtheilten, seine besten Kräfte verlor und seine Jugend kalt und einsam dahinfliehen sah, ohne Glück und ohne Hoffnung für die Zukunft. Da, als ich den Abgrund ermaß, welcher von Hochmuth und Egoismus gegraben wird, da empfand ich einen peinlichen und widerwärtigen Eindruck, beim Anblick dieser Mutter, welche in Ihr Herz den Saamen dieses Unkrauts ausgestreut hat, das, wenn es Wurzel schlägt und aufwächst, jeden Keim edler und erhabener Gefühle erstickt, welche Gott in das Menschenherz gelegt hat. — Wären Sie ein Kind aus dem Volke gewesen, das genöthigt war, seine Seele zu veredeln, seine Kenntnisse zu erweitern und sich in der Welt vorwärts zu arbeiten, ohne daß Herz und Denkart durch Vorurtheile mißleitet worden wären, wie ganz anders würde sich da Ihr Leben gestaltet haben! Welche andere Carrière hätten Sie dann gemacht, und wie viel größer und edler würden dann die Eigenschaften Ihrer Seele hervorgetreten sein! Sie hätten dann einen hohen Standpunkt auf dem Gebiete der Bildung und Intelligenz eingenommen, und Ihre Seele wäre nicht mit der Erinnerung einer ungerechten und gewissenlosen Handlung be-

lastet worden. — ‚Selbstständigkeit ist der Zweck des Lebens', sagt unser großer Dichter, und er hat Recht, denn nur der freie Mann ist selbstständig, nicht der Aristokrat, welcher, in dem Sumpf der Vorurtheile steckend, sich zu deren Sclaven macht und dadurch verhindert wird, auf der lichten Bahn der Aufklärung und Bildung zu wandeln."

Während Stephana sprach, hatte Hermanns Stirne sich verfinstert. Als sie einen Augenblick anhielt, beharrte auch er in Stillschweigen.

„Sie litten gestern unter dem Benehmen Ihrer Mutter gegen mich," begann Stephana wieder; „und Sie mißbilligten deren Hochmuth; aber, mein Gott, wie unbedeutend war das Leiden, welches hieraus entsprang, gegen die Wirkung, welche Ihre Handlungsweise auf Elins Leben gehabt haben mußte? — Sie fanden Ihre Mutter unzart und herzlos in ihren Worten. Graf Hermann, was war es gegen die Grausamkeit, welche Sie begingen, als Sie eine junge unschuldige Frau aus keinem andern Grunde, als weil dieselbe gleich mir von geringer Geburt war, verstießen? — Ihrer Mutter Benehmen war unverständig; das Ihrige — unverzeihlich."

„Unverzeihlich!" wiederholte der Graf, Stephana anschauend; „und doch Madame, gaben Sie mir gestern eine so freundliche Versicherung Ihres Wohlwollens."

Hermanns Ton war bitter.

„Diese gebe ich Ihnen auch heute, Herr Graf," antwortete Stephana mit einem solchen Ausdruck von Güte und Milde in Blick und Ton, daß die Wolke auf Hermanns Stirne verschwand. Eben-

darum, weil ich aus aufrichtigem Herzen Wohlwollen gegen Sie empfinde, rede ich mit Ihnen die ungeschminkte Sprache der Wahrheit. — Es ist die Pflicht des Freundes, uns unsere Fehler zu sagen, und ich würde mich stolz und versöhnt mit dem Leben fühlen, wenn ich die Kraft besäße, aus Ihrem sonst so starken und rechtschaffenen Charakter den dunkeln und häßlichen Flecken zu vertilgen, welchen Vorurtheil und Geringschätzung gegen wirkliches Verdienst darin zurückgelassen hat. Glauben Sie mir ein für allemal, daß was ich, ein geringes Kind aus dem Volke, zu Ihnen, dem Sohn der Hochgebornen, rede, aus einem warmen Verlangen hervorgeht, den Sprößling eines geachteten Namens so achtungswerth zu machen, wie ein Mann von wahrer Ehre sein soll. Möglicherweise wird es Ihnen vermessen von einer Frau vorkommen, daß sie sich zutraut, die Fehler eines Mannes verbessern zu können; aber Sie haben Unrecht. So gewiß als der Mann das Vermögen besitzt, mächtig auf den Charakter der Frau einzuwirken, so wahr ist es, daß die Frau, wenn es ihr gelingt, eines Mannes Achtung zu gewinnen, einen großen Einfluß auf seine Denkart und selbst auf die Richtung gewisser Charakterzüge ausübt. Als Ihre wirkliche Freundin schmeichle ich mir, auf Sie wenn auch in geringem Maße wirken zu können."

„In geringem Maße! Ach, Madame, Sie wissen nur allzu wohl, daß Ihre Macht über mich groß, beinahe unbegrenzt ist, weil Sie mich nicht allein durch Ihre Ueberlegenheit beherrschen, sondern fast noch mehr dadurch, daß man vor den Tugenden,

welche die Frau so anbetungswürdig machen, das Knie beugen muß. Des Einflusses Ihres Geistes, Ihrer Schönheit würde man sich vielleicht erwehren können, aber derjenige, welchen Sie durch Ihre Güte und durch Ihr warmes Gefühl für Alles, was recht und wahr ist, ausüben, ist so mächtig, daß man selbst Ihre Mißbilligung beinahe mit Dankbarkeit aufnimmt, weil man erkennen muß, daß Sie Recht haben. — Wären alle Frauen so wie Sie, so würden wir Männer besser sein, als wir jetzt sind, — denn ich weiß nur allzu wohl, wie sehr die Frau in das geistige Leben eingreift, und wie sie es vielleicht ist, welche demselben seine Richtung gibt. — Reden Sie deßhalb die Sprache der Wahrheit mit mir und glauben Sie, daß ich, sofern ich nur Ihres Wohlwollens gewiß sein darf, Sie immerdar mit Erkenntlichkeit anhören werde. Sie wissen nur zu wohl, daß Ihre Worte einen unauslöschlichen Eindruck auf meine Seele machen."

„Unauslöschlich, Herr Graf?"

„Ja, denn Sie haben eine vollständige Umwälzung in meinen Vorurtheilen und in meiner Denkart hervorgebracht."

„Das wird die Zukunft lehren."

„Die Zukunft, sagen Sie? Habe ich wohl eine solche?"

„Herr Graf, Sie sind Mann, und als solcher können Sie wohl eine Frage dieser Art stellen?"

Sie waren jetzt an dem Hof von Akersnäs angekommen.

Auf dem Heimweg gerieth das Gespräch öfters

ins Stocken, so wie es sich überhaupt um allgemeinere Gegenstände drehte.

„Warum ist Herr Lange gestern nicht in Kungsborg gewesen?“ fragte Hermann.

„Er arbeitete den ganzen Abend mit seinem Zeichner,“ war die Antwort.

„Kommt er heute Abend herüber?“

„Ja, ich habe ihn darum gebeten, um uns bei dem Besuch des Barons und der kleinen Freifrau, die sich für heute in Kungsborg ansagen ließen, behülflich zu sein. Sie überreden wohl die Frau Gräfin, diesen Abend meinen Salon gleichfalls zu beehren?“

„Wollen Sie das?“

„Ja, gewiß.“

„Aber ein Dacapo von gestern wäre minder angenehm und in Gegenwart fremder Personen für mich ungemein demüthigend.“

„Bedenken Sie, Herr Graf, daß ich es nicht auf mich beziehe; aber ich würde mich verletzt fühlen, wenn man glauben könnte, ich lasse es jetzt, wo Jedermann zu ahnen glaubt, daß der Tod des Großhändlers H. unangenehme Folgen für Sie gehabt hat, an Aufmerksamkeit gegen die Frau Gräfin fehlen.“

„Sie sollen Ihren Willen haben; meine Mutter wird sich einfinden.“

„Ich danke Ihnen.“

„Kommen noch mehr Fremde?“

„Der Seekapitän von Holm und der Pastor mit Familie. — Sie wissen ja, daß ich für den jungen Seemann und seine Mutter ein wenig eingenommen

bin," setzte Stephana lächelnd hinzu, „und ich sehe den rüstigen, jungen Mann gern, welcher sich vom Küchenjungen zum Schiffskapitän emporgeschwungen und durch unermüdete Arbeit eine unabhängige Existenz sich geschaffen hat, wodurch es ihm möglich wird, nachdem er das kleine, reizende Holm erworben, den Winter bei Mutter und Schwestern daheim zu bleiben. Jetzt, seitdem er seine eigene Scholle Landes besitzt, hat er auch angefangen, daran zu denken, daß die Seele gleichfalls ihrer Nahrung bedarf, und darum blieb er daheim, um durch Lektüre an seiner Ausbildung zu arbeiten. Das ist just ein Mann nach meinem Geschmack, so wie ich wünschte, daß alle wären. Der Umgang mit meinem lieben, lieben Jacobo wird Kapitän Rudolfi zu einem gebildeten Mann machen, denn Jacobo besitzt die Gabe, welche Wenigen eigen ist, nämlich seine eigenen Kenntnisse Andern zu inoculiren.

Der Graf schien nicht sonderlich davon erbaut, die Lobpreisungen, womit Stephana die beiden jungen Männer überhäufte, anzuhören.

Er schwieg und sah zerstreut aus.

VI.

Die Gäste waren noch nicht angelangt, als Helfrid in den großen Salon trat. Er war leer.

Sie setzte sich an ein Fenster; und die bleiche Wange, der unruhige Blick sagte, daß sie mit sehr gemischten Gefühlen nach ihrer letzten Unterredung einem Zusammentreffen mit Jacobo entgegensah. Sie

hatte ihn nicht gesehen, seitdem er von der Hauptstadt zurückgekehrt war.

Von diesen Gefühlen ergriffen war sie, nach der Gräfin Wunsch, vor dieser erschienen, denn ihre Mutter gedachte erst am Abend die Gesellschaft durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Den Kopf auf die Hand gestützt, schaute Helfrid in den Garten hinaus und horchte mit hochklopfendem Herzen auf das Geräusch eines jeden Schrittes in den angrenzenden Zimmern.

Plötzlich zuckte sie zusammen.

Es war sein Schritt.

Im nächsten Augenblick hörte sie ihn eintreten; aber es schien Helfrid eine Unmöglichkeit, sich umzudrehen und dessen klarem, mildem und durchdringendem Auge zu begegnen, nachdem er das Geheimniß ihres Herzens kannte.

Sie blieb unbeweglich sitzen, bis er, an ihrer Seite stehend, guten Tag sagte.

Helfrid war jetzt gezwungen, sich umzusehen und ihre Hand in die seinige, welche er ihr darbot, zu legen.

Jacobo hielt ihre Hand in die seinige geschlossen und sagte:

„Fräulein Helfrid, ich blieb gestern von Kungsborg bloß um Ihretwillen weg, obwohl ich schon am Morgen von meiner Reise zurückgekehrt war, denn ich fürchtete, durch meine Gegenwart Ihnen beschwerlich zu fallen. Sagen Sie mir nun aufrichtig, wird mein Anblick bei Ihnen allezeit diese lästige Prüderie hervorbringen, welche ich jetzt auf Ihrem Angesichte lese? Wenn dem so ist, so werde

ich nur zu solchen Stunden nach Kungsborg kommen, wo Sie nicht mit mir zusammenzutreffen brauchen. — Glauben Sie mir, ich will jedes Opfer, das Sie wünschen, darbringen, um Ihnen eine Qual zu ersparen."

Jetzt erhob Helfrid ihre Augen zu ihm. Die Röthe, welche die Verlegenheit hervorgerufen hatte, verschwand, und sie antwortete, allerdings mit etwas unsicherer, aber doch ruhiger Stimme:

„Diese Prüderie, wie Sie es nennen, wird nicht mehr wiederkehren. Sie wissen nur allzu wohl, daß Ihr Anblick für mich keine Plage ist."

„Wie wollen Sie denn, daß es zwischen uns sein soll? Sie haben über mich zu gebieten. Wollen Sie, daß ich mich Ihnen mit der frühern Vertraulichkeit nähere?"

„Herr Lange, wir können niemals Fremdlinge für einander werden," fiel Helfrid lebhaft ein.

„Ich danke Ihnen," erwiederte Jacobo, während in seiner Miene sich Zufriedenheit aussprach. „Ihre Antwort macht mich glücklich; sie erfüllt eine meiner liebsten Hoffnungen; denn sie beweist mir, daß Sie Vertrauen zu mir haben."

Es entstand eine kurze Pause.

Jacobo setzte sich auf einen Stuhl neben Helfrid.

„Wie brachten Sie den Abend gestern zu? Ich wußte, daß Sie beisammen sein würden," begann Jacobo, um Helfrid dadurch, daß er eine gleichgültigere Conversation eröffnete, von allem Zwang zu befreien.

„Ja, wir waren beisammen, aber es machte sich nicht sehr unterhaltend," antwortete Helfrid, welche

mit einem eigenthümlich peinlichen Gefühl sich des Benehmens ihrer Mutter erinnerte.

„Ich unterhielt mich auch nicht zum besten, denn ich fand es langweilig, nachdem ich von den lieben Freunden hier lang getrennt gewesen, deren Gesellschaft zu missen.“

„Sie haben so viele Mittel, um die Langeweile zu vertreiben, und sollten also nicht davon heimgesucht werden.“

„Sie haben Recht; ich leide auch sonst niemals an diesem Uebel; aber der gestrige Tag machte eine Ausnahme.“

„Und warum?“

„Weil ich an Sie dachte und Sie wiederzusehen wünschte, aber dessen ungeachtet mir den Zwang auferlegte, in Akersnäs zu bleiben. Die Folge dieses Streites zwischen meinem Wunsche und meinem Vorsatze war, daß Alles, was ich unternehmen mochte, mir unerträglich vorkam.

„Es ist ja aber auch früher manchmal geschehen, daß Sie von Kungsborg wegblieben, und da haben Sie sich nicht hieher gesehnt. Dieß gibt mir zu der Besorgniß Veranlassung, daß . . .“

Helfrid stockte. Sie begegnete Jacobo's ehrlichen Augen, und was sie zu sagen beabsichtigte, kam ihr wie eine ungerechte Anklage vor.

„Sie fahren nicht fort,“ sagte Jacobo lächelnd, und ich fürchte, daß Sie eben im Begriff standen, einen Gedanken auszusprechen, welchen Sie selbst bei näherer Ueberlegung als unrichtig erkannten.

„Ich gebe es zu.“

„Der Gedanke bewies kein sonderliches Vertrauen zu mir.“

„Aber auch kein Mißtrauen.“

„O doch, gerade Mißtrauen. Sie hatten im Sinn zu sagen: ‚Ich fürchte, Sie sagen nur so, um mir zu schmeicheln.‘

Wiederum lächelte Jacobo so gutmüthig Helfrid zu, während er hinzusetzte:

„Vergessen Sie nicht, Fräulein Helfrid, daß ich niemals, wenn ich rede, etwas Anderes als die Wahrheit sage. Es kann wohl geschehen, daß ich nicht immer sage, was ich denke, aber es kommt niemals vor, daß ich das Gegentheil davon sage, oder daß ich, aus einem oder dem andern Grunde, um Andern zu schmeicheln oder zu Gefallen zu sprechen, Gedanken oder Gefühle heuchle, die mir fremd sind. Sie können stets meinen Worten glauben; kommt denselben auch kein anderes Verdienst zu, so haben sie doch das der Wahrheit.“

„Das glaube ich auch treu und fest; und was ich zu sagen beabsichtigte, entsprang aus der Besorgniß, Sie ....“

Wiederum stockte Helfrid und sah Jacobo an.

„Haben Sie die Güte, auszureden.“

„Daß Sie möglicher Weise aus Rücksicht auf meine Schwachheit mir zu verstehen geben wollten, ich hätte einigen Werth für Sie.“

„Ich meinerseits glaubte, mein Fräulein, Sie hätten längst schon gesehen, daß dieß in Wirklichkeit sich so verhält, und daß ich gern von Ihnen als Freund behandelt zu werden wünschte. Weßhalb ich ganz besonders gestern mich darnach sehnte, Sie zu

sehen, hatte seinen Grund theils darin, daß ich vierzehn Tage von hier abwesend war, theils darin, daß unser letztes Gespräch entweder eine Annäherung oder eine absolute Entfernung zwischen uns in sich schloß. Ich wünschte zu erfahren, wie Sie mich zu behandeln sich vorgenommen hätten."

„Konnten Sie wirklich an die Möglichkeit glauben, daß ich Ihnen als einem Fremdling begegnen würde?"

„Der Stolz macht oft, was unmöglich ist, möglich."

„Es gibt ein Gefühl, welches mit seiner Macht auch das stolzeste Herz beugt," flüsterte Helfrid.

„Gott weiß es! — Sollten Sie zum Beispiel den Muth haben, sich aus Liebe mit einem Bürgerlichen zu vermählen?"

Jacobo's Auge weilte mit ruhigem Ausdruck auf Helfrid.

„Muth?" entgegnete Helfrid traurig lächelnd; „dazu wäre kein großer Muth erforderlich; aber ich würde nicht das Recht dazu haben."

„Mein Fräulein, die Zeiten sind vorüber, wo das Gesetz die Liebe zwischen Personen aus dem Adel und dem Plebejerstande mit einer Strafe belegte."

„Ich habe kein moralisches Recht dazu, denn eine solche Handlung würde meine Mutter ins Grab stürzen. Sie würde es mir niemals verzeihen."

„Und Sie würden sich für ein solches Vorurtheil Ihrer Mutter aufopfern?"

„Ich weiß nicht, ob Sie Recht haben, wenn Sie es Vorurtheil nennen; aber wie dem nun auch sein

mag, so ist es Pflicht eines Kindes, sich den Willen seiner Eltern zum Gesetz zu machen und nicht um seines Glückes willen deren Frieden zu opfern oder Kummer auf ihr Leben zu häufen. Jede Entsagung, welche ein Kind sich für sie auferlegt, ist auf alle Fälle eine immer noch sehr geringe Vergeltung für alle die Liebe, womit sie das Kind überhäuft haben. Ich für meinen Theil könnte wohl sterben, aber niemals aufhören, mich mit Ehrfurcht unter meiner Mutter Begriffe von dem, was recht ist, zu beugen. — Sie ist ja mein ganzes Leben lang und so weit ich zurückdenken kann, die Person gewesen, welche ich am höchsten auf Erden liebte; wie sollte also eine jüngere Liebe mich bestimmen können, meine erste so zu vergessen, daß ich sie für jene aufopfern sollte? Unmöglich! Wenn es sich um das Glück meiner Mutter und das meinige handelt, gibt es für mich keine Wahl."

„Stephana hat Recht. Sie sind eine bewundernswürdige Tochter. Selbst wenn in Ihrer Auffassung Manches liegt, was nicht wahr ist, so erscheint sie doch in allen Fällen so schön und so voll Ergebenheit, daß ich dieselbe nicht blos hochachte, sondern auch bewundere."

„Eben darum liebt er mich nicht," dachte Helfrid; aber als ob Jacobo diesen Gedanken in ihrer Seele gelesen hätte, setzte er hinzu:

„Wenn ich ein Mädchen noch so hoch und leidenschaftlich liebte, möchte ich doch um keinen Preis der Welt mir deren Besitz dadurch erkaufen, daß sie damit den Willen ihrer Mutter übertreten, oder dieser Mutter den geringsten Kummer bereiten sollte.

Lieber würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, als eine solche Schuld auf mein Gewissen laden."

Hier wurde das Gespräch durch Stephana unterbrochen, und kurz darauf trat der Graf ein. — In einer Stunde war der ganze Saal voll von Gästen.

Die Freifrau von T., eine entzückende, lebhafte und geistreiche Wittwe schien nur Augen für Jacobo zu haben.

Baron Skjöld war eitel Aufmerksamkeit gegen Helfrid und die einnehmende Wirthin, welche später der Gegenstand aller Huldigungen zu sein schien, denn sie war so reich, daß Niemand sich mit ihr messen konnte.

Stephana dagegen benahm sich mit einer so einfachen Würde, daß man deutlich sah, wie sie auf die Artigkeiten der Hochgebornen keinerlei Werth legte.

Ihr verbindlichstes Lächeln und ihre herzlichsten Worte widmete sie der wirklich liebenswürdigen Familie des Seekapitäns. Dieselbe bestand aus der Mutter, Wittwe eines Seekapitäns, zwei einnehmenden Mädchen zwischen neunzehn und einundzwanzig Jahren, sammt dem Sohn, dem jungen Kapitän, einem Mann von achtundzwanzig Jahren mit einem frischen, offenen und stattlichen Aeußern und einfachen, angenehmen Manieren.

Jedermann bemerkte das, und wer von Adel war, nahm es für Geldstolz.

Der Abend war weit vorgeschritten, als die Gräfin, welche jetzt sich ziemlich wohl befand, eintrat.

Stephana ging ihr auf halbe Länge des Salons entgegen, und Hermann bemerkte, daß sie während dieser wenigen Schritte mehrmals die Farbe wechselte. Sein Auge hing fest an Stephana's Angesicht, als ob er darin lesen wollte, wie sie seine Mutter begrüßen würde.

Mit einem ebensowohl einnehmenden als herzlichen Ausdruck hieß sie die Gräfin willkommen, welche gerade wie an den früheren Tagen diesen Gruß so hochtrabend erwiederte, daß Jedermann in dem ganzen Wesen derselben zu erkennen vermochte, wie sie eben Stephana für eine Person ansah, welcher sie es unter ihrer Würde hielt etwas Anderes als eine kalte und abgemessene Höflichkeit zu erweisen.

Das höchst Anstößige, welches in der Art und Weise der Gräfin lag, schien an Stephana abzugleiten und nicht einmal im Stande zu sein, eine einzige Muskel in ihrem Angesichte zu verändern. Ihr Benehmen gegen die Gräfin blieb sich gleich, nur mit dem Unterschiede, daß Stephana, nachdem sie die Pflicht der Begrüßung der Gräfin erfüllt hatte, sich zurückzog und nicht mehr mit der vornehmen Dame beschäftigte.

Die Gräfin war in einem ganz steifen und langweiligen Gespräch mit Baron Skjölds Mutter begriffen, als ihre Aufmerksamkeit sich auf die Worte richteten, welche zwischen Jane und der Probstin gewechselt wurden, die sehr intime Freundinnen geworden waren und eben ganz vertraulich mit einander plauderten.

„Also, es kommen diesen Sommer viele Fremde hieher; und Du glaubst, meine liebe Jane, daß wir

noch vor dem Herbste hier auf Kungsborg Hochzeit haben werden?"

„Davon bin ich vollkommen überzeugt, denn, siehst Du, schon in Barthen war Lord Charter so verliebt in Stephana, daß ich glaubte, er würde sie mit Gewalt entführen; aber vermuthlich gab ihm Stephana damals ein bestimmtes Versprechen, denn er reiste ab; und bei unserer Ankunft in London war der Lord der erste, welcher uns empfing; auch sollten wir in keinem Hotel logiren, sondern wohnten die ganze Zeit bei der Mutter des Lords, einer höchst liebenswürdigen Dame. Sie ist eine geborne Herzogin H. Als wir England verließen, wurde ausgemacht, daß der Lord diesen Sommer mit Elin Romarhjerta hieher kommen sollte."

„Elin Romarhjerta, liebe Jane, wer ist das? Sie ist wohl mit unserem Grafen verwandt, denn es gibt nur eine Familie Romarhjerta in Schweden."

„Sehr möglich, ich weiß Nichts davon. Mir ist nur so viel bekannt, daß Elin und Stephana sehr gute Freundinnen sind, und daß sie hieher kommt, wahrscheinlich um Stephana's Hochzeit anzuwohnen."

„Aber aus welchem Grunde glaubst Du denn so sicher, daß der Lord und Frau Stephensen ein Paar werden?"

„Ah, das ist mir ganz klar. Du kannst Dir wohl vorstellen, daß Stephana nicht so verschlossen gegen mich ist, um mich nicht dieß und jenes wissen zu lassen, obwohl es natürlich nicht angeht, daß ich dergleichen wieder ausplaudere. Das ist gewiß, daß es hier noch vor dem Herbst eine Hochzeit gibt."

„Hast Du von dem Unglück gehört, welches mit

dem Großhändler H. sich ereignete?" fragte jetzt die Probstin. „Frau Stephensen hat ja Geld bei ihm stehen gehabt, sagte der Hüttenverwalter."

„Ich glaube, es war so; aber das hatte für sie Nichts zu bedeuten, wenn sie auch verlor; anders verhält es sich mit der gräflichen Familie."

„Ja, die hat Alles verloren, was sie noch besaß."

„Still, man darf nicht davon reden," mahnte, Jane, welche bemerkte, daß die Gräfin horchte.

Die stolze Dame lehnte sich in die Sophaecke zurück; sie war sehr bleich geworden und in Gedanken versunken, während die Freifrau Skjöld in halb flüsterndem Tone sich über Stephana's Geldstolz ausließ, welcher zur Folge hatte, daß man ordentlich ihr den Hof machen mußte, um nachbarlichen Umgang mit ihr pflegen zu dürfen.

Die Freifrau beschrieb dann weiter, wie unmöglich es wäre, mit Stephana sich auf einen vertraulichen Fuß zu stellen, da sie sich gleichsam hinter ihrem Reichthum zu verschanzen pflege."

„Endlich sagte die Gräfin mit einiger Ungeduld:

„Der Fehler, meine Liebe, liegt eben darin, daß der Adel mit dergleichen Emporkömmlingen zu viele Umstände macht und sie aufsucht. Sie sind es, welche uns aufsuchen sollten, aber in unserer Zeit ist es so schlimm geworden, daß der Adel alles Gefühl seiner Würde verloren hat.

„Meine beste Gräfin, Du vergissest, daß wir leider in einer Zeit leben, wo das Geld die Hauptrolle spielt, und der beste Beweis davon ist, daß Graf Romarhjerta bei Frau Stephensen den ersten Inspektor macht, und daß Du selbst ihr Gast bist.

Die Freifrau versetzte mit Wohlbehagen ihrer stolzen Freundin diesen Hieb; dann erhob sie sich und verließ die Gräfin, erfreut, deren Bemerkung dadurch bezahlt zu haben, daß sie dem Romarhjertaschen Hochmuth eine tödliche Wunde geschlagen hatte.

Die Gräfin bekam hierauf einen Anfall von Husten, und als Stephana herzutrat, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, empfand die Gräfin bei dem Gedanken an die Worte der Freifrau eine solche Erbitterung gegen sie, daß sie sich nicht einmal so weit beherrschen konnte, um wenigstens mit kalter Höflichkeit zu antworten, sondern blos bemerkte:

„Haben Sie die Güte, sich nicht mit mir zu beschweren, Madame.

Stephana's Miene veränderte sich nicht im Mindesten, und da sie aufschaute, begegnete sie Hermann's Blick, welcher mit einem traurig bittenden Blick sie gleichsam um Verzeihung für seine Mutter anzusprechen schien.

Sie antwortete mit einem Lächeln, welches bedeutete:

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Nichts mich zu verwunden oder zu demüthigen vermag."

Ein Glas Zuckerwasser stillte den Husten der Gräfin, und während der Arzt sich an ihrer Seite niederließ und eine interessante Abhandlung über Reisen in warmen Himmelsstrichen und deren wohlthätigen Einfluß auf eine schwache Brust hielt, begab sich die übrige Gesellschaft in die Gemäldegallerie, um die ausgezeichnete und zahlreiche Sammlung in Augenschein zu nehmen.

Nach einer Weile kam sie wieder in den Salon herunter.

„Es war sehr schade, daß alle Familienportraits ein Raub der Flammen wurden," bemerkte der Baron gegen Hermann.

„Ja, es war ein schmerzlicher Verlust," fiel die die Gräfin ein, „denn er ist nicht mehr zu ersetzen."

„Ein Bildniß ist indessen noch vorhanden, wie ich sah," fuhr der Baron fort, indem er neben der Gräfin Platz nahm.

„Meines Wissens wurde Nichts gerettet."

„Frau Stephensen hat aber noch eins, welches in der Gemäldegallerie hängt," fiel die Freifrau ein.

„Welches denn, wenn ich fragen darf?" sagte die Gräfin, indem sie den Kopf zurückwarf und Stephana mit einem herausfordernden Blick ansah. Sie war darauf gefaßt, Elins Namen zu hören.

„Es ist das Portrait der Gräfin Gunilla Romarhjerta, welches ich in meinem Besitz habe," antwortete Stephana; „der Herr Graf erwies mir die Artigkeit, es mir zu überlassen, weil ich an der Schönheit des Angesichts Wohlgefallen fand."

„Ah so; Gunilla ist niemals als eine Angehörige der Familie Romarhjerta betrachtet und niemals als eine solche anerkannt worden. — Kennen Sie deren Geschichte, Madame?" setzte die Gräfin mit scharfem Ton und direct gegen Stephana gewendet hinzu.

„Nein, ich habe nur gehört, sie sei sehr unglücklich gewesen, was im Verein mit ihrer Schönheit zur Folge hatte, daß ich mich für das Portrait interessirte."

„Ich habe schon als Kind von dem Schlafzimmer

der Gräfin Gunilla hier im Schlosse erzählen hören," fiel die alte Freifrau Skjöld ein; „aber ihrer Geschichte kann ich mich nicht mehr erinnern."

„Da bin ich glücklicher," bemerkte der Probst, „denn ich habe sie gehört; die Gräfin Gunilla soll ursprünglich eine arme Fischerstochter gewesen sein."

„So viel habe ich auch auch vernommen," äußerte Stephana; „aber etwas Weiteres über sie scheint Niemand zu wissen."

„Außer mir," fiel die Gräfin wieder ein; „und wenn Sie Lust haben, Madame, so will ich Ihnen das Schicksal dieser Gunilla erzählen. Es ist sehr lehrreich für Jedermann, der glaubt, daß man ungestraft mit der Achtung vor einem alten, geehrten Namen spielen darf. Vielleicht macht es Ihnen Unterhaltung, dieselbe zu hören?"

Die großen Augen der Gräfin waren mit einem eigenthümlichen, harten Ausdruck auf Stephana gerichtet.

Stephana schaute sie dagegen mit einem so ruhigen und ernsten Blicke an, daß die Gräfin den ihrigen senkte, als jene einfach zur Antwort gab:

„Ja, Frau Gräfin, das würde mich wirklich interessiren."

„Eine solche Erzählung kann aber schwerlich die ganze Gesellschaft interessiren, und Frau Stephensen hat so manche andere Gelegenheit, dieselbe zu hören," fiel Hermann ein.

Aber nunmehr versicherte die ganze Gesellschaft, daß sie sich höchlich dafür interessire, und die Folge davon war, daß die Gräfin, obwohl mit einiger Beschwerde, die Erzählung begann, welche eine leb-

hafte Farbe auf ihren abgezehrten Wangen hervorrief.

Es lag etwas Fanatisches in dem fieberhaften Blick.

„Im Jahre 1720 war der Reichsdrost Romarhjerta der Hauptrepräsentant und Besitzer des ganzen Vermögens dieser edeln Familie.

„Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste, Graf Carl, war von unglücklicher, phantastischer Gemüthsart mit wilden, unbeugsamen Leidenschaften. Er machte zu der oben erwähnten Zeit eine Reise nach dem Continent und hielt sich mehrere Jahre in Frankreich auf.

„Plötzlich entstand das Gerücht, daß Carl, Fideicommißerbe und künftiges Haupt der Familie, in der Bretagne sich mit einer armen Fischerstochter verheirathet habe und dort ein Hirtenleben führe.

„Dem Reichsdrosten kam das Gerücht so fabelhaft vor, daß er keinen Augenblick daran glaubte; und dieß war auch ganz natürlich, denn wie konnte er sich denken, daß ein Graf Romarhjerta einen der edelsten Namen, welchen insonderheit jedes Mitglied der Familie mit Achtung und Stolz getragen hatte, bis zu einem solchen Grad erniedrigen könnte? Bis jetzt war noch kein Beispiel vorgekommen, daß ein Romarhjerta auch nur versucht hätte, auf seinen edeln Stamm ein unebenbürtiges Reis zu pfropfen.

„Einige Zeit nachdem das oben erwähnte Gerücht sich verbreitet und bereits wieder verloren hatte, kam ein Brief aus Paris an den Reichsdrost an. Derselbe war von einem Cousin der jungen Grafen geschrieben. Dieser Brief enthielt die traurige Bestätigung, daß Carl Romarhjerta die Achtung vor

sich selbst und seinem Geschlecht so weit vergessen hatte, um sich wirklich mit einer bretagnischen Fischerstochter zu verheirathen. Der Schlag war so unerwartet für den Reichsdrost, und die Schande so groß, daß er sogleich beschloß, sich an den König zu wenden und das Fideicommiß aufheben zu lassen, denn er hatte im Sinn, seinen Sohn zu enterben.

„Leider ging dieß nicht in Erfüllung, und es wurde kein warnendes Beispiel statuirt, denn den unglücklichen Vater traf der Schlag, und er konnte nur noch seinen beiden Kindern und seiner Gattin einen heiligen Eid abnehmen, daß sie niemals die Frau des Sohnes anerkennen und weder öffentlich noch privatim ihr eines der Rechte, welche einem Anverwandten zukommen, einräumen, sondern in ihr nur die Fischerstochter sehen wollten.

„Dieses Versprechen gaben sie aufs Feierlichste, worauf der Reichsdrost seinen letzten Seufzer aushauchte."

Ein kurzer Anfall von Husten, welcher durch das viele Sprechen hervorgerufen wurde, unterbrach die Erzählung der Gräfin, so daß sie eine geraume Zeit dieselbe nicht wieder aufzunehmen vermochte.

Stephana saß in ihrem Fauteuil zurückgelehnt der Gräfin gegenüber, so unbeweglich, daß sie einer Bildsäule glich. Ein leichter Schatten ruhte auf der bleichen Stirne, und die Augen waren mit einem matten, nachdenklichen Ausdruck auf Jacobo geheftet, welcher in einem Heft blätterte, dessen Kupferstiche er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt betrachtete.

Hermann's Augen waren auf Stephana gerichtet.

Bei den übrigen Zuhörern hatte die Erzählung

je nach der Verschiedenheit des Charakters und der gesellschaftlichen Stellung einen verschiedenen Eindruck hervorgebracht.

Helfrid saß so aufrecht und kalt da, den Kopf auf die Arbeit niedergebeugt, als ob die Worte der Mutter die Kraft besessen hätten, sie zu versteinern.

„Es ist doch merkwürdig, wie der Hochmuth das Herz vertrocknen und den Menschen zur Grausamkeit verleiten kann, wenn Jemand auf seinem Sterbebett, in dem Augenblick, da er im Begriff ist, vor Gottes Angesicht zu treten, keinen andern Gedanken hegt, als Zwietracht und Haß in den Herzen der Ueberlebenden auszustreuen," bemerkte Jacobo mit seiner wunderbaren klaren Stimme. — „Ein trauriger Beweis dafür, wie schlecht wir im Allgemeinen unser Christenthum auffassen und verstehen."

„Aber," entgegnete der Baron, „man muß jene Handlung nach der Zeit und nach dem hohen Begriffe, welche der Adel damals von seinen Vorzügen und seiner Würde hatte, beurtheilen."

„Glauben Sie, Herr Baron, daß der Hochmuth in unsern Tagen minder unheilbringend sei?" fragte Jacobo.

„Ja, das glaube ich allerdings, denn mit dem Fortschritt der Civilisation und Humanität sind auch diese, wie alle unsere Instinkte modificirt worden."

„Im Allgemeinen, ja; aber wo er bei dem Individuum auftritt, da ist und bleibt er auch eines der herzlosesten und selbstsüchtigsten Gefühle. Es gibt keine unter unsern Leidenschaften, welche uns zu größern Verbrechen treibt, als der Hochmuth; keine, welche durch ihre Rückwirkung auf das Glück

und die Wohlfahrt Anderer einen betrübendern Einfluß ausübt. Es ist ein jedes Christen unwürdiges Gefühl."

Die Gräfin holte tief Athem, und Jedermann, welcher die edle Dame kannte, sah ein, daß Jacobo sich eben unverzeihlich versündigt hatte, und so stark war die Gewohnheit, der Familie Romarhjerta mit einer gewissen Unterthänigkeit zu begegnen, daß man Jacobo unentschuldbar keck fand.

„Nur derjenige, welcher nicht versteht, daß der Adel von den Auserwählten der Nation ausgegangen ist, kann diesen Stolz mit dem Namen Hochmuth bezeichnen," entgegnete die Gräfin scharf. „Ueberdieß ist es mit dem Blut des Adels wie mit dem königlichen; will man, daß es seine Reinheit beibehalten soll, so muß man vermeiden, es mit solchem zu mischen, welches noch keine Veredlung durchgemacht hat."

Abermals hinderte der Husten die Gräfin, weiter zu reden.

„Fern sei es von mir, Ihnen widersprechen zu wollen, Frau Gräfin," fiel Jacobo mit seinem ernsten und milden Lächeln ein, welches etwas eigenthümlich und unbewußt Ueberlegenes hatte. „Aber die Behauptung, daß das Blut des Adels reiner als das Anderer sei, dürfte mit Grund als unausgemacht betrachtet werden. Auch ist es ganz unrichtig, anzunehmen, daß der Adel von dem, was die Nation Edelstes besaß, ausgegangen. Ursprünglich waren es Eroberer, welche sich zu Herren der Unterdrückten aufwarfen, und das Schwerdt war es, welches den Edelmann machte, nicht seine höhere

menschliche Würde. Der Unterdrücker maßte sich die Gewalt über den Unterdrückten an, darum daß er die Stärke auf seiner Seite hatte; er hat den Schwächern gezwungen, in ihm ein vollkommeneres und von Gott auserkornes Wesen zu sehen, obwohl er durch Blut und Verbrechen sich eine Suprematie gegründet hatte. Dieß ist der Grund, auf welchem der Adel erwuchs; aber er geht keineswegs von einem höhern moralischen oder intellektuellen Werthe aus, sondern viel eher von dem Recht der rohen Gewalt. Entspränge er aus einer reichern geistigen Entwicklung, dann würden die Representanten desselben sich durch edle, erhabene und vor allen Dingen wahrhaft christliche Tugenden auszeichnen; aber dieß ist Etwas, dessen die Aristokratie keines Landes sich rühmen kann."

Es trat Stillschweigen ein.

Die Gräfin, ermüdet von dem Husten und ärgerlich über das, was Jacobo gesagt hatte, lehnte matt ihr Haupt an die Sophalehne, denn die Schwierigkeit des Athemholens hinderte sie auf einen Augenblick am Sprechen, und Jedermann in der Gesellschaft sah ein, daß das Gespräch eine Wendung genommen hatte, welche leicht in persönliche Unannehmlichkeiten übergehen konnte.

Stephana's matter und nachdenklicher Blick hatte unter den Worten Jacobo's Leben empfangen, und ein Feuerstrahl sprühte aus ihren Augen, als es den seinigen begegnete.

Hermann hatte diesen Blick noch nie so warm gesehen; sie dankte Jacobo gleichsam mit den Augen. Das Blut stieg dem Grafen in den Kopf, und er

gab sich so manchem unedeln Gedanken hin, daß es nicht der Mühe verlohnt, ihn hier aufzuzeichnen; aber der Schluß davon war dieser:

„Sie liebt ihn von ganzer Seele, obgleich sie es gegen mich in Abrede zog."

Nach einer Pause nahm die Gräfin die abgebrochene Erzählung wieder auf, ungeachtet Jedermann die Besorgniß aussprach, daß es sie allzu sehr anstrengen würde.

„Ein Jahr nach des Vaters Tod kehrte Graf Carl mit der Frau, welche er zu seiner Gattin erhöht hatte, zurück. Er reiste sogleich hieher nach Kungsborg, wo seine Mutter ihn mit dem letzten Gruß des Vaters empfing, nämlich: daß er in das Grab gestiegen, ohne seinen Sohn zu segnen, und daß das ganze Geschlecht gesonnen sei, ihm alle Freundschaft aufzukündigen, wenn er sich nicht von der seiner unwürdigen Gattin schiede.

„Daß die Gräfin gegen Gunilla erklärte, sie würde niemals sich dazu herbeilassen, sie als Tochter anzuerkennen, versteht sich von selbst. Da Graf Carl seiner Mutter versicherte, und wenn die ganze Welt ihn verstöße, würde er doch nie von Gunilla lassen, so reiste die Gräfin von Kungsborg ab, denn sie wollte nicht mit ihrer Schwiegertochter unter einem und demselben Dache weilen.

„Ein paar Jahre vergingen, während welcher Graf Carl ganz eingezogen lebte. Wenn auch die Leidenschaft auf eine kurze Zeit unser besseres Gefühl zum Schweigen zu bringen vermag, so hält dieß doch nicht auf die Länge an, insonderheit wenn man, wie Graf Carl, durch äußere Demüthigung

unaufhörlich an den begangenen Fehltritt erinnert wird.

„Er erwachte endlich zu dem klaren Bewußtsein des Schimpfes, welchen er sich und seinem Geschlechte angethan hatte, und Gunilla's Schönheit konnte ihn nicht mehr mit dem Gedanken aussöhnen, daß er sich, von seinen nächsten Verwandten verlassen sah.

„Bald wurde Gunilla's Anblick ihm zur Plage, denn er schloß die unaufhörliche Erinnerung in sich, daß er durch seine Verheirathung sich überall schlecht angeschrieben hatte, selbst am Hofe, wo er nicht gern gesehen wurde. Er verließ Kungsborg, um mit seiner Mutter eine Versöhnung zu Stande zu bringen; aber da dieß ihm weder bei ihr, noch bei seinen Geschwistern gelang, so kehrte er wiederum hieher zurück, mit der Strafe an seiner Seite von Reue verzehrt zu werden.

„Abermals verging einige Zeit. Gunilla gebar einen Sohn, und als die Mutter von Graf Carl hievon unterrichtet wurde, legte sie schriftlich die einzige Frage ihrem Sohn vor:

„‚Soll der Sohn der Fischerstochter das Haupt der Familie Romarhjerta nach Dir werden?‘

„Graf Carl's Vaterfreude war damit verschwunden, denn er sah ein, daß die Schmach der niedrigen Herkunft der Mutter sich auf seinen Sohn vererben würde. Er versank in eine tiefe Düsterheit und wich sorgfältig dem Anblick von Gunilla und ihrem Kinde aus.

„Nach einigen Monaten kam die Gräfin plötzlich in Kungsborg an. Sie kam, um ihrem Sohn ein Mittel anzudeuten, sich ihre Verzeihung zu erkaufen

und sich mit der Familie, dem Adel und dem Hofe zu versöhnen.

„Graf Carl ergriff den Vorschlag mit Begierde. Derselbe lief auf eine Ehescheidung hinaus. Die Gräfin setzte ihm die Lage der Dinge auseinander und bewies ihm, daß wenn er durch Aussetzung eines genügenden Unterhalts oder sogar durch Abtretung eines Theiles von seinem Vermögen sich von Gunilla befreien könnte, er hiezu verpflichtet wäre. Die Gräfin erklärte ihm, daß dergleichen Personen sich in der Regel glücklich schätzen, wenn sie nur zeitliche Vortheile davon tragen, und daß Reichthum sie für jeden Verlust tröste.

„Graf Carl hatte selbst schon oft an die Möglichkeit einer Auflösung dieser unnatürlichen Ehe gedacht. Nun hegte er Bedenken wegen des Sohnes; aber die Gräfin erklärte ihm, daß es grausam wäre, die Mutter ihres Kindes zu berauben; vielmehr müßte er ihr gestatten, dasselbe nach der Bretagne mitzunehmen, und dort unter ihrem, nicht seinem Namen zu einem rechtschaffenen Mann zu erziehen, jedoch unter der Bedingung, daß sie niemals im Interesse ihres Sohnes auf den Namen Romarhjerta Anspruch mache.

„Nachdem Graf Carl und die Gräfin Alles aufs Beste und Klügste arrangirt hatten, übernahm es die letztere, Gunilla mit diesem Vorschlag bekannt zu machen.

„Diese bewohnte die Hälfte des obern Stockwerks und verließ selten ihr Zimmer, weil sie wußte, daß ihr Mann sie ungern sah.

„Was zwischen der Gräfin und ihr vorfiel, da-

von kann ich keinen nähern Nachweis geben, als daß Gunilla nach einstündiger Unterredung in das Zimmer ihres Mannes trat und ihn fragte, ob er wirklich die Absicht hätte, sie und ihr Kind zu verstoßen.

„Bedenken Sie, meine Herrschaften, daß sie eine Französin und überdieß schön, somit eine im höchsten Grad gefährliche Frau war. Genug, alle edeln Vorsätze des Grafen Carl wurden wieder über den Haufen geworfen, und die Gräfin mußte zum zweiten Mal ihren Sohn in Folge des Einflusses von jener Frau verloren geben. Die mit Recht erbitterte Mutter reiste von ihrem schwachen und bedauernswerthen Sohne fort.

„Gunilla's Sieg führte jedoch zu keinem günstigen Resultate. Neue Unannehmlichkeiten, welche Mutter und Bruder über den Grafen Carl verhängten, und welche ihn unaufhörlich verwundeten und demüthigten, versenkten ihn wiederum in eine grübelnde und trübe Gemüthsstimmung.

„Er begab sich nach der Hauptstadt, um Zerstreuung zu suchen, aber hier traf er mit Mutter und Geschwistern zusammen, und diese ließen ihn bei jeder Gelegenheit den Schimpf entgelten, welchen er durch seine Heirath über die Familie gebracht hatte. Ueberall stieß er auf Demüthigungen, und die königliche Familie, welche stets den Grafen Romarhjerta wohlgeneigt gewesen war und besonders Carls Bruder große Gunst erzeigt hatte, gab ihm auf eine sehr bestimmte Weise zu erkennen, daß er in Ungnade gefallen war.

„Er kehrte nach Kungsborg noch düsterer zurück,

als er es verlassen hatte, und einige Monate später ging seine Düsterheit in Wahnsinn über.

„Nun übernahm der Bruder die Leitung der Angelegenheiten, und man machte Gunilla den Vorschlag, sich von ihrem Mann zu scheiden; aber sie hatte keine Lust, dem gräflichen Titel zu entsagen, und bestand hartnäckig darauf, ihren Mann zu pflegen, bis es eines Nachts gelang, diesen Mann von Kungsborg hinwegzubringen und hernach ins Ausland zu schaffen.

„Einige Zeit hernach starb das Kind, und die Mutter nahm sich dieß so sehr zu Herzen, daß sie die Schwindsucht bekam ....“

„Und auch starb,“ fiel Stephana ein, mit unbeweglichem Blick und ohne ihre Stellung zu verändern, — „starb an den Leiden, mit denen man sie schonungslos überhäuft hatte. Sie war erst fünfundzwanzig Jahre alt, gut, schön und tugendhaft, eine vollkommene Märtyrerin ....“

„Märtyrer, Madame, nennt man Denjenigen, welcher unschuldig leidet; aber diese Frau erlitt die gerechte Strafe dafür, daß sie sich unterstanden hatte, ihre Gedanken und Wünsche bis zu einer Grafenkrone zu erheben. Auf jede Uebertretung der Kaste, welcher wir angehören, folgt Strafe. Es ist in der Gesellschaft, wie in der Natur; wir müssen uns unter deren Gesetze beugen und uns innerhalb der bestehenden Schranken halten, wenn wir nicht als Opfer unserer Ueberhebung fallen wollen. Es ist unsere Pflicht, zu respektiren, was über uns steht, und nicht, es zu uns herabzuziehen. — Ich weiß Alles, was Sie, wie Herr Lange, sagen können, und was die Sprache der Jetztzeit ist, aber Sie

mögen entschuldigen, daß diese Ideen mir etwas schief erscheinen. Wenn der Adel nicht aus allgemein als überlegen anerkannten Personen bestünde, oder richtiger gesagt, eine veredelte Race bildete, würde dann das Volk und die ganze Nation ihm die Verehrung, wie geschieht, schenken, und würden dann wohl die, welche so laut dagegen sprechen, Alles, was in ihren Kräften steht, anwenden, um in verwandtschaftliche und freundschaftliche Verbindungen mit ihm zu gelangen? — Nein, man würde uns dann in Frieden lassen und nicht so hartnäckig, wie es nunmehr der Fall ist, aufsuchen."

„Möglich, daß Sie Recht haben, Frau Gräfin," antwortete Stephana lächelnd, „und selbst wenn Sie Unrecht hätten, könnte es mir nicht einfallen, in Gegenwart von so vielen, dem Adel angehörigen Personen Sie zu widerlegen. Ich würde dadurch Manche von der Gesellschaft verletzen, und obwohl ich ein Kind des Volkes bin, hege ich für die Gefühle eines jeden Menschen allzu große Achtung, als daß ich in einer öffentlichen Gesellschaft irgend Jemand durch meine Ausdrücke zu nahe treten möchte."

Stephana wandte sich jetzt mit jener ungesuchten Anmuth, welche ihr so eigenthümlich war, zu der kleinen verwittweten Freifrau und bat sie, etwas Musik hören zu lassen, wodurch alle weitere Discussion abgeschnitten wurde.

Sie hatte der Gräfin eine scharfe Zurechtweisung gegeben; aber Jedermann mißbilligte im Stillen die Worte, welche die hochmüthige Dame sich hatte entfallen lassen, und welche nicht allein für Stephana, sondern auch für alle bürgerlichen Personen, die sich

in der Gesellschaft befanden, verletzend gewesen waren.

Auch entfernte sich die Gräfin eine Weile hernach, durch ihren beschwerlichen Husten und die bittern Gefühle, welche sie beherrschten, hiezu veranlaßt. Helfrid begleitete die Mutter.

Während die Freifrau sang, setzte sich Hermann zu Stephana auf den kleinen Sopha und sagte:

„Sie haben es selbst so gewollt, Madame. Ach! sagte ich Ihnen nicht, daß meine Mutter sich vergessen würde?"

„Herr Graf, sie hat im Gegentheil sich nicht einen einzigen Augenblick vergessen, sondern mit bewundernswerther Consequenz ihre Absicht, mich zu demüthigen, verfolgt; aber ich versprach Ihnen, Alles an mir abgleiten zu lassen, Herr Graf, und ich habe Wort gehalten. Glauben Sie mir, ich habe diesen Abend einen großen Triumph in meinem Innern gefeiert, einen Triumph, wofür ich der Frau Gräfin verschuldet bin."

„Einen Triumph?"

„Ja, denn Sie haben mir Recht und ihr Unrecht gegeben. — Dieß versöhnte mich mit Allem, was sie sagte."

„Madame!"

„Herr Graf, ich habe Ihnen ja schon einmal gesagt, daß ich mir Ihre Achtung für meine Denkart und für die Gesellschaftsklasse, der ich angehöre, gewinnen wolle."

„Die besitzen Sie."

Die Freifrau hatte ihren Gesang geschlossen, und

Jacobo auf ihr Begehren deren Platz am Instrumente eingenommen.

Bei den ersten Akkorden, welche er anschlug, zuckte Stephana wie zusammen und drehte den Kopf herum, scheinbar fürchtend, sie möchte einen von seinen Tönen verlieren.

Hermann biß sich in die Lippen; er sah, daß ihre ganze Seele bei dem Sänger oder dem Gesang war, und er mußte sich gestehen, daß man eine schönere, wunderbarere Stimme selten zu hören bekam.

Auch war es so still in dem Salon, daß es schien, als ob außer dem Sänger Niemand mehr in demselben wäre.

Den Kopf auf die Hand stützend, den träumerischen Blick auf Jacobo geheftet, lauschte Stephana, ein lebendiges Bild des Entzückens, welches die frischen und doch so süßen Töne hervorriefen.

Er sang eine Hymne und dann einige Negerlieder. Als er im Begriff war, das Instrument zu verlassen, sagte Stephana:

„Singe noch ein schwedisches Volkslied."

„Gern," antwortete Jacobo und stimmte das Lied an:

Reizend du standst in dem hohen Saal u. s. w.

Der Sänger schwieg; aber Stephana blieb unbeweglich. Es war, als ob sie die Welt, welche sie umgab, vergessen hätte.

„Wie glücklich er nicht ist, der die Gabe besitzt, sich Ihrer Seele so ganz und gar zu bemächtigen," sagte Hermann mit leiser Stimme.

Stephana machte eine Bewegung, wie sie bei

einem Schlafenden vorkommt, der von Jemand berührt wird.

„Verzeihung, Herr Graf, ich habe nicht gehört, was Sie sagten."

„Wo war Ihre Seele?" fragte Hermann.

„Bei Ihnen," antwortete Stephana beinahe lautlos, und ohne recht deutlich zu wissen, was sie sagte.

„Bei ihm, wollen Sie sagen!" entgegnete Hermann, indem er sich ein wenig vorbeugte und somit Stephana's Augen begegnete.

„Nein, ich dachte an Sie."

Eine feine Röthe bedeckte ihre Wangen, während sie hinzusetzte: „Sie nahmen meine ganze Seele ein."

Stephana erhob sich und verließ den Grafen. Sie drückte Jacobo die Hand, als sie an ihm vorbeiging, und der Graf hörte, wie sie auf Englisch ihn fragte:

„Warum, Jacobo, hast Du gerade dieses Lied gewählt?"

„Deßhalb, Stephana, weil Du es unaufhörlich zu der Zeit, da ich in Barthen Dir abwartete, gesungen hast."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Denke an die, welche es einmal sang, und deren Stimme die Melodie in deinem Gedächtniß zurückließ, dann verstehst Du mich vielleicht."

„Ah, Du weißt also ...."

„Daß sie es war? Ja."

Eine Weile hernach kam Botschaft an den Doktor. Die Gräfin hatte einen schweren Bluthusten bekommen und war jetzt ohnmächtig.

Stephana war die Erste, welche das Zimmer verließ, indem sie den Arzt mit sich nahm, und die Gesellschaft trennte sich. Alles begab sich nach Hause, nachdem man noch ein Lucullisches Souper eingenommen hatte, bei welchem Jane und Jacobo die Honneurs machten.

Der Zustand der Gräfin war so bedenklich, daß Stephana sich entschuldigen ließ und bei der Kranken blieb, welche nach der Ohnmacht in ein schweres Fieber verfiel.

VII.

Tage vergingen und der Zustand der Gräfin war und blieb derselbe. Ein unaufhörliches Fieber schien sie verzehren zu wollen; dazu kamen die Hustenanfälle, welche von der Art waren, daß man bei ihr an der Möglichkeit, dieß lange auszuhalten, vollkommen zweifelte.

Tag und Nacht saß Stephana an dem Krankenlager und wachte abwechselnd mit Helfrid, ohne zu gestatten, daß Jemand anders dieß that.

Auch der geringste Wunsch der Kranken wurde augenblicklich erfüllt, und Stephana pflegte derselben mit einer solchen Fürsorge und Zärtlichkeit, daß sie ordentlich mit Helfrid wetteiferte.

Verzehrt von Schmerzen und gebeugt von Leiden, ließ sich die Gräfin ihre Pflege gefallen, ohne die Kraft oder den Willen zu haben, sich dagegen aufzulehnen, aber auch ohne die Dankbarkeit an den Tag zu legen, welche sie trotz ihres schlimmern

Menschen für den milden und alles verzeihenden Engel, der an ihrem Krankenbett wachte, empfinden mußte.

Endlich nach Verfluß von zwei Wochen schien das Fieber nachzulassen, und die langen, qualvollen Nächte wurden ruhiger, aber noch immer fuhren Stephana und Helfrid fort, wechselsweise zu wachen.

Eines Abends, es war zu Ende Mai's, sagte Hermann zu Stephana:

„Madame, Sie pflegen meine Mutter so, daß Sie Ihr eigenes Leben an deren Krankenbette lassen.“

„Was weiter, ich habe ja für Niemand zu leben,“ erwiederte Stephana traurig.

„Niemand?“ wiederholte der Graf und sah sie an.

„Nein, Niemand.“

„Jacobo, ist er Nichts für Sie?“

„Er ist mir das Theuerste, was ich auf Erden habe.“

Es entstand eine Pause. Endlich nahm Hermann wieder das Wort:

„Sie beabsichtigen, auch heute Nacht zu wachen?“

„Ja, die erste Hälfte der Nacht.“

„Wollen Sie nicht, ehe die Nacht anbricht, einen kleinen Spaziergang machen? Sie sehen so bleich und matt aus; die Luft würde Ihnen gut thun.“

„Glauben Sie das, Herr Graf?“

Stephana erhob sich, sah auf die Uhr und setzte hinzu:

„Ja, lassen Sie uns einen Gang durch den Park machen?“

Einige Minuten später standen Stephana und Hermann auf der Treppe der Veranda.

Es war ein herrlicher, warmer Frühlingsabend. Die zarten Blätter rührten sich nicht in der Luft, so still war es in der Natur, und nur das Gezwitscher der Vögel, welche einander hie und da lockten, unterbrach das allgemeine Stillschweigen.

„Nehmen Sie meinen Arm," bat Hermann und nahm selbst Stephana's Hand und legte sie in seinen Arm.

Sie gingen schweigend in den Park hinunter.

„Ist es nicht ein göttlicher Abend?" fragte Hermann.

„Ja, er ist schön und die Luft wirkt so erfrischend," erwiederte Stephana, indem sie einige Mal tief Athem holte.

„Ach, Madame, es sind ja schon zwei Wochen, daß Sie keine frische Luft einathmeten, und dieß Alles um meiner Mutter willen. — Sie haben mehr als eines Engels Güte, daß Sie mit solcher Zärtlichkeit eine Frau pflegen, welche Ihnen auf eine solche Weise begegnete, wie sie es an jenem Abend that, da sie erkrankte. Wie ist es möglich, so edelmüthig, so gut zu sein, wie Sie es sind?"

„Wer sagt Ihnen, Herr Graf, daß ich aus Edelmuth handelte?"

„Alles, was ich von Ihnen gesehen, sagt es mir."

„Sie sehen nur die Handlungen, aber kennen die Beweggründe nicht. Die meinigen können ja ganz egoistischer Natur sein."

„Egoistisch, und in welchem Fall?"

„Ich kann ja wünschen, die Achtung der Gräfin

zu gewinnen, oder deren Vorurtheile zu besiegen und durch meine Handlungen sie zu zwingen, dem Guten, wo es sich auch findet, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

„Gewiß, das wäre eine edle Art, sich zu rächen; aber dann hätten Sie mit Ueberlegung gehandelt, und dieß war nicht der Fall. Ihre Handlungsweise entsprang aus dem Herzen, ohne daß Sie weder die Wirkung noch den Gewinn davon berechneten, denn Ihre Zärtlichkeit war dieselbe selbst an den Tagen, da meiner Mutter Leben in augenscheinlicher Gefahr schwebte."

„Mag sein, daß Sie Recht haben, aber was beweist das?"

„Daß Sie ein Engel von Güte sind."

Ach nein, blos daß ich eine Christin bin. Im Uebrigen, Herr Graf, war es ja Ihre Mutter, und glauben Sie mir, es liegt kein großes Verdienst darin, den Verwandten eines Freundes Wohlwollen zu erzeigen; man thut das gern, denn man hofft durch seine Pflege ein Leben zu retten, welches dem Freunde Thränen kosten und einen bittern Schmerz zurücklassen könnte. Sie wissen ja, Herr Graf, daß ich Ihnen aufrichtig zugethan bin."

„Jacobo ist das Theuerste, was Sie besitzen; was kann ich wohl für Sie sein?"

„Nicht, was Jacobo ist, darin haben Sie Recht; aber etwas ganz Anderes."

„Das ist wahr, ein Freund. Er ist etwas mehr."

„Ja, etwas mehr, weit mehr."

Stephana blieb bei der ersten Bank stehen, indem sie sagte:

„Wenn Sie gestatten, so setzen wir uns hier. Ich fühle mich wirklich müde.“

„Aber wir sind ja kaum zehn Schritte gegangen, und die Bewegung in der freien Luft würde Ihnen gewiß gut thun.“

„Ich ziehe es vor, hier ruhig zu sitzen.“

„Nun wohl, wie es Ihnen beliebt.“

Der Graf setzte sich neben Stephana, indem er den Arm auf die Rücklehne der Bank stützte.

Stephana nahm wieder das Wort:

„Jakobo ist wirklich mehr als mein Freund, denn er ist der Schöpfer meines ganzen bessern Menschen. Wenn ich, wie Sie sagen, ein Engel an Güte wäre, so ist es sein Werk. Er ist es, der in mir das Gute hervorgerufen und das Böse erstickt hat, und darum liebe und bewundere ich ihn wie meinen guten Genius.“

„Wie beneidenswerth er nicht ist, der diese Macht über Sie hat und nun Ihre Zärtlichkeit besitzt.“

Hermanns Stirne war umwölkt und sein Blick etwas kalt.

„Ich gehöre nicht zu denen, welche Glück mit sich bringen, und ich habe es auch nie gethan. Doch das gehört nicht hieher. Jacobo hat auf alle Fälle einen so starken Charakter, daß er mit ruhiger Stirne das Unglück tragen und ihm Widerstand leisten kann. Diese Eigenschaft bei ihm bewirkt, daß er so unendlich überlegen ist, denn der, welcher sich nicht zum Herrn über das Mißgeschick macht, ist kein Mann.“

Es entstand ein kurzes Stillschweigen.

Stephana unterbrach dasselbe mit den Worten:

„In drei Wochen erwarte ich reisende Fremde hier.“

„Ah,“ rief Hermann mit einem Blick auf Stephana, welcher fragte:

„Wen?“

„Haben Sie schon vergessen, wen ich erwarte?“ antwortete Stephana, ihn fixirend.

Keine Muskel rührte sich in des Grafen Angesicht. Mit vollkommen ruhiger Stimme antwortete er:

„Die Gräfin Elin Romarhjerta?“

„Allerdings.“

„Schon in der nächsten Woche, wenn es mit der Besserung meiner Mutter so fortgeht, wie jetzt, reise ich, unserer Uebereinkunft gemäß, in Angelegenheiten des Hüttenwerks nach England,“ bemerkte der Graf ganz gleichgültig.

„Und wie lang bleiben Sie fort?“

„Vier Wochen höchstens; aber ich komme nicht eher nach Kungsborg, als bis Sie mich zurückrufen. — Wie lang bleibt die Gräfin Elin hier?“ setzte der Graf fragend hinzu.

„Das hängt ab von . . .“

„Von wem?“

„Von Ihnen? Wollen Sie ihr nicht begegnen?“

„Fragen Sie das im Ernst?“

„Ganz gewiß. Wenn ich wie Sie eine schwere Schuld zu sühnen hätte, würde ich nicht einen Augenblick zögern, diese Sühne zu versuchen.“

„Auf welche Weise? Wollen Sie, daß ich jetzt, als ein ruinirter Mann, meinen Frieden mit einer reichen Frau schließen soll, welche ich verstieß, da ich

mich noch als vermöglich betrachtete? Das wäre eine Handlung, welche ich mir niemals gestatten könnte, denn heute wie vor eilf Jahren ist Elin für mich eine Person, zu der ich keine Art von Zuneigung empfinde. Und wenn ihre Geburt sie auch nicht mehr in meinen Augen verhaßt machte, so ist sie es durch das Band, welches mich von aller Hoffnung auf Lebensglück scheidet."

„Hören Sie mich, Herr Graf. Sind Sie auch gewiß, daß Elins Geburt sie nicht mehr unwürdig macht, Ihre Gatin zu sein?"

„Welche Frage!" entgegnete er und sah sie mit einem Blick an, welcher zu sagen schien: „ich liebe ja Dich trotz deiner Geburt."

„Verstehen Sie mich recht," fuhr Stephana fort, indem sie seinen Blick gleichsam beantwortete, „ich spreche jetzt von der Geburt Ihrer Gattin, der Gräfin Romarhjerta."

„Ja, ja, ich verstehe Sie vollkommen. Sie meinen, man kann eine Bürgerliche lieben, braucht ihr aber darum doch seinen Namen nicht zu geben. Madame, wenn es in dem Bereiche der Möglichkeit läge, daß ich Elin lieben könnte, so würde ich mit Entzücken und Seligkeit sie als Gattin in meine Arme schließen, und wäre sie von noch so geringer Herkunft. Sie haben meine Achtung vor ererbtem Werthe so vollkommen zerstört, daß ich sie nur dem, der es wahrhaft ist, schenke."

„Wenn Sie Elin lieben könnten? Woher wissen Sie denn, daß Sie es nicht können? Sie haben dieselbe ja seit eilf Jahren nicht gesehen."

„Und auch nicht viel zuvor. Das Wenige, was

ich von ihr sah, zog mich so wenig an, daß ich keine andere Erinnerung von ihr als von einem so ziemlich häßlichen Mädchen habe. Und wäre sie auch noch so schön und gut, so könnte ich sie doch nicht lieben. Das ist eine Unmöglichkeit."

„Warum?"

„Das fragen Sie, Madame?"

Er faßte ihre beiden Hände und setzte mit einem eigenthümlichen, gedämpften Ausdruck in Stimme und Blick hinzu: „Kann Stephana diese Frage an mich stellen?"

„Ja, eben Stephana, die redliche Freundin, welche des vermessenen Glaubens ist, so viel Gewalt über Sie zu besitzen, daß es ihr gegeben ist, Sie zu den Pflichten zurückzuführen, welche Sie so lang vergessen, so ungerecht und grausam mit Füßen getreten haben."

Sie sah ihm bei diesen Worten so fest, so ruhig und so ernst in sein dunkel glühendes Auge.

„Meine Pflichten?" wiederholte Hermann. „Sie wollen mich mit Elin wieder versöhnen?"

„Ja!" entgegnete Stephana und holte tief Athem, als ob sie dieses Ja viel gekostet hätte. „Ich will," fuhr sie fort, „daß Sie bei sich einsehen, wie viel Sie ihr schuldig sind, — ich will, daß Sie dieselbe lieben lernen — Ihre Gattin."

„Begehren, wünschen Sie nicht das Unmögliche," sagte Hermann, Stephana's Hände loslassend. Dann setzte er in ruhigem und beinahe kaltem Ton hinzu: „Sie sind eine unerklärliche Frau. — Sie kennen die Macht, welche Sie über mein Herz besitzen, und dennoch reden Sie mir davon, daß ich dieses Herz

an eine Andere fesseln soll. Sind Sie so unbekannt mit der Welt der Gefühle, um nicht zu wissen, daß man diesen nicht gebieten kann, dem Willen zu gehorchen, wie es mit seinen Handlungen wohl angeht?"

„Das kann man, Graf Hermann; ein Beweis davon ist, daß Sie in diesem Augenblick durch den Willen Ihre aufgeregten Gefühle so weit bezwingen, um ganz kalt von denselben reden zu können."

Dieß gilt blos von dem Ausbruch derselben, aber nicht von den Gefühlen selbst. Durch die Kraft unseres Willens deren Natur zu verändern, das steht in keiner menschlichen Macht. Wenn Sie glauben, ich vermöge mein Herz zur Liebe gegen Elin zu zwingen, so kennen Sie die Menschennatur nicht."

„Ihr Herz zwingen?" lächelte Stephana mit einem so eigenthümlichen Ausdruck, daß dieses Lächeln ihr Angesicht wie mit einer glühenden Wärme übergoß. „Nein, Herr Graf, ein solcher Gedanke ist niemals in meiner Seele aufgestiegen. Wir können uns zwingen, pflichtmäßig, gerecht und in Uebereinstimmung mit unserer Ehre und unserem Gewissen zu handeln; aber wir können uns nicht zwingen zu lieben. — Das Herz ist ein Rebell, welcher sich gegen jede Tyrannei auflehnt, aber sich freiwillig dem ergibt, welcher das Vermögen besitzt, es einzunehmen."

„Das wissen Sie besser, als irgend Jemand."

„Ja, Herr Graf, daß weiß ich besser als irgend Jemand."

Es entstand eine Pause.

Stephana's Brust hob sich unruhig.

Hermann's bleiche Stirne und der auf sie ge-

heftete Blick sprach von Stürmen in der hochgewölbten Brust.

Er unterbrach zuerst das Stillschweigen.

„Und dennoch sprechen Sie davon, daß ich durch meinen Willen meinem Herzen befehlen soll, ein Wesen zu lieben, das ich nicht kenne.“

„Nein, ich will Sie blos vermögen, dasselbe kennen und lieben zu lernen.

„Dann müßte ich niemals Sie gesehen haben. — Jetzt hilft es zu Nichts mehr, sie kennen zu lernen; denn zwischen ihr und mir stehen — Sie.“

„Als ein Mittelglied, welches eines Tags Sie und Elin vereinigen wird. — Versprechen Sie mir darum, die Bekanntschaft Ihrer Gattin zu machen, dieselbe täglich zu sehen, deren Handlungen zu beurtheilen und deren Charakter zu prüfen; — mit einem Wort — sich zu überzeugen, daß sie Ihrer Liebe und Ihres Namens werth ist.“

Stephana neigte halb den Kopf ihm zu und sah Hermann fast mit einem flehenden Blick an.

„Man müßte ein Gott sein, um einer Bitte zu widerstehen, welche von einem solchen Blick begleitet ist,“ erwiederte Hermann, indem er Stephana's Hand faßte; „und dennoch, wenn ich in diesem Augenblick es auch zu thun verspreche, werde ich es bereuen, sobald Sie mich verlassen.“

„Niemals, Herr Graf, will ich Sie zu einer Handlung überreden, welche Sie bereuen könnten; aber ich möchte wünschen, meine Macht über Sie wäre wirklich so groß, daß Sie, ohne es zu bereuen, meinem Begehren willfahren.“

„Zweifeln Sie wirklich an Ihrer Macht über mich?“

„Ja — und ich habe Grund dazu.“

„Nein — ich will Alles thun, nur das nicht, was mich vor mir selbst erniedrigen könnte. Begehren Sie von mir, was Sie wollen, und ich will ohne Bedenken Ihre Wünsche mir zum Gesetz machen; aber begehren Sie niemals, daß ich unter demselben Dach mit der Frau leben soll, vor welcher ich immer über mich selbst zu erröthen genöthigt sein werde. — Daß ich sie nicht liebe, ist ein Unglück; daß ich aber fühle, sie habe ein Recht, mich zu verachten, ist Etwas, das unsere Begegnung zu einer Sache der Unmöglichkeit macht. Die Gegenwart derselben würde mich beinahe zwingen, mich selbst zu verachten.“

„Zwingen Sie eher jene, Sie hochzuachten, dadurch daß Sie ihr beweisen, Sie seien ein Mann, nicht von Geburt, sondern von Ehre und Herz, welcher nicht durch falschen Hochmuth dahin getrieben worden, daß ihm die Kraft abgeht, das, was er verbrochen hat, wieder gut zu machen.“

„Unmöglich, sie ist mein verkörpertes böses Gewissen; und darum verabscheue ich sie beinahe, wäre sie auch noch so schön, tugendhaft und anbetungswürdig.“

„Sie verabscheuen sie! — zum Lohn für so viele Jahre von Leiden,“ murmelte Stephana und stützte ihre bleiche Stirne auf die Hand. „Das wäre allzu viel.“

Wiederum trat eine Pause ein.

Hermann sah, daß Stephana's Augenwimper

zitterte, und endlich schlich sich eine klare Perle unter den langen gesenkten Lidern hervor und blieb auf der Wange stehen.

Er hatte ihren Worten widerstanden, dem berauschenden Einfluß ihrer Nähe und ihren bittenden Blicken; aber in dieser stummen Zähre, welche sich wider ihren Willen hervorstahl, lag etwas wirklich Unwiderstehliches.

Mit Hermanns Stärke war es aus. Er beugte sich über sie und sagte mit leiser Stimme:

„Stephana!“

Hast Du einmal, mein lieber Leser, bemerkt, daß der Ton, womit ein einziges Wort ausgesprochen wird, eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen in sich schließen kann?

So war es auch jetzt.“

Dieses Stephana, beinahe geflüstert, enthielt ein ganzes Bekenntniß; auch sah diejenige, zu welcher es gesprochen wurde, unwillkürlich auf. Eine Sekunde, welche eine ganze Ewigkeit umfaßte, begegneten sich ihre Blicke; darauf legte Stephana mit einem unbeschreiblich milden und wehmüthigen Lächeln ihre Hand in die seinige und sagte:

„Habe ich gesiegt?“

„Ja, wie immer.“

Er drückte ihre Hand leidenschaftlich an seine Lippen.

Sie zog dieselbe sachte zurück.

„Sie kehren, so bald Sie können, aus England zurück und hieher nach Kungsborg?“ fragte sie, das Gesicht von ihm abgewendet.

„Ja!“

„Und Sie versprechen, sich zu einem unparteiischen Richter über Elin und sich selbst zu machen?"

„Das verspreche ich."

„Und wenn Sie dieselbe Ihrer Achtung, Ihrer Liebe und Ihres Namens würdig finden, dann ...

Stephana hielt an und wartete auf eine Antwort, aber Hermann schwieg. Als sie eine Weile gewartet hatte, wiederholte sie die Frage:

„Dann?"

„Dann werde ich ihr das Böse abbitten, das ich ihr angethan habe, und ..."

„Nun, fahren Sie fort."

„Und ihr die Freiheit wiedergeben."

Stephana zuckte zusammen und wandte schnell das Angesicht gegen Hermann herum, indem sie langsam sagte:

„Ehescheidung oder Abscheu ist demnach Alles, was Sie diesem armen Opfer eines grenzenlosen Hochmuths schenken wollen. Ah! Herr Graf, Sie sind kein Edelmann!"

Sie erhob sich, um zu gehen.

„Einen Augenblick, ich bitte."

Stephana blieb stehen.

„Niemals werde ich mich von ihr scheiden; — niemals sie des Namens berauben, welchen sie ein Recht zu behalten hat, und welchen ich ihr einmal gegeben; aber wenn sie selbst ihre Freiheit wieder erlangen will, dann, Madame, will ich nicht länger ihrem Glück im Wege stehen. Sie allein mag über ihr zukünftiges Geschick bestimmen; aber niemals soll ein Wort von mir verrathen, daß ich mich von dem Bande befreien will, das ich eilf

Jahre getragen habe. Mehr können Sie von mir nicht wünschen, nicht begehren."

„Nein, ich bin vollkommen mit dem Siege zufrieden, welchen ich jetzt gewonnen habe. Eine Ahnung sagt mir, daß ich eines Tages denselben vollständig erringen werde. Sie haben versprochen, zu prüfen und unparteiisch zu urtheilen. — Nun wohl, da bin ich auch sicher, daß der endliche Ausschlag eines Mannes von Ehre würdig sein wird."

„Sind Sie das?"

„Ja."

„Und dennoch sagten Sie so eben, ich sei kein Edelmann?"

„Verzeihen Sie! — Ich habe mich übereilt," rief Stephana, indem sie ihm beide Hände reichte.

Oft genug hatte Hermann sie bezaubernd gesehen, aber niemals bis zu dem Grade, wie sie es jetzt war, da sie vor ihm dastand, mit diesem bleichen, beinahe demüthig gesenkten Antlitz und mit einem Ausdruck kindlicher Milde darin.

„Ihnen verzeihen! — Ach! ich möchte wünschen, daß ich Etwas zu verzeihen hätte," rief Hermann und drückte ihre Hände an seine Brust.

„Wer weiß; es könnte der Tag kommen, wo Sie diese Ihre Worte zurücknehmen."

„Niemals! — Was Sie mir auch zufügen möchten, würde ich verzeihen."

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Vollkommen."

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf."

„Hier haben Sie meinen Handschlag darauf, daß, was Sie mir auch anthun mögen, ich es Ihnen

nicht nur verzeihen, sondern mich auch glücklich schätzen werde, derjenigen, bei welcher ich in einer so großen Schuld stehe, Etwas zu verzeihen zu haben. Meine Achtung, meine Bewunderung für Sie ist so groß, daß weder Zeit noch Ereigniß dieselben erschüttern kann."

„Ich danke Ihnen!" sagte Stephana, indem sie nach dem Horizonte deutete. „Sehen Sie, die Sonne ist während unseres Gesprächs untergegangen, und nun ist es Zeit für mich, heimzukehren."

„An meiner Mutter Krankenbett."

„Es kommt mir vor, als ob sie auch meine Mutter wäre," äußerte Stephana, beinahe flüsternd, und eine hohe Purpurflamme brannte auf ihren Wangen. — „Kommen Sie, lassen Sie uns gehen," setzte sie schnell hinzu.

„Bewilligen Sie mir noch eine Bitte."

„Gern, wenn ich kann."

„Machen Sie noch einen Spaziergang mit mir nach dem Strand hinab. Es kommt ja auf eine halbe Stunde nicht an, und der Abend ist so schön."

Gott allein weiß, was Hermanns Auge sagte; aber Stephana fuhr mit der Hand hastig über die Stirne, als ob sie einen Schwindel fühlte; dann machte sie schweigend einige Schritte, nicht nach dem Gebäude hin, sondern nach dem Strand hinab.

Hermann folgte. Er nahm schweigend ihren Arm und legte ihn in den seinigen. Nicht ein Wort wurde zwischen ihnen auf dem ganzen Weg nach dem See hinab gewechselt.

Das prachtvolle Gemälde, welches vor ihren Augen ausgebreitet lag, war von der Art, daß das

Herz von Ehrfurcht schwoll, und daß man von jener unwiderstehlichen Andacht ergriffen wurde, welche nur eine schöne Naturscene zu wecken vermag.

Unwillkürlich rief Stephana:

„Wie ist Gott so groß, und der Mensch so klein!"

Sie stützte sich leicht auf Hermann's Arm, und einen Augenblick schlug beider Herz von jenem reinen und tiefen Gefühl, welches der Mensch empfindet, wenn er im Innern vor seinem Schöpfer und Vater die Kniee beugt.

Es war eine schweigende Andachtsstunde, welche diese beiden Wesen, ausgegangen von so ungleichen Gesellschaftsklassen, jetzt gemeinsam feierten.

Beide waren von demselben demüthigen Gefühl ergriffen, er, der Mann von Geburt, und sie, die Frau aus dem Volke. Vor Gott fühlten sie, daß sie gleich gering waren.

„Mahnt uns nicht ein solcher Augenblick, uns durch das Gute und Edle all der Güte, womit uns die Vorsehung überhäuft, wenn auch nur in geringem Maße würdig zu machen?"

„Ja, so ist es, und in einem Augenblicke wie dieser fühlt man recht, daß es vor Gott keine weltliche Auszeichnung gibt."

„Vor Gottes Richterstuhl gilt nur der Adel der Tugend."

„Sie haben Recht, und darum sind Sie geadelt vor ihm, nicht ich."

„Ach, Herr Graf, wir alle sind gering vor ihm, und die Tugenden, die wir an einander hier bewundern, berechtigen uns zu keinem Anspruch auf Verdienst vor Gott. Er sieht in das Herz und weiß,

wie viele Schwachheit es beherbergt, selbst wenn es am stärksten ist."

Jetzt kehrten sie wieder nach dem Schlosse zurück.

„Welcher Sterbliche kann sich rühmen, ohne Schwächen zu sein? Ich am wenigsten von allen; aber ich liebe es, Andere stark zu sehen, und verachte jede weichliche Hingebung an unsere Leidenschaften, besonders bei dem Manne. Er muß Herr über sich selbst, seine Leidenschaften und sein Schicksal sein können; — sonst ist er kein Mann, nicht werth, von einer edeln Frau geliebt zu werden."

„Fordern Sie nicht, daß er mehr als Mensch sein soll."

„Ich fordere, daß er mehr sein soll, das heißt, Mensch in des Wortes höchster und schönster Bedeutung, Gottes Abbild hier auf Erden."

„Das ist ein Ideal, das Sie in Wirklichkeit hienieden nicht finden."

„Ja, ich habe dieses Ideal gefunden."

„Ah! — Nennen Sie mir dasselbe."

„Jacobo!"

Das Blut stürzte Hermann nach dem Kopf, und Stephana fühlte gleichsam, daß er bei diesem Namen zusammenfuhr.

Es entstand eine Pause. Der Graf unterbrach sie nach einer Weile.

„Haben Sie niemals bei ihm eine Nachgiebigkeit gegen Leidenschaft, eine Schwäche entdeckt?"

„Niemals. — Ich habe gesehen, wie er ohne Zucken den schwersten Schlag aushielt, welchen das Leben versetzen kann. Ich habe gesehen, wie er mit

ruhiger Stirne das härteste Geschick, die bittersten Schmerzen ertrug. Ich habe gesehen, wie er mit äußerer Ruhe seine schönsten Träume, seine theuersten Hoffnungen für das Recht aufopferte und, ohne einen Augenblick zu wanken, den größten Versuchungen widerstand, während sein eigenes Herz und Blut in Aufstand war. — Ah, Herr Graf, eben bei ihm habe ich die Stärke bewundert, welche ich bei jedem Mann wieder finden will."

„Wo keine Leidenschaften vorhanden sind, da mag es auch diese Stärke geben; und in der That, er ist glücklich, daß er mit dergleichen nicht behaftet ist."

„Im Gegentheil, Herr Graf; er ist ein Mensch mit starken, mächtigen Leidenschaften, mit halb spanischem, halb englischem Blut, aber mit einem schwedischen Herzen, treu, warm und redlich."

„Was ist es aber dann für eine Kraft in seiner Seele, welche ihn so stark macht?"

„Er ist Christ!"

Es lag ein so tiefer und ergreifender Ernst in dem Ton, daß es Hermann war, als wenn diese Worte gleichsam ein Echo in seinem eigenen Herzen hervorriefen.

Der Rest des Weges wurde schweigend zurückgelegt.

„Gute Nacht!" sagte Stephana, als sie ihren Arm unter dem seinigen hervorzog und in das Haus trat.

Der Graf nahm den Hut ab, ohne ein Wort zu erwiedern, und begab sich nach seinem Flügel.

VIII.

Als Stephana in das Zimmer der Gräfin eintrat, schlief dieselbe.

Helfrid saß, den Kopf auf die Hand gestützt, da und betrachtete aufmerksam einen Kupferstich, welcher vor ihr lag.

Sie bemerkte Stephana nicht eher, als bis diese sich über ihre Schulter lehnte und fragte:

„Wie ist es gegangen?"

Helfrid sah beinahe erschrocken auf; aber als sie Stephana's milden, liebevollen Augen begegnete, lächelte sie und sagte:

„Mama hat die ganze Zeit geschlafen."

Stephana's Blick fiel nun auf den vor Helfrid liegenden Kupferstich.

„Dieses Angesicht gleicht zum Erstaunen Jacobo," bemerkte Stephana.

„Ja, ist es nicht so? Ich habe es schon eine Zeit lang betrachtet, und je mehr ich dasselbe ansah, es um so ähnlicher gefunden."

„Armer Jacobo! Er hat in der letzten Zeit ein langweiliges Leben gehabt," fuhr Stephana fort, indem sie sich auf einen Fauteuil niederließ und darin zurücklehnte. „Aber er hat sich sehr eifrig beschäftigt und durch harte Arbeit den Verlust der angenehmen Abende, welche er mit mir zuzubringen gewohnt war, zu ersetzen gesucht. Es sind nun vier Jahre, daß wir täglich zusammenlebten und nur in Folge einiger kleinern Reisen, welche er gemacht hat, von einander getrennt waren."

„Sie sind also wohl mit ihm aufgewachsen?“

„Nein, ich bin in Schweden geboren, und er in Neu-England, und als wir zuerst zusammentrafen, war ich neunzehn und er einundzwanzig Jahre alt. Er hatte damals schon manche schwere Sorge durchgemacht, manchen schweren Streit mit dem Leben durchgekämpft und war, obwohl ein Jüngling den Jahren nach, ein Mann an Charakterstärke und Verstand. — Der frühzeitige Kampf mit Bekümmerniß, Mißgeschick und erlittenem Unrecht hatte des Lebens Freude für ihn getrübt und sie in einen tiefen, durchdringenden Ernst verwandelt. — Aber da verschwatze ich die Zeit und mache es wie eine schwache Mutter oder Schwester, welche Alles vergißt, nur um das Lob ihres Lieblings zu singen. — Sie müssen sich nun zur Ruhe begeben, Fräulein Helfrid.“

„Ich bleibe lieber hier und höre Ihnen zu, wenn Sie erzählen . . .“

„Von wem?“ fragte Stephana.

„Von Herrn Lange,“ erwiederte Helfrid mit einem matten Lächeln. „Es ist etwas so Seltsames, von einem jungen Mann zu hören, der so ungewöhnliche Eigenschaften besitzt, wie die, welche man ihm zuerkennen muß.“

„Nein, Fräulein Helfrid, Sie sollten jetzt die Ruhe suchen. Morgen will ich Ihnen von Allem reden, was Sie interessiren kann.“

„Man hat mir heute erzählt, daß Sie die Absicht haben, sich zu vermählen — ist es wahr?“ fragte Stephana, ihre Hand fassend.

„Es ist allerdings die Rede davon,“ antwortete Helfrid erbleichend.

„Lieben Sie den Baron Skjöld?"

„Ich hege Achtung vor ihm und bin ihm geneigt. — Gute Nacht, Madame."

Helfrid drückte einen leichten Kuß auf Stephana's Stirne und verließ hierauf das Zimmer.

Als Stephana allein war, zog sie Schreibzeug sammt Papier, welches sich auf dem Tische fand, heran und schrieb folgende Zeilen nieder:

„Meine geliebte Elin!

„Jetzt ist der Augenblick da, um ihm sein Erbe zukommen zu lassen und damit die Probe zu machen, ob sein Hochmuth sich nicht von Neuem erhebt, wenn er wieder reich wird. Die Armuth hat er brav ertragen, aber sie ist minder schwer zu tragen, weil man dadurch gebeugt wird; aber in das Glück weiß man sich nicht so leicht zu schicken, und ich fürchte, daß das Blut der Romarhjerta's sich bei ihm geltend machen wird. — Von der Mutter Etwas zu hoffen, wäre, wie mir scheint, eine Thorheit, denn ihr Stolz hat das Herz vertrocknet. Doch will ich noch nicht daran verzweifeln. Krankheit und körperliche Leiden pflegen unser Gemüth weicher zu machen. Komm' — komm', sobald Du Deine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hast. Der Herbst wird uns zeigen, ob die verstoßene Tochter und Söhnerin noch Etwas für die Zukunft zu erwarten haben. Lebe wohl, meine Freundin!

„Lord Charter wird Dich hieher begleiten; so hofft Deine ergebene

Stephana Stephensen."

Gerade als Stephana mit dem Briefe zu Ende war, ließ sich ein Seufzer von der Gräfin vernehmen, und darauf folgte ein schwerer Hustenanfall.

Im Augenblick war Stephana an ihrem Lager. — Die Kammerjungfer, welche gleichfalls wachen sollte, war auf ihrem Stuhle eingeschlummert und schlief jetzt so fest, daß sie nicht einmal durch den Husten der Gräfin erweckt wurde.

Während des schweren Anfalls hielt Stephana sie in ihren Armen und trocknete den Angstschweiß von der bleichen Stirne.

Es lag etwas wirklich Rührendes in dieser wahrhaften und einfachen Zärtlichkeit, welche in Stephana's Fürsorge sich zu erkennen gab. Man sah, daß sie gern Alles gethan hätte, nur um diesen schmerzlichen Anfall zu lindern.

Nachdem sie der Gräfin einige stillende Tropfen gegeben hatte, ließ derselbe nach und hörte endlich ganz auf.

Stephana legte sie wieder auf die Kissen nieder. Einige Minuten wurde das Stillschweigen nur von der Gräfin kurzen und hastigen Athemzügen unterbrochen. Endlich sagte sie mit matter und schwacher Stimme:

„Sie sind mehr als gut, Madame, daß Sie mit so großer Sorgfalt einer fremden Person abwarten.“

„Sie sind keine fremde Person für mich, Frau Gräfin,“ erwiederte Stephana sanft.

„Ich bin etwas Schlimmeres, als eine Fremde für Sie gewesen; ich bin feindlich gesinnt gegen Sie gewesen und habe trotz Ihres Wohlwollens meine unfreundliche Gesinnung an Ihnen ausgelassen; Sie

haben dessen ungeachtet sich so theilnehmend gegen mich gezeigt und gleichwohl müssen Sie ebenso wenig Sympathie für mich hegen, als ich zu Ihnen. Was hat Sie also vermocht, mir Ihre Zeit zu widmen und Ihre Bequemlichkeit für mich aufzuopfern?"

„Der Umstand, daß ich ein Christ bin und Sie mein Nebenmensch sind," antwortete Stephana ruhig. „Ueberall, wo sich ein Leidender findet und ich helfen kann, da ist es meine Pflicht, dieß zu thun."

Die Gräfin lag schweigend da und athmete schwer.

„Soll ich Ihnen vorlesen?" fragte Stephana.

„Nein, ich danke! — Hat der Doktor mit meinem Sohn gesprochen?"

„Nein, Frau Gräfin, er redete nur mit mir."

„Und er sagte Ihnen, was er mir gesagt hat, stelle ich mir vor?"

„Ja! Nur das Versprechen, welches er Ihnen gegeben, hielt ihn ab, mit dem Herrn Grafen und dem Fräulein zu sprechen."

„Sonderbares Spiel des Schicksals, daß ich doch noch auf Kungsborg sterben soll!" murmelte die Gräfin.

Wiederum verfiel sie in Stillschweigen; hernach warf sie sich unruhig auf den Kissen hin und her, als ob irgend ein peinlicher Gedanke ihre Seele beschäftigte. Man konnte in ihrem abgezehrten Angesicht lesen, was in ihrem Innern vorging. Plötzlich äußerte sie:

„Der Arzt meint also, daß ich noch ein paar Monate den Kampf mit dem Leben aushalten werde?"

„Ja, so glaubt er; aber er betrachtet es als eine Unmöglichkeit, daß Sie so viel Kraft besitzen, um eine Reise unternehmen zu können.“

„Ich werde also noch so viel von Leben übrig behalten, um Helfrid mit einem Manne vermählt zu sehen, der ihrer würdig ist. — Dann werde ich zufrieden sterben, denn ich nehme die Gewißheit in das Grab, daß sie die ihr gebührende Stellung im Leben besitzen wird.“

„Eine glänzende Stellung, in welcher es nur an dem Glück fehlt. Der Baron ist kein Mann für Fräulein Helfrid. Glauben Sie wirklich, daß sie ihn liebt?“

„Liebt! — Ach, Madame, nennen Sie mir dieses Wort nicht; es begreift Nichts als eine zügellose Laune in sich, welche, wenn sie das Gemüth beherrscht, Unglück und Schmach um sich her verbreitet.“

„Im Gegentheil, die Liebe ist das höchste Gut der Erde. Wie bewundernswerth sind Sie, Frau Gräfin, nicht in den Augenblicken, wo Sie sich der Liebe zu Ihren Kindern hingeben; da erst findet man, daß dieses Gefühl das einzige ist, welches sich niemals verläugnet. Sie ist ein Hauch des Himmels in der Menschenbrust. Auch sagte Er, welcher die Lehre der Versöhnung und der Liebe predigte: ‚Dem, welcher viel geliebt hat, soll auch viel vergeben werden.‘ — Und wir sollten also die Liebe verleugnen? Betrachten Sie das Auge Ihrer Tochter, wenn es auf Sie blickt, und sagen Sie, ist es ein Gefühl, wodurch das Gemüth irregeführt wird, oder ist es

nicht vielmehr ein Strahl aus einer höhern Welt, der Ihnen entgegenleuchtet?"

Die Gräfin schwieg, aber das nervöse Zittern der Oberlippe bewies, das sie für Stephana's Worte nicht unempfindlich war.

Diese nahm nach einem kurzen Stillschweigen wieder das Wort.

„Wenn man den Geist des Christenthums genau erwägt, so erstaunt man darüber, daß wir Christen ihn so wenig verstehen und uns so vollständig Gefühlen hingeben, welche in geradem Gegensatze zu der Lehre stehen, wozu wir uns bekennen. — So zum Beispiel sagt das Christenthum: ‚Wir alle sind gleich vor Gott und wir sollen einander gegenseitig lieben,' und gleichwohl hegen die, welche einen hohen Rang in der Gesellschaft einnehmen, Neid gegen noch Höhere und verachten die Niedrigeren. Dieß ist die Art und Weise, wie wir unser Christenthum in der Gesellschaft und selbst im Privatleben zur Anwendung bringen; überall finden wir einen innewohnenden Haß gegen einander. Dennoch sollten wir mit Christi Beispiel vor Augen denken, daß sein Wort in unserm Herzen weilen und allen unsern Handlungen zu Grund liegen sollte. — Unsere Lippen bekennen ihn, aber unser Herz verleugnet seine Lehre. — Ach, Frau Gräfin," fuhr Stephana, ihre Hand fassend, fort, „auch Sie haben die Versöhnungslehre verleugnet, und dennoch liegt in Ihrem Herzen so viel Güte. Noch am Abend des Lebens denken Sie an Ihrer Tochter weltliches Glück, nicht an ihr wirkliches, und dabei ist sie Ihnen so theuer,

daß Sie für dieselbe, wenn es Ihnen möglich wäre, Ihr Leben opfern würden."

„Madame," sagte die Gräfin mit vornehmer, obwohl matter Stimme, „Sie kommen da auf ein Gebiet, welches ein Fremdling zu betreten keineswegs das Recht hat."

„Ein Fremdling, ja; aber ich bin kein Fremdling," entgegnete Stephana mit Wärme. „Wenden Sie sich nicht von mir ab, Frau Gräfin, denken Sie nicht, daß ich Ihnen zu nahe trete oder Ihrer Würde Abbruch thue, weil ich ein Kind aus dem Volke bin, sondern bedenken Sie einzig, daß wir, Sie und ich, Christen und an dem Throne dessen, vor welchem Sie in Kurzem stehen werden, einander gleich sind. Nennen Sie mich nicht einen Fremdling, ich bin es nicht. — Ich habe Sie geliebt, selbst da Sie mir Verachtung zeigten, und meine Zuneigung zu Ihnen bewirkt, daß mein Herz Ihnen nicht fremd ist. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich mich Ihnen deßhalb genähert habe, weil Sie Gräfin sind; nein, mein Vorurtheil gegen den Adel ist ebenso groß, wie das Ihrige gegen uns, die Kinder des Volks; und wäre mein Entschluß nicht so treu und fest gestanden, mich niemals von meinen Vorurtheilen leiten zu lassen, sondern in Allem so viel als möglich mir Christi Lehre zum Vorbild zu nehmen, so hätte auch ich durch meinen republikanischen Enthusiasmus mich fanatisiren lassen. Jetzt, Frau Gräfin, lassen Sie mich an Ihrem Krankenlager nicht ein Fremdling sein, dessen Theilnahme Sie dulden, darum, weil Sie sich derselben nicht entziehen können, sondern als eine Tochter, die Sie von ihrer ganzen Seele liebt."

Stephana sah, daß die Gräfin ein wenig die Stirne runzelte, und deßhalb setzte sie hinzu:

„Sie wollen es nicht? Nun wohl, ich werde Ihnen doch sein, was ich alle Zeit gewesen bin.“

Diese letzten Worte wurden mit einem so ernsten Ausdruck von Güte und Ergebenheit gesprochen, daß die Gräfin sich davon gerührt fühlte, besonders wenn sie alle die tausend Entsagungen, alle die Opfer überdachte, welche Stephana sich auferlegte, um in den Tagen des Leidens derjenigen beizustehen, welcher sie mit so vielem Uebermuth begegnet war.

Die Gräfin drückte ihr matt die Hand und flüsterte:

„Sie nehmen mir Herz und Vernunft gegen meinen Willen gefangen. Ich habe mein Leben lang für eine Idee gelebt und Sie machen mich derselben beinahe ungetreu.“

„Nicht ungetreu,“ erwiederte Stephana, indem sie der Gräfin feuchte Hand küßte, „aber ich werde Sie so aufrichtig lieben, Sie so getreu pflegen, so warm für Sie beten, daß Sie am Schlusse Ihres Lebens eine Idee, welche Ihnen dasselbe völlig verbittert hat, vergessen werden.“

„Sie irren sich, Madame; ich werde so sterben, wie ich gelebt habe, Aristokratin von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Nicht die Idee, der ich gelebt habe, ist es, welche meines Lebens Unglück ausgemacht hat, sondern es sind eben die Ideen, welche Sie hegen. Wenn Sie wüßten, wie viel Böses mir der Bürgerstand angethan hat, würden Sie verstehen, daß ich niemals aufhören kann, ihn zu verabscheuen.“

„Nicht er hat Ihnen Böses gethan, sondern Sie ihm," flüsterte Stephana.

Die Gräfin bekam wieder einen kurzen, jedoch gelinden Hustenanfall.

Als er vorüber war, sagte Stephana:

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie zu sprechen veranlasse, während der Arzt es verboten hat. — Wollen Sie nicht, daß ich Ihnen Etwas vorlese? Vielleicht können Sie dann einschlummern."

„Ja, lesen Sie Etwas, das zu meiner Beruhigung beiträgt," antwortete die Gräfin.

Stephana nahm ein Buch.

Den Kopf auf die Hand gestützt, das Buch im Schooße liegend, las Stephana von dem christlichen Geiste, der unser Leben durchdringen soll. Es waren Worte, so mild, so entzückend und so voll Frieden und Versöhnung, daß man glauben konnte, sie gingen von dem Herzen eines Engels aus.

Obwohl Stephana eine ganze Stunde las, so hatte sie doch nicht ein einziges Mal das Blatt im Buche umgewendet. Die liebevollen und beinahe schmeichelnden Worte hatten sich an das Herz der Kranken angeschmiegt und lockten Thränen hervor, welche still über ihre Wangen rannen.

Es war, als ob diese Thränen sie beruhigten und bereits mit manchem bittern Gedanken versöhnten, denn als Stephana endlich schwieg, da lag die Gräfin lang unbeweglich da, als ob sie in Gebet versunken wäre.

„Wer hat die Worte geschrieben, welche Sie lesen?" fragte sie endlich.

„Gott!“ antwortete Stephana mit träumerischem Ausdruck.

„Gott?“

„Ja, er hat sie mir eingegeben. — Ich habe nicht gelesen, Frau Gräfin, ich habe nur aus meinem Herzen gesprochen.“

„Ich danke,“ war Alles, was die Gräfin sagte.

Während des Restes der Nacht, da Stephana wachte, lag die Gräfin still, wie erwägend, was sie gehört hatte.

IX.

„Es dünkt mir eine ganze Ewigkeit zu sein, seitdem ich Sie nicht gesehen habe,“ sagte Jacobo zu Helfrid am folgenden Tage, als er ihr im Garten begegnete. „Ich fühlte eine Leere in mir, so oft ich Kungsborg verlassen mußte, ohne Sie auch nur zu Gesicht bekommen zu haben. Heute nahm ich mir vor, nicht eher von hier abzugehen, als bis ich mit Ihnen gesprochen hätte, und wie Sie sehen, habe ich meinen Vorsatz ausgeführt.“

Helfrids Herz schlug so heftig, daß sie einen Augenblick der Sprache beraubt wurde. Aber mittelst einer kräftigen Willensanstrengung gelang es derselben, ihre Erregung zu bezwingen, und sie erwiederte mit ziemlich fester Stimme:

„Der Umstand, daß ich Sie nicht zu sehen bekam, hat nur dazu beigetragen, die Zeit noch trauriger für mich zu machen.“

„Und ich bin doch jeden Tag in Kungsborg gewesen.“

„Ich weiß es.“

„Warum mir dann nicht einen Augenblick die Möglichkeit bereiten, Sie meiner Theilnahme, meiner Freundschaft zu versichern?“

„Darum, weil ich mich beständig an meiner Mutter Krankenlager gefesselt sah. — Ach! es war so ängstlich, ohne Unterlaß fürchten zu müssen, daß es mit ihr zu Ende gehen würde. — Und dann, sie leiden zu sehen und zu wissen, daß es keine Heilung für ihr Leiden gibt!“

„Das ist schrecklich. Sie sind sehr bleich geworden, Fräulein Helfrid,“ sagte Jacobo, indem er sie theilnehmend betrachtete.

„Was hat das zu bedeuten, wenn ich nur hoffen dürfte, daß Mama wieder genesen werde. Sie ist jetzt so schwach, und wir müssen selbst der Möglichkeit entsagen, durch Luftveränderung und Aufenthalt in einem wärmeren Klima ihre Gesundheit wieder gekräftigt zu sehen. Es liegt etwas unerhört Schmerzliches in dem Gedanken, daß sie früher oder später an dieser furchtbaren Krankheit sterben muß, deren Fortschritt Nichts zu hemmen vermag.“

„Aber die Frau Gräfin befindet sich ja etwas besser.“

„Ja, sie will es heute versuchen, angekleidet sich auf einen Sopha zu legen.“

„Baron Skjöld wird ja hier erwartet?“

„Ja,“ erwiederte Helfrid erröthend.

Jacobo faßte ihre Hand mit den Worten:

„Und die Frau Gräfin beabsichtigt, ihm ihre Tochter zu schenken?"

„Dieser Gedanke bildet einen ihrer liebsten Wünsche," antwortete Helfrid ruhig.

„Bildet er auch einen der Ihrigen?" fragte Jacobo, indem er mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete.

„Können Sie diese Frage an mich stellen?" rief Helfrid, indem sie ihn mit einem offenen Blick ansah.

„Ja, warum nicht? — Man hat mir gesagt, daß Sie dem Baron Ihre Hand zu reichen beabsichtigen, Fräulein Helfrid, und da darf ich wohl nicht annehmen, daß Sie dieß thun, ohne Ihr Herz mitfolgen zu lassen; im andern Fall würden Sie sehr unrecht handeln."

„Unrecht! und auf welche Weise? — Ich habe Achtung vor dem Baron; ich hoffe eines Tags wirklich Neigung zu ihm hegen zu können, und ich erfülle einen von meiner Mutter innigsten Wünschen. — Was liegt also Unrechtes in meiner Handlungsweise?"

„Das Unrecht liegt darin, daß Sie nicht Ihr Herz mit Ihrer Hand verschenken. — Sie nehmen die Liebe des Barons an, und geben ihm ...."

„Mein ganzes Leben."

„Mit Ausnahme Ihrer Liebe."

„Es wird mir eines Tags auch gelingen, ihn zu lieben."

„Daran haben Sie Recht; aber bevor dieser Tag kommt, dürfen Sie Ihr Geschick nicht mit dem seinigen vereinen. Ein solches Thun von Ihnen wäre ...."

Jacobo brach ab und setzte dann mit seinem freundlichen Lächeln hinzu:

„Aber ich bin ja durchaus nicht berechtigt, also mit Ihnen zu reden; meine Gedanken über diesen Punkt können mit Grund als ungehörig betrachtet werden, und nur das lebhafte und wahre Interesse, welches ich für Sie hege, kann meine Einmischung in eine Sache entschuldigen, welche nur Sie berührt, und dennoch ....“

„Reden Sie aus, ich bitte.“

„Und dennoch möchte ich das Recht haben, was ich denke, auszusprechen.“

„Dieses Recht haben Sie mehr als Jemand anders.“

„Gut; und Sie werden sich von dem, was ich sage, nicht verletzt fühlen.“

„Nein, denn ich werde mich erinnern, daß jedes Wort von Theilnahme diktirt ist.“

„Und Zuneigung.“

„Warum brachen Sie bei dennoch ab?“

„Ich wollte sagen, und dennoch würde ein solches Thun von Ihnen mein Urtheil über Ihren Charakter gänzlich verändern.“

„Inwiefern?“

„Ich habe mir eine solche Vorstellung von Ihnen gebildet, daß es für Sie eine Unmöglichkeit sei, sich zu etwas Falschem und Unwahrem herabzulassen. Sogar Ihr Stolz, den ich im Ganzen mißbillige, war meiner Ansicht nach von solcher Natur, daß er Sie über jede niedrige Handlung erheben mußte. Es schmeichelte meiner Seele, Sie mir als ein an

Gedanken, Gefühlen und Absichten edles Wesen zu denken."

Jacobo schwieg.

„Warum fahren Sie nicht fort?"

„Bedarf es dessen? Handelten Sie in Uebereinstimmung mit einem solchen Charakter, wenn Sie aus weltlichen Beweggründen Ihre Hand einem Mann reichten, den Sie nicht lieben, während . . ."

„Mein Herz einem Andern gehört," fiel Helfrid hocherröthend ein.

„Allerdings. — Es gibt nur eins von zwei Dingen: entweder ist Ihre Neigung zu jenem Andern nur eine vorübergehende Einbildung gewesen und jetzt auf den Baron übergegangen, oder Sie begehen gegen den Letztern eine trügerische und treulose Handlung, indem Sie ohne Liebe seine Gattin werden. Auf einem solchen Grund baut sich kein Glück auf. In beiden Fällen haben Sie die hohe Meinung, die ich mir von Ihnen machte, verwirkt."

„Sie sind streng; aber ich will Ihnen beweisen, daß Sie keinen Irrthum begangen haben, wenn Sie mich jeder niedrigen Handlung unfähig glaubten oder meinen Charakter für wahr hielten. Der Mann, an welchen mein Herz sich einmal angeschlossen hat, den wird es auch lieben bis in den Tod. — Ich bin ein im Grunde viel zu ruhiger Charakter, um jemals einer launenhaften Eingebung zum Opfer zu fallen; meine Gefühle sind dazu viel zu tief und, wenn Sie so wollen, zu einseitig. Ich lodere niemals auf; aber das Feuer, welches in meinem Herzen brennt, still und unbemerkt, das erlöscht niemals, so lang ich lebe."

„Ich danke, Helfrid; jetzt sind Sie so, wie ich mir gern Sie denke.“

Jacobo vergaß das Wort Fräulein, und Helfrid gab nicht Acht darauf, daß er es weggelassen hatte.

„Jetzt, wo ich meiner Mutter Wunsch zu erfüllen und dem Baron meine Hand zu reichen beabsichtige, geschieht es nur darum, daß ich ihr damit die größte Freude mache, welche ihr das Leben noch gewähren kann, und ihre letzten Stunden versüße. Ich gedenke nicht, mit einer Lüge vor Gottes Angesicht zu treten und Treue zu geloben, ohne den festen Vorsatz, meinen Eid zu halten. Ich gedenke nicht, Liebe zu heucheln, sondern als Gattin Alles zu thun, um meine Zuneigung an den Mann zu knüpfen, gegen welchen ich immerdar gewissenhaft meine Pflichten zu erfüllen suchen werde. Das Bewußtsein, durch diese Vereinigung meine Mutter mit den Sorgen und Leiden, denen sie ausgesetzt ist, versöhnt zu haben, wird mich stärken und mir Kraft einflößen, eine würdige Gattin zu werden.

Während dieses Gesprächs hatten Helfrid und Jacobo sich auf einer Bank niedergelassen.

„Alles, was Sie da sagen, Fräulein Helfrid, sind Sophismen, in schöne Worte gekleidet, und bilden leider die gewöhnlichen Ansichten, womit man Verstand und Gefühl irre zu leiten sucht.“

„Diese Behauptung bedarf einer näheren Erklärung.“

„Und ich will sie Ihnen auch geben; aber zuerst müssen Sie mir aufrichtig antworten: glauben Sie, mit dem Baron glücklich werden zu können?“

„Glücklich! Das ist Etwas, worauf man kaum

im Leben Anspruch machen kann; aber ich hoffe, nicht unglücklich zu werden, und das ist ja Alles, was wir von der Wirklichkeit zu begehren das Recht haben."

Jacobo sah sie mit einem Ausdruck des Mitleids an, als er jetzt fortfuhr:

„Sie haben von dem Leben eine ganz traurige, um nicht zu sagen, vollkommen falsche Ansicht. Ihre Antwort beweist indessen, daß Sie nicht auf ein Glück hoffen, obwohl Sie sich blind für das Unglück machen, welchem Sie sich hinzugeben im Begriff stehen. Und doch sollte in dem Herzen eines jungen Mädchens sich ein Instinkt finden, welcher ihm sagte, daß eine Ehe ohne Liebe etwas mehr als unglücklich ist; es ist ein widerlicher und unnatürlicher Zwang für ihr weibliches Zartgefühl; aber die Gewohnheit, die Ehe als eine materielle Affaire, nicht als eine moralische Vereinigung zweier Seelen zu betrachten, hat bewirkt, daß dieses natürliche Zartgefühl in Vergessenheit gerathen ist. Haben Sie sich niemals in Gottes Absicht hineingedacht, als er die Ehe stiftete? Nein, Sie haben, gleich allen andern jungen Mädchen, von Ihrer frühesten Kindheit gehört, daß Sie sich eines Tags verheirathen werden, und daß Sie einen Mann nehmen müssen, dessen Vermögen und gesellschaftliche Stellung von der Art ist, daß er Ihnen ansteht und mit den Ansprüchen, welche Ihre Eltern an ihren künftigen Schwiegersohn zu machen haben, übereinstimmt. Eine solche Vereinigung muß sich auf gegenseitige Achtung gründen — das haben Sie auch gehört; aber das Wort Liebe hat man niemals ausgesprochen, aus Furcht,

Sie zu einer Romanheldin zu machen. Ebenso wenig hat man Sie darüber aufgeklärt, worauf Ihre Achtung vor dem künftigen Mann beruhen soll. Man zieht selten etwas Anderes, als sein künftiges Vermögen in Betracht, oder das Ansehen, welches er in den Augen der Welt genießt. Wie er seinem moralischen Charakter nach eigentlich beschaffen ist, kommt nicht in Frage, und auf solcher Grundlage werden die Ehen der Jetztzeit geschlossen.

„Kann man verlangen, daß eine solche, aus weltlichen Interessen gestiftete Vereinigung den Contrahenten Glück bringe, oder ein so heiliges und inniges Band ausmache, um daraus Wohlfahrt, Frieden und moralische Veredlung emporblühen zu lassen? — Nein, solche Gatten gleichen zwei Wesen, welche mit Gleichmuth ein Joch tragen, das sie nicht abwerfen können, und selbst die Luft wird in diesem liebesarmen Heimwesen von der Art, daß sie jedes veredelnde Gefühl vertrocknet und auf das heranreifende Geschlecht einwirkt, welches in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, der Nahrung für die harmonische Entwicklung der höhern und edlern Empfindungen entbehren muß; und daher kommt der Mangel an moralischer Erhebung, welcher unsere Ziet kennzeichnet."

Jacobo hielt an und sah gedankenvoll vor sich hin.

Helfrid betrachtete ihn mit Blicken voll Bewunderung, denn es lag eine tiefe Wahrheit in dem, was er sagte.

„So verkehrt sind unsere Begriffe," nahm Jacobo wieder das Wort „daß dieselbe Mutter, welche niemals mit ihrer Tochter davon redet, sie habe ein

Herz, welches eines Tags seine Stimme erheben würde, aus Furcht, den jungfräulichen Frieden ihrer Seele zu stören, letztere ohne Zögern dem Manne überläßt, welcher ihr Gold und Rang bietet. Dabei bringt man die Gefühle des Mädchens nicht im Mindesten in Anschlag; und dasselbe Mädchen, welches in einer Gesellschaft, wo man das Wort Liebe nennt, erröthet, geht mit lächelnden Lippen und kaltem Herzen dahin, um die Gattin eines ihr im Ganzen völlig gleichgültigen Mannes zu werden. Gestehen Sie, daß dieses Thun, unparteiisch gesprochen, dem orientalischen Gebrauche, sich eine Sclavin zu kaufen, auffallend gleich sieht."

Helfrid wechselte die Farbe.

„Und das junge Mädchen, welches so ohne Liebe mit kaltem Blut und mit kalter Berechnung die Frau eines Mannes wird, hat von ihrer weiblichen Würde durchaus keinen höhern Begriff, als die junge Circassierin, welche an den Meistbietenden sich verkaufen läßt."

„Jetzt gehen Sie zu weit," fiel Helfrid mit purpurrothen Wangen ein.

„Ganz und gar nicht. Ihr eigenes Gefühl wird mir Recht geben, wenn Sie einmal ernstlich über die Sache nachdenken. Das Band der Ehe, Fräulein Helfrid, darf niemals geknüpft werden, wenn nicht eine heilige, warme, reine und tiefe Liebe die Herzen der Personen vereinigt, welche ihrem ganzen Wesen nach Eins werden, welche Freud und Leid mit einander theilen und gemeinsam das ganze Leben durchwandern sollen. Sind die Herzen derselben nicht in eine solche harmonische Vereinigung ver-

8 *

schmolzen, da ist die Ehe nicht, was sie sein muß, und daraus kann niemals ein Glück entstehen, oder eine moralische Veredlung auf die Seele ausgeübt werden. Den Mann, welchem eine Frau sich für ein ganzes Leben hingibt, muß sie nicht allein hochachten, sondern sie muß ihn von ganzer Seele, mit jeder Fiber ihres Herzens lieben, als ob er der bessere Theil ihres Wesens wäre; und die Frau, an welche ein Mann sein Schicksal knüpft, muß ihm theurer, als sein eigenes Leben sein. Nur dann wird die Ehe zu dem, was sie sein muß, eine heilige und unauflösliche Verbindung, wo zwei Herzen von einem Schlage klopfen, und dann wird auch die moralische Entwicklung des aufwachsenden Geschlechts ganz verschieden von dem, was sie jetzt ist. — Es liegt etwas Niedriges, Gemeines und, gestatten Sie mir es zu sagen, Thierisches in der Art und Weise, wie man jetzt die Ehen behandelt. Es ist eine Erniedrigung aller der edlern und höhern Gefühle, welche Gott in unser Herz niedergelegt hat, und Sie, Fräulein Helfrid, Sie, in der Verachtung alles Niedrigen erzogen, Sie, den Vorurtheilen der Geburt nur deßhalb hingegeben, weil Sie dadurch sich über die rohen Instinkte der Masse zu erheben glauben, Sie, mit dem Erbe einer veredelten und hohen Seele begabt, Sie stehen jetzt im Begriff, als Handelswaare sich einem Mann zu überlassen, den Sie nicht lieben, den Sie, wie Sie in der Tiefe Ihres Herzens fühlen, niemals lieben werden, und mit welchem Sie Ihre Seele nicht so zu verschmelzen vermögen, daß Sie mit ihm Eins werden. — Gestehen Sie, daß ich Recht habe, wenn ich behaupte, Sie

würden ganz und gar den Charakter, den ich Ihnen bisher beilegte, verleugnen, wenn Sie so handelten.

Es war ein schwerer Augenblick für Helfrid. Sie erkannte, daß er Recht hatte; sie war gezwungen, beinahe in demselben Augenblicke ihn zu bewundern, wo er sie vor sich selbst demüthigte; und dennoch lag Etwas in ihr, das ihr sagte, daß er ihre Handlung allzu streng beurtheile. Sie wußte, daß sie von dem innigsten Wunsche geleitet war, ihre Mutter glücklich zu machen und ihr die einzige Freude, welche das Leben noch bot, zu bereiten.

Und so antwortete Helfrid mit beinahe fester Stimme:

„Sie haben vollkommen Recht in Allem, was Sie sagen, und ich schenke Ihren Worten meine ungetheilte Achtung; aber es gibt gleichwohl Fälle, wo man, ohne durch Berechnung sich leiten zu lassen, ohne sich zu verkaufen, wie Sie es ausdrückten, eine eheliche Verbindung knüpfen kann, obwohl das Herz der Hingabe der Hand nicht folgt, und wo wir dennoch von reinen und uneigennützigen Gefühlen bestimmt werden. In der Vorzeit opferte man sein Leben den Göttern, um Vaterland, Eltern oder irgend einen theuern Gegenstand vor Unglück und Untergang zu retten; und wir lesen mit Rührung von dergleichen Opfern. Nun wohl, wenn eine Tochter ihr Glück opfert, um damit ihrer Mutter eine Freude zu bereiten, liegt darin nicht ein gleich reines und heiliges Gefühl? Sie bezahlt ja damit ihre Schuld an diejenige, welche ihr das Leben gab, und mir scheint, daß ein solches Thun Achtung, wenigstens Nachsicht verdiente."

„Nachsicht — ja; denn diese schenken wir ja der Mutter, welche in einem Augenblick der Verzweiflung ihr Kind mordet; aber die Handlung bleibt doch an und für sich ein Unrecht. Ihr Raisonnement ist falsch, Fräulein Helfrid, und dieß werde ich Ihnen sogleich beweisen. Sie reden von dem Opfer, welches man in der Vorzeit aus Heroismus brachte, und vergleichen es mit dem, welches Sie nun zu bringen beabsichtigen. Mein Fräulein, das vorerwähnte Opfer erstreckte sich blos auf das eigene Leben und begriff nur einen Augenblick physischen Schmerzes. Wenn Sie für Ihrer Mutter Glück Ihr eigenes Leben opferten, so würde ich Sie bewundern und der erste sein, welcher in Ihrer Selbstverläugnung Sie groß fände; aber nun opfern Sie für eine Einbildung von derselben nicht blos Ihre eigene Zukunft, Ihr eigenes Glück und Ihre moralische Veredlung, sondern Sie thun dasselbe mit einem andern Menschen, um Nichts von dem Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht zu sagen, welchen dieser Schritt mit sich bringt. Wie gewissenhaft Sie auch Ihre Pflichten als Gattin erfüllen, wie gut Sie auch Ihre Rolle als Frau spielen mögen, wird es Ihnen doch niemals gelingen, den Mangel der Liebe zu verbergen, und Ihr Mann wird bald finden, daß er niemals Ihr Herz besessen hat, niemals besitzen wird. Was haben Sie dann ausgerichtet? Sie haben seine rechtmäßigen Ansprüche auf Glück getäuscht. Um Ihrer Mutter eine augenblickliche und eitle Freude zu bereiten, haben Sie diesen Mann zu einer liebeleeren Ehe an Ihrer Seite verurtheilt. Was ist die Folge davon? Daß beide, er und Sie,

jenes gewöhnliche und, wenn ich es sagen darf, verhaßte Bild von Ehegatten darstellen, wo ein jedes auf seine Weise in äußern Zerstreuungen oder Ausschweifungen die falsche Rechnung, die es sich auf häusliche Glückseligkeit gemacht hat, zu vergessen sucht. — Sagen Sie mir nun, auf Ihr Gewissen, wiegt wirklich die Freude, welche Sie ihrer Mutter bereiten, das Unglück auf, welches Sie auf Ihr eigenes und Ihres Gatten Haupt herabbeschwören? Ich würde Nichts sagen, wenn Sie damit Ihrer Mutter Leben retten oder irgend ein großes und schreckliches Unglück von ihr abwenden könnten, mit einem Wort, wenn deren Wohlfahrt auf diesem Opfer beruhte; aber nun, nun geschieht es blos, um einer von deren Schwachheiten zu schmeicheln, deren Stolz Genüge zu leisten und Sie wegen Ihrer ökonomischen Stellung zu beruhigen: lauter weltliche Beweggründe. — Fräulein Helfrid, ich habe Sie wahrscheinlich mit meinen Vernunftgründen gelangweilt und vielleicht sogar erbittert, aber ich habe aus aufrichtigem Herzen mit einem vollkommen uneigennützigen Interesse für Ihr Wohl gesprochen und bitte Sie darum, was ich gesagt habe, als von dem Wunsche ausgehend zu betrachten, in der Eigenschaft eines Freundes die einfache Sprache der Wahrheit zu reden. — Nicht wahr, Sie haben meine Absicht nicht mißverstanden?“

Jacobo reichte Helfrid die Hand.

„Sie kann von mir nicht mißverstanden werden. Das Einzige, was ich empfinde, ist wahre Dankbarkeit für das, was Sie gesagt haben.“

„Und Sie werden an meine Worte gedenken, ehe Sie einen Entschluß fassen?“

„Ja, ich werde sie mir überlegen.“

Helfrid stand auf und sie gingen schweigend auf das Haus zu.

„Es soll ja heute Gesellschaft bei der Freiherrin von F. sein; werden Sie auch hingehen?“ fragte Helfrid.

„Ich habe versprochen, zu kommen.“

„Sie ist eine höchst liebenswürdige Dame.“

„Sie ist unbeschreiblich einnehmend. Ich habe nur selten in meinem Leben ein Wesen getroffen, das so aus eitel Feuer und Flammen zusammengesetzt war, wie sie. Sie reißt gewaltsam die Seele mit sich fort.“

„Sie haben also auch den Einfluß ihrer bezaubernden Lebhaftigkeit gefühlt?“

„Hätte ich es nicht gethan, so wäre ich kein Mann. Sie ist eine wirklich gefährliche Frau für den, welcher sich gern vom Augenblick bethören läßt.“

„Und wo gibt es einen Sterblichen, der dieß nicht thut? Wir alle geben uns mehr oder minder der Freude und dem Eindruck des Augenblicks hin.“

„Das ist sehr wahr; und ich bin überzeugt, daß die Freiherrin eine unzählige Menge von Herzen erobert hat und noch erobern wird. Und Jeder, welcher in den magischen Kreis der unwiderstehlichen Zauberkraft ihrer Liebenswürdigkeit gelangt, läuft Gefahr, seine Ruhe zu verlieren.“

„Auch Sie?“

„Man kann nicht ein Ding verlieren, dessen man

schon verlustig gegangen ist. Wäre auch der erlittene Verlust ersetzt, so möchte ich mich doch nicht in eine Frau verlieben und mein Wohl oder Wehe auf sie bauen."

„Sie möchten nicht? Kann man mit seinem Willen über sein Herz gebieten?"

„Wenn man, wie ich, einmal in der Liebe Bankerott gemacht hat, ist man um die Frische des Gefühls gekommen, welche erforderlich ist, um gegen seinen Willen durch einen Eindruck sich fortreißen zu lassen. Der, welcher einmal Schiffbruch gelitten hat, fürchtet sich, zum zweiten Mal dieses Schicksal über sich ergehen zu lassen."

„Die Freiherrin kann also für Ihre Ruhe nicht gefährlich werden?"

„Ich hoffe wenigstens, daß sie es nicht wird," antwortete Jacobo lächelnd. „Ich glaube nicht fürchten zu müssen, daß die Liebe mir noch einmal den Possen spiele, mit meiner Vernunft davon zu fliegen, denn es läge wirklich in einer solchen Neigung etwas sehr Unvernünftiges."

„Warum? Die Freiherrin ist Wittwe und vollkommen selbstständig in ihren Ansichten und ohne alle hohen Gedanken in Bezug auf den Stand, welchem sie angehört."

„Mag es sein, daß ich vermessen genug wäre, mir das Vermögen zuzutrauen, ihr Herz zu gewinnen, so möchte ich doch den Versuch nicht machen, sondern würde stets eine Verbindung zwischen ihr und mir als unausführbar betrachten."

„Und der Grund?"

„Ist einfach der, daß ich zur Gattin nicht eine

Person haben möchte, welche der Meinung ist, sie sei einen Schritt zu mir herabgestiegen, da sie meine Frau wurde. Obwohl ich selbst unsere Stellung nicht so beurtheilen würde, so schlöße dieselbe doch das Bewußtsein in sich, daß sie, nach den von ihrer Kindheit an eingesogenen Ideen, glauben würde, sie habe sich zu mir herabgelassen, und ein solcher demüthigender Gedanke macht für mich jede Verbindung der Art zur Unmöglichkeit. Wir Kinder einer Republik haben auch unsern Stolz, und ich besitze keinen geringen Theil davon."

Helfrid schwieg.

Jacobo's Worte wurden ihr fast peinlich, und sie empfand einen unbeschreiblich bittern Schmerz bei denselben.

X.

Einige Tage vergingen.

Die Gräfin befand sich jetzt in jenem scheinbaren Zustande der Besserung, welcher so trügerischer Natur ist und die Folge hat, daß sowohl die Lungenkranken selbst als die Personen in deren Umgebung unaufhörlich sich zu der Hoffnung wieder verleiten lassen, das Uebel würde doch noch vorübergehen.

Gleichwohl waren ihre Kräfte so erschöpft, daß sie nicht mehr im Zimmer auf und abzugehen vermochte, sondern, nachdem sie angekleidet war, von dem Bette auf einen Sopha oder einen Ruhesessel getragen wurde, wo sie die Zeit zubrachte.

Eines Nachmittags, als die Gräfin angekleidet

war und ihren Platz auf einer kleinen, im Salon befindlichen Pompadour eingenommen hatte, trat Stephana ein, um Helfrid abzulösen, damit dieselbe Gelegenheit hätte, einen Spaziergang zu machen.

Als Stephana und die Gräfin allein waren, sagte die erstere:

„Ich erwarte in vierzehn Tagen hier eine Person, deren Gegenwart, wie ich fürchte, Ihnen, Frau Gräfin, einiges Unbehagen verursachen wird.“

„Ihre Gäste, Madame, können mich nicht geniren, denn ich kann das Zimmer nicht mehr verlassen, und wie Sie wissen, werde ich es wahrscheinlich lebend überhaupt nicht mehr verlassen.“

„Aber die Person, von welcher ich spreche, ist gewissermaßen mit Ihnen verwandt, und darum dürfte deren bloßer Name schon etwas Unangenehmes für Sie in sich schließen. Ich meine die Gräfin Elin Romarhjerta.“

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß wir verwandt sind,“ erwiderte die Gräfin stolz; „und ich hoffe, daß die Gräfin Elin so viel Takt haben wird, um keinen Anspruch darauf zu machen, eine Annäherung als Verwandte bei uns zu versuchen.“

„Dessen bin ich versichert. Sie ist viel zu stolz, um sich Jemand aufdringen zu wollen,“ entgegnete Stephana, während ihre Wangen ein lebhafteres Roth annahmen.

„Dann, Madame, kann ich vollkommen ruhig sein. Ich werde nicht einmal daran gedenken, daß wir beide, sie und ich, Gäste unter demselben Dache sind. Sie haben mir ja diese Zimmer überlassen, und dieselben machen folglich ein Gebiet aus, wel-

ches kein Fremder ohne meine Zustimmung betreten kann."

Es entstand eine Pause.

Stephana's Angesicht war von der Gräfin abgewendet, so daß diese den wechselnden Ausdruck von Schmerz und Verdruß, die hier schnell einander ablösten, nicht wahrnehmen konnte.

„Mein Sohn wird wohl in der nächsten Woche nach England reisen?" begann die Gräfin wieder.

„Ja, der Herr Graf hat mich davon unterrichtet."

„So schmerzlich es mir auch ist, mich von ihm zu trennen, unter Umständen, da ich nicht weiß, wie lang mein Leben noch währt, so bin ich dennoch froh, daß er Kungsborg zu einer Zeit verläßt, wo Fremde hier sind. Es würde ihm schwerer fallen, als mir, aller Berührung mit denselben auszuweichen."

„Wir wollen hoffen, daß der Herr Graf bei seiner Rückkehr Sie besser findet. Der Sommer ist eine Zeit, wo Personen mit Ihrer Krankheit sich gleichsam dem Leben wieder zuwenden, und somit dürfen auch wir dem Worte des Doctors, welcher versichert, daß Sie die warme Jahreszeit überleben werden, Glauben schenken."

„Ich selbst möchte wünschen, daß der Doctor die Wahrheit spräche; denn wenn man nur zwei Kinder hat, da will man wenigstens eines derselben glücklich sehen, ehe man von hinnen geht."

„Man hat mir gesagt, Frau Gräfin, daß Sie eine ältere Tochter gehabt haben, ist dieselbe todt?"

Stephana's Augen waren mit einem so durch-

dringenden und gespannten Ausdruck auf die Gräfin geheftet, daß sie doppelt so groß wie sonst schienen.

Bei Stephana's Worten zuckte die Gräfin zusammen, und ihr Antlitz veränderte sich so auffallend, daß es aussah, als würde sie ohnmächtig werden; aber einen Augenblick darauf waren die abgezehrten Züge wieder kalt, und sie antwortete in mattem Tone:

„Sie ist todt."

„War sie älter oder jünger als der Herr Graf?"

„Jünger."

„Es muß sehr schmerzlich sein, an einen solchen Verlust zu denken. Sie war gewiß noch ganz jung, als sie starb, da ich Fräulein Helfrid niemals ihrer erwähnen hörte."

„Ja, sie war sehr jung. — Wenn Sie doch die Güte hätten, das Fenster ein wenig zu öffnen, würden Sie mich wirklich sehr verpflichten."

Stephana war sehr bleich geworden, und man bemerkte, daß sie mit großer Schwierigkeit Athem holte. Sie vollzog schweigend den Wunsch der Gräfin und setzte sich an das Fenster.

„Vor einigen Jahren, da ich zum ersten Mal Paris besuchte, machte ich die Bekanntschaft eines schwedischen Kavaliers, von welchem man sagen konnte, daß er seinem ganzen Charakter und seiner Denkart nach ein wirklicher Edelmann war. — Er hieß Graf Carl Runa, ohne Zweifel ein Verwandter von Ihnen, da Sie eine geborne Runa sind."

„Es war mein einziger Bruder," antwortete die Gräfin, und eine leichte Wolke flog über ihre Stirne.

„Ich kann niemals ohne Rührung an ihn denken," fuhr Stephana fort; „etwas so Edles, sowohl dem äußern als dem innern Menschen nach, habe ich niemals getroffen."

„Ja, sein Herz war edel genug; nur schade, daß er von Jugend auf die französischen Freiheitsideen einsog, welche zur Folge hatten, daß er sich daheim nicht wohl fühlte, sondern sich in Frankreich niederließ, wo er auch starb."

„Er war, glaube ich, mit einer Französin vermählt?"

„Ja, mit der Herzogin von * * *."

Es lag kein geringer Stolz in dem Tone, womit die Gräfin den Namen Herzogin aussprach.

Der Graf hatte eine Tochter, wenn ich mich recht erinnere," fuhr Stephana fort, indem sie die Gräfin fixirte.

„Die Tochter starb einige Wochen nach der Mutter," erwiederte die Gräfin kalt.

„Aber als ich zu dem Grafen Runa eingeladen wurde, stellte er mir eine junge Dame als seine Tochter vor."

„Das ist möglich; ich glaube, daß er ein Pflegekind hatte."

„Sie kennen vielleicht, Frau Gräfin, das spätere Schicksal dieser Pflegetochter?" fragte Stephana mit einem leichten Zittern um ihre Lippen.

„Nein, Madame, das ist nicht der Fall. — Wollten Sie mir nicht Etwas singen," setzte die Gräfin mit ungewöhnlich mildem Lächeln hinzu. „Ihre Stimme thut mir wohl."

Stephana kam sogleich ihrem Wunsche nach und sang:

„Hoch auf dem Berge oben sing' ich so manches Mal.“

Es war als ob das einfache Lied die Kraft besäße, in dem Herzen der Gräfin einen unnennbaren Schmerz zu erregen. Bei den ersten Tönen lief ein nervöses Zittern durch ihr ganzes Wesen, und als der erste Vers zu Ende war, rief sie mit dumpfer Stimme:

„Warum singen Sie dieses Lied?“

„Weil es mir gerade einfiel. Ich hörte es Graf Runa's Tochter eines Abends singen und werde niemals vergessen, wie bewegt sie am Schlusse desselben war, Sie sagte, sie habe es ihrer Mutter gesungen, als sie dieselbe zum letzten Mal gesehen. Wenn Sie wollen, so werde ich ein anderes singen.“

„Ach nein, lassen Sie mich die weiteren Verse hören,“ flüsterte die Gräfin.

Stephana sang, sang so, daß man glaubte, jeder Ton käme von und ginge zu Herzen. Als sie fertig war, hörte sie ein leises, unterdrücktes Schluchzen von der Gräfin. Stephana selbst war aber so ergriffen, daß sie unbeweglich sitzen blieb und die Hände wie bewußtlos über das Instrument eilen ließ.

So verging eine Weile. Der Eintritt des Grafen Hermann unterbrach die stumme Scene, welche ein ganzes Leben von Schmerz und Leiden in sich schloß.

Nachdem einige unbedeutende und nichtssagende Redensarten gewechselt worden waren, verließ Stephana das Zimmer mit den Worten:

„Wenn Sie die Frau Gräfin verlassen, Herr Graf, so werden Sie wohl die Güte haben, mich und Fräulein Helfrid davon zu unterrichten, ich gehe zu ihr in den Garten.

Mutter und Sohn blieben allein.

„Weißt Du, daß Elin hieher kommt?“ sagte die Gräfin, indem sie ihres Sohnes Hand in die ihrigen schloß.

„Ja, Frau Stephensen hat mir davon Mittheilung gemacht.“

„Und deßwegen also machst Du die Reise nach England?“

„Nein, ich mache sie lediglich in Geschäftsangelegenheiten.“

„Hast Du die Absicht, mit dieser Frau zusammenzutreffen?“

„Ja, ich will sie sehen und kennen lernen.“

„Hermann, sie ist reich und Du bist nun arm; bedenke was Du thust. Jede Annäherung an sie trägt den Schein des ...“

„Eigennutzes, willst Du sagen, Mama.“

„Ja, und Du kannst wohl niemals den Namen, welchen Du trägst, so tief erniedrigen, daß Du aus solchen Beweggründen eine Frau zu Gnaden annimmst, welche Du in den Tagen des Glücks um ihrer niedrigen Herkunft willen verstoßen hast.“

„Kann Mama das von i h r e m S o h n e glauben?“

„Ich will es nicht glauben; aber erkläre mir, was Du mit einer solchen Annäherung beabsichtigst?“

„Ich werde diese Frau kennen zu lernen suchen, welche ich so schonungslos behandelt habe, um meine ganze Schuld gegen sie beurtheilen zu können; und

im Fall ich sie edel und gut finde, will ich für die Barbarei, welche ich ausgeübt habe, ihre Verzeihung zu erhalten suchen."

„Du willst sie um Verzeihung bitten? — Sie, welche Deinen edeln Namen stahl und Dich deiner Freiheit beraubte. Sie, welche ..."

„Mein Leben und meine Ehre rettete, welche ich beide in unverantwortlichem Leichtsinn aufs Spiel gesetzt hatte. Ich sehe vollkommen ein, Mutter, daß ich gegen sie in einer großen Schuld stehe, welche ich niemals abzutragen vermag."

„Hermann!" rief die Gräfin mit erröthenden Wangen.

„Mutter!" entgegnete Hermann ernst, „überrede deinen Sohn nicht, davon abzustehen, was Ehre und Gewissen ihm zu thun gebieten. Glaube mir, wir haben beide, Du und ich, viel gegen diese Frau gut zu machen."

„Was sagst Du, ich?"

„Ja, theure Mutter, deine Liebe zu mir hat Dich hart gegen sie gemacht."

„So wie ich gewesen bin, bleibe ich auch bis zu meinem Tod," erwiederte die Gräfin bestimmt, „und ich sehe mich als die mit Unrecht Gekränkte an. Denke niemals, daß ich mich jenem Geschöpfe nähern werde.

„Das begehre ich auch nicht, Mama; aber um was ich Dich auf meinen Knieen bitte, ist, daß Du für Helfrids Benehmen keine Regeln aufstellst, welche die Person verletzen können, deren Gast Du bist, sondern daß Du Helfrid mit Frau Stephensens Be-

such so wie mit allen andern Personen sonst umgehen lässest, und daß man Elin nicht meidet, oder Etwas gegen sie unternimmt, woraus offenbar würde, daß sie von uns mit Geringschätzung betrachtet wird. Es wäre eine tödtliche Demüthigung für mich, wenn ich vor mir selbst gestehen müßte, daß, während Frau Stephensen uns so vielfache Beweise von Zartgefühl und Wohlwollen, die wir ihr niemals zu vergelten im Stande sind, gegeben hat, meine Mutter dieselbe verletzen und ihr zu nahe treten würde. Wir müssen in allen Dingen ihr unsere Achtung an den Tag legen, gerade deßhalb, weil sie in ihrem ganzen Thun als eine Frau von edelm und erhabenem Charakter dasteht und einen Takt und ein Zartgefühl entwickelt, das Alles, was ich jemals gesehen habe, übertrifft. Versprich mir daher um meinetwillen, daß Helfrid mit Elin so umgehen soll, wie mit der Freiherrin F. oder jedem andern Gast, welcher sich hier aufhält."

Die Gräfin machte einige Einwendungen, Hermann aber sprach so ernst seinen Wunsch und so bestimmt seine Mißbilligung eines entgegengesetzten Benehmens aus, daß die Gräfin einsah, sie müsse sich unter ihres Sohnes Verlangen beugen.

Man sprach noch eine Weile von der Sache; dann ging Hermann auf andere Gegenstände über und schickte sich endlich an, das Zimmer zu verlassen.

„Hast Du gehört, daß Frau Stephensen sich zu verheirathen beabsichtigt?" fragte die Gräfin noch.

„Nein, das ist mir etwas Neues," erwiederte Hermann, der, schon halbwegs an der Thüre, sich schnell umdrehte. „Mit wem denn?"

„Mit Lord Charter, welcher Elin hieher begleiten soll.“

„Wer hat es gesagt?“

„Miß Smith.“

XI.

Am Abend saß Stephana allein in dem großen Salon, als Hermann eintrat.

Man sprach eine Weile von gleichgültigen Dingen. Endlich nahm Hermann das Buch, welches vor Stephana lag, und sah auf das Titelblatt.

„Der Krieg in Nizam, von Mery“ las er.

„Haben Sie dieses hübsche Werk des geistreichen Mery schon gelesen?“ fragte Stephana.

„Allerdings, aber es hat in Wahrheit mein Interesse nicht in höherem Grade erregt, als jeder andere Roman.“

„Ich lese es schon zum zweiten Mal.“

„Wirklich? Was ist es, das Ihr Interesse so sehr erregt?“

„Ein Charakter.“

„Von einem Engländer?“

„Ja, Sir Edward.“

„Wohl deßhalb, weil er ein Engländer ist?“

„Ganz und gar nicht, sondern darum, weil der Charakter so wahrhaft männlich ist. Er besitzt einen so hohen Grad von Selbstbeherrschung, daß man gezwungen ist, denselben als etwas hinreißend Großes zu bewundern. Nicht ein einziges Mal verleugnet er seine Charakterstärke, seine Geistesgegenwart

und die Macht, jeden Ausbruch seiner Gefühle zu unterdrücken."

„Sie lieben vorzugsweise die Charakterstärke und lassen dann gern etwas vom Gefühl nach, sonst würde Sir Edward Ihnen nicht so sehr behagen: denn bei keiner Gelegenheit gewahrt man bei ihm eine große und mächtige Leidenschaft oder Wärme der Empfindung, sondern er steht immer da wie ein Mann, bei welchem die Gefühle ganz normaler Natur sind.

„Sie irren sich, Herr Graf," rief Stephana lebhaft. „Hinter seiner Selbstbeherrschung sieht man, glaube ich, ein reiches Herz von starken und mächtigen Leidenschaften glühen, und gerade das macht die Zeichnung dieses Charakters so ideal. Vor einem solchen Manne kann eine Frau mit vollem Gefühl das Knie beugen, denn er ist ein Wesen, stärker als sie. Hätte ich irgendwo sein Ebenbild getroffen, ich würde mich stolz gefühlt haben, ihn zu lieben. Ich würde nie mein Herz einem andern Mann schenken können, als demjenigen, welcher die Kraft besäße, seine Gefühle und Eindrücke zu beherrschen, denn ich verachte alle Schwachheit bei dem Mann."

„Nun, ein Gegenbild von Sir Edward ist Ihnen ja bereits in den Weg getreten. Sie haben es ja an Herrn Lange."

„Ah, Jacobo! — Sie haben Recht. Es besteht wirklich eine starke Familienähnlichkeit zwischen ihm und Sir Edward."

„Und doch haben Sie ihm Ihr Herz nicht geschenkt?"

„Ich hätte es unbedingt gethan, wäre ich nicht

mit dem Kummer vermählt gewesen, wegen dessen ich in ewige Wittwentracht mich kleide."

„Und den Gefühlen des Herzens läßt sich so befehlen, daß Sie sich enthalten konnten, eine Person zu lieben, welche Sie von ganzer Seele bewunderten?"

„Dieß geschah darum, Herr Graf, weil mein Herz gebrochen war," erwiederte Stephana langsam. „Ich würde Jacobo nicht geliebt, nein, ich würde ihn angebetet haben, als das edelste Wesen, welches mir im Leben begegnete, wenn sich in meinem Innern auch nur eine Saite gefunden hätte, die nicht zerrissen gewesen wäre. Merken Sie wohl, daß ich über mich selbst, das heißt über meinen geistigen Tod, Trauer trage. Die Todten können keine Liebe fühlen."

„Und doch beabsichtigen Sie sich zu vermählen," bemerkte der Graf, indem er sie mit einem scheinbar ruhigen Blick beobachtete.

„Wer sagt Ihnen das?"

„Ich habe so sagen gehört. — Sie erwarten ja den Mann hier, welchem Sie Ihre Zukunft anzuvertrauen gedenken?"

„Lord Charter, meinen Sie?"

„Allerdings. Geschah es, um meine Geistesstärke zu erproben, daß Sie durchaus verlangten, ich sollte so bald als möglich nach Kungsborg zurückkehren?"

„Wie so denn? Sollte Lord Charters Vermählung dazu geeignet sein, Ihre Geistesstärke auf die Probe zu stellen?"

„Stephana sprach jetzt mit jener ruhigen Würde, welche etwas so eigenthümlich Kühles an sich hatte.

„Gewiß, denn wenn der Lord Herr zu Kungsborg wird, bedürfen Sie meiner nicht mehr.“

Auch der Graf äußerte sich mit einer Ruhe, welche an Gleichgültigkeit grenzte.

„Im Gegentheil, dann erst bedarf Kungsborg Ihrer, denn der Lord kehrt mit seiner jungen Frau unmittelbar von der Hochzeit nach England zurück, und Kungsborg wird öde.

„Es ist also wahr, daß im Herbst eine Hochzeit hier stattfindet?“ fragte der Graf, indem er Stephana mit unbeweglicher Miene ansah.

„Vollkommen wahr.“

„Da dürfte ich also gratuliren,“ bemerkte Hermann mit einem Lächeln, welches sehr kalt aussah. „Aber wenn Sie sich verheirathen, so ist wohl auch der Tag gekommen, wo Sie die ewige Trauer ablegen?“

„Wenn ich mich vermähle,“ wiederholte Stephana mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ja, von dem Tage an werde ich nicht mehr Schwarz tragen.“

„Der Lord war also der Mann, welcher den zerrissenen Saiten wieder einen Ton zu entlocken wußte. Denn ich darf wohl für ausgemacht nehmen, daß nur die Liebe Sie vermocht hat, noch einmal Ihr Schicksal mit dem eines Mannes zu verknüpfen.“

„Sie haben Recht, nur die Liebe könnte mich vermögen, einem Mann meine Hand zu reichen.“

„Sie lieben ihn also von ganzem Herzen?“

„Ja,“ antwortete Stephana, indem sie den Kopf zurücklehnte und Hermann aufmerksam betrachtete.

Seine Stirne war sehr bleich, und man konnte

deutlich sehen, daß ein unterdrücktes Leiden hinter der scheinbaren Ruhe verborgen war.

„Er muß also ein zweiter Sir Edward sein?"

„Er ist es nicht, aber er wird es eines Tags."

„Und Sie verlassen Schweden als seine Gattin?"

„Wer, ich? Nein, ich verlasse gewiß mein liebes Vaterland nicht."

„Aber Sie sagten ja ...."

„Daß Lord Charter mit seiner Gemahlin nach England abreisen würde."

„Verzeihen Sie, aber ich besitze nicht die Kunst, Räthsel zu lösen."

„Sie haben also geglaubt, daß ich Lady Charter werden sollte?"

„Geglaubt? Sie haben es ja gesagt."

„Graf Hermann, Sie besitzen viel mehr von Sir Edward in Ihrem Charakter, als ich vermuthete."

„Woraus schließen Sie das?"

„Daraus, daß Sie mit so großer Ruhe von Lord Charters Vermählung redeten, obwohl Sie der Meinung waren, Stephana sei die Braut."

„Ist sie es denn nicht?"

„Nein."

War Hermanns Stirne vorher bleich gewesen, so entzündete sich jetzt eine flammende Röthe auf derselben; aber er blieb unbeweglich, und seine Miene zeigte nicht die geringste Veränderung.

„Sie haben also nur gescherzt?"

„Ganz und gar nicht. Der Lord wird sich vermählen, aber nicht mit mir."

„Aber Sie sagten ja, daß Sie ihn liebten."

„Nicht den Lord, sondern ihn, den Mann, für welchen ich meine Freiheit aufopfern würde.“

„Es gibt somit Einen, für welchen Sie es thun würden?“

Dabei neigte der Graf sich ein wenig vorwärts und heftete die Augen auf Stephana.

„Ja, Einen,“ erwiederte Stephana, und schaute mit einem klaren Blick in Hermanns Augen, während sie mit einer Narcisse spielte.

Es entstand eine kleine Pause.

Stephana lehnte sich in den Sopha zurück und roch an der Blume.

Hermanns Brust hob sich, und er fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Ich reise morgen Abend ab,“ begann er wieder.

„Schon!“ rief Stephana und reichte ihm die Narcisse mit den Worten:

„Da nehmen Sie und kommen Sie bald wieder.“

„Ach, Madame, Sie erriethen also, um was ich Sie bitten wollte,“ sagte Hermann und führte die Blume an seine Lippen.

„Ich errieth es nicht, sondern verstand Ihren Wunsch,“ entgegnete Stephana aufstehend. — „Ihren Arm, Graf, lassen Sie uns in den Garten hinuntergehen.“

XII.

Am nächsten Abend trat Hermann bei seiner Mutter und Schwester ein, um ihnen Lebewohl zu sagen, weil er eine Stunde später Kungsborg zu verlassen gedachte.

Er fand Stephana bei der Gräfin; als sie aber den Grafen gewahrte, erhob sie sich sogleich, um das Zimmer zu verlassen.

„Leben Sie wohl, Herr Graf, und kommen Sie glücklich wieder," sagte Stephana und reichte ihm die Hand im Vorbeigehen.

Der Graf, welcher die Absicht gehabt hatte, von der jungen Wittwe sich besonders zu verabschieden, verbeugte sich schweigend, und Stephana entfernte sich.

Einige Minuten hernach, während er mit der Gräfin sprach, hörte er Hufschläge auf dem Hofe. Er sah hinaus und wurde eines Stallknechts gewahr, welcher Stephana's Reitpferd hielt. Im nächsten Augenblick hüpfte sie in den Sattel, und gerade als der Reisewagen des Grafen im Hofe anfuhr, galopirte die Reiterin zum Gitterthor hinaus.

Hermann fühlte sich verstimmt, und ein eigenes bitteres Gefühl beschlich seine Brust bei dem Gedanken, daß sie ihm so gleichgültig Lebewohl gesagt hatte und nun fortritt, um der Nothwendigkeit, noch ein freundliches Wort beizufügen, sich zu entziehen.

Bereute sie schon die Freundlichkeit, womit sie ihn behandelte, und wollte sie nun durch diese augenscheinliche Gleichgültigkeit ihm sagen, daß er durchaus kein Gewicht auf die Gunst legen solle, welche das Geschenk der Blume in sich zu schließen schien?"

Genug, Hermanns Seele folgte der Reiterin, während er den Seinigen Lebewohl sagte, und mit einer gewissen Bitterkeit stieg er in den Reisewagen, während er Stephana beschuldigte, eine herzlose Ko-

kette zu sein, welche blos von ihren Launen sich regieren ließe.

Er nickte Eklund einen zerstreuten Abschiedsgruß zu und gebot dem Kutscher abzufahren. Die Peitsche knallte und fort rollte der Wagen, ohne daß Hermann in seiner Zerstreutheit Helfrid, welche am Fenster stand, um ihm ein letztes Lebewohl zuzuwinken, noch einen Abschiedsblick zuwarf.

In die Wagenecke zurückgelehnt, achtete Hermann nicht auf die Gegenstände um sich her, bis eine nur allzu wohl bekannte Stimme rief:

„Glückliche Reise, Herr Graf!“

Hermann sah auf, und da saß Stephana so frisch und strahlend von Reiz auf dem schwarzen Zelter, welchen sie am Wagen zur Seite anhielt.

Im Augenblick war Hermann aus dem Wagen und stand neben dem Pferde.

„Ach, Madame, Sie wollten mich also nicht abreisen lassen, ohne daß ich Sie noch einmal zu sehen bekäme?“ rief er.

„Ich wünschte nur die letzte zu sein, welche Ihnen eine glückliche Reise wünschte, und Sie dadurch zu erinnern, daß Sie bald wiederkehrten,“ antwortete Stephana mit ihrem freundlichen Lächeln.

„Und ich, ich fühlte mich schon halb erbittert darüber, daß Sie mir nicht einen Augenblick schenkten.“

„Herr Graf, ich verabscheue die Formalitäten beim Abschiednehmen, wo man entweder zu viel oder zu wenig sagt, und darum zog ich es vor, hier im Vorbeifahren Ihnen zu sagen, daß ich die Tage bis zu Ihrer Wiederkehr zähle. Leben Sie wohl!“

Ehe noch Hermann den Mund öffnen oder die

Hand ausstrecken konnte, um das Pferd zurückzuhalten, war Stephana schon weit weg von ihm und auf einem Seitenweg verschwunden.

„Ich zähle die Tage bis zu Ihrer Wiederkehr,“ wiederholte Hermann in Gedanken und wollte nach dem Wagen zurückkehren, als sein Auge in demselben Moment auf einen kleinen Handschuh fiel, welcher auf dem Wege lag. Das Gegenstück dazu hatte er an Stephana's rechter Hand, womit sie die Zügel hielt, gesehen.

Er hob ihn auf, warf sich in den Wagen und drückte den Fund an seine Lippen, während er bei sich murmelte:

„Wunderbare Frau, die Du das Gefühl, welches Du erweckteſt, gleichzeitig nährst und dämpfest. Sei überzeugt, zählst Du die Tage, so zähle ich die Stunden, bis ich Dich wieder zu sehen bekomme.“

XIII.

Wohin ritt Stephana?

Nach Akersnäs.

Als sie auf dem mit Arbeitern angefüllten Hofe das Pferd anhielt, lag es wie ein Schleier von Wehmuth auf den bleichen Zügen, und es ließen sich Spuren von Thränen in dem dunkeln, wunderbaren Auge entdecken.

Einer der Arbeiter nahm ihr das Pferd ab.

Man war schon gewohnt, sie beinahe täglich Akersnäs besuchen und die Runde in den Arbeiterwohnungen machen zu sehen, wo sie darauf drang,

daß überall Sauberkeit und Ordnung herrschte, und daß die Mütter ihren Kindern die gehörige Pflege angedeihen ließen. Stephana war allen ihren Untergebenen lieb und theuer und für das ganze Arbeiterpersonal auf Akersnäs ein Gegenstand der Bewunderung geworden.

Sie machte die Vorsehung aus, welche den Frauen das ehrbegierige Streben nach einem Wort des Beifalls aus ihrem Munde einflößte, und manche unordentliche Gattin, nachläßige Mutter hatte unter dem stetigen Einfluß von Stephana's milden, ernsten Rathschlägen und Ermahnungen alle ihre Kräfte aufgeboten, um das Rechte zu thun.

War Jacobo derjenige, welcher durch seinen ruhigen Ernst, seine eigene Thätigkeit und seine unerschütterliche Festigkeit die Männer bestimmte, mit Regsamkeit und Eifer ihrer Arbeit obzuliegen, so war Stephana der gute Engel ihrer Häuslichkeit.

„Ist Herr Lange daheim?" fragte Stephana einen stämmigen Schmied, welcher ihr vom Pferde half.

„Er ist in der Werkstätte," lautete die Antwort.

Stephana nickte den Leuten zu und trat in die Werkstätte.

Jacobo stand an einer Drehbank und sprach mit einem Arbeiter, welcher gerade mit dem Bogen in der Hand an derselben beschäftigt war.

„Guten Abend, Jacobo," sagte Stephana und legte ihre Hand auf seine Schulter; „hast Du den Rest des Abends frei?"

„Ah, Du bist da, Stephana. Der Graf reist ja heute Abend ab, und Du hast Kungsborg verlassen."

„Er ist abgereist. — Kommst Du mit mir heim?"

„Sogleich, wenn Du einen Augenblick warten willst. Bist Du zu Pferde?"

„Ja."

„In einer halben Stunde bin ich bereit."

„Gut; ich werde ein paar Frauen inzwischen besuchen."

Eine halbe Stunde später galopirten Stephana und Jacobo auf dem Wege nach Kungsborg dahin. Sie ritten eine Weile schweigend neben einander.

„Nun, Stephana," sagte Jacobo plötzlich, indem er sie aufmerksam betrachtete; „Du hast Etwas auf dem Herzen, das Du mir sagen willst."

„Wahr, Jacobo; aber nicht jetzt, wenn wir heimkommen, dann ...."

„Wirst Du aussprechen, was ich bereits weiß."

„Was Du schon lang in meiner Seele gelesen hast. Unbegreiflicher Mensch, der allezeit meine Gedanken und Gefühle durchschaut," erwiederte Stephana, während sie mit der Reitgerte spielte und träumerisch vor sich hin schaute.

„Ist dieß unbegreiflicher, als wenn Du weißt, daß ich in deinem Herzen lese?"

„Ach nein, Du kannst Recht haben; das Band zwischen mir und Dir ist von der Art, daß ich vor Dir wahr sein muß, selbst wenn ich vor der übrigen Welt zur Lüge meine Zuflucht zu nehmen gezwungen bin."

„Zur Lüge, Stephana?"

„Ist mein Leben etwas Anderes, als eine Lüge? — Doch wir wollen jetzt nicht von mir reden. — Hast Du Helfrid getroffen?"

„Vor ein paar Tagen," antwortete Jacobo mit gleichgültiger Miene."

„Jacobo, Helfrid liebt Dich."

Ihre Augen begegneten sich.

„Ich weiß es," war seine ruhige Antwort.

„Und Du besuchst dennoch Kungsborg nicht minder fleißig, ja noch mehr, Du suchst Helfrids Gesellschaft?"

„Und warum sollte ich das nicht thun?"

„Deßhalb, weil Du damit den Gefühlen, welche sie für Dich hegt, Nahrung gibst; oder glaubst Du, daß eine Frau, welche Dich näher kennen lernt, der Nothwendigkeit entgehe, ihr ganzes Herz Dir zu ergeben?"

„Das glaube ich vollkommen. Du, Stephana, bist ein Beispiel davon."

„Ein sehr unpassendes Beispiel, mein Freund," antwortete Stephana mit purpurrothen Wangen.

„Hast Du Dich auch nur einen Augenblick im Leben versucht gefühlt, Liebe für mich zu fassen?"

„Nein, darum, weil mein Gefühl für Dich etwas Höheres und Besseres war, als Liebe. Du warst nicht meinesgleichen, so daß ich Dich lieben und zu mir herabziehen konnte; Du warst ein großer und mächtiger Geist, welcher bei mir Bewunderung erweckte und alle meine edlern Gefühle anschlug, so daß ich darnach strebte, zu der moralischen Vollkommenheit zu gelangen, welche Du besaßest. Ueberdieß sprich nicht von einem Herzen, welches gebrochen ist wie das meinige. Helfrid dagegen ist eine frische Seele, welche das Schöne gleichzeitig bewundert und liebt, denn in ihrem Innern trägt sie einen unge-

schwächten Glauben an ihre eigenen, wie an die Tugenden Anderer. Bei ihr gibt es noch keinen Widerhall zerstörter Hoffnungen, bei ihr erhebt sich noch nicht das Feldgeschrei getäuschter Illusionen, sondern mit der ganzen Stärke und Reinheit ihrer Gefühle liebt sie denjenigen, welcher ihre Sympathie erweckt; und wenn dieser Gegenstand ihr täglich vor Augen tritt und sie fortwährend sich gezwungen sieht, ihm einen neuen Tribut der Achtung und Bewunderung darzubringen, da wird dieses Gefühl bis zu einer furchtbaren Höhe genährt und angefacht."

„Glaubst Du so?"

„Ich glaube es nicht, ich bin überzeugt davon."

„Ich bin ganz anderer Ueberzeugung, denn meine eigene Erfahrung sagt mir, daß wir erst dann, wenn wir ein Gefühl an unsere Einbildung überlassen, unrettbar verloren sind. Schneide jetzt Helfrid jede Berührung mit mir ab, und sie wird in der Einbildung alle die Augenblicke durchleben, da wir zusammen gewesen sind, und sogar Alles mit dem Vergrößerungsglas der Einbildung sehen. Ich höre auf, Ich zu sein, das heißt, ein Mensch mit Fehlern und Schwachheiten, und werde ihr zu dem Ideal, das sie selbst in ihrem Herzen trägt, und weit entfernt, das zu sein, was dieses ihr Gefühl jetzt ist, still und schwärmerisch, wird es sich in eine phantastische Anbetung eines Ideals verwandeln, während dagegen meine tägliche Gegenwart, meine ruhige und freundschaftliche Weise, meine vollkommene Freiheit von Allem, was andeuten möchte, daß sie von mir geliebt ist, die Veränderung herbeiführen wird, daß sie für mich schließlich eine warme und wahrhafte Zuneigung

faßt. Und dieß um so eher, da ihre Vorurtheile zur Folge haben, daß sie niemals an die Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Fabrikanten Lange und dem Fräulein Romarhjerta zu denken vermag. Ihre Liebe ist ein Morgentraum, den die Wirklichkeit und mein quäkerartiges Wesen in Freundschaft verwandeln werden."

„Und Du selbst, Jacobo, bist Du gleichgültig gegen sie geblieben?"

„Weit entfernt. Ich vermisse ihre Gesellschaft, wenn ich mit ihr nicht zusammentreffe, und es erscheint mir Alles leer, wenn mein Auge nicht durch ihren Anblick erquickt wird und es mir an der Gelegenheit fehlt, einige ernste Gedanken mit ihr auszutauschen. Das Bild von Helfrid dringt sich mir gegen meinen Willen auf, und ich denke sehr oft, wenn sie plötzlich vor meine Seele tritt: ‚Seltsames Mädchen, dessen Bild so beharrlich mich verfolgt!' Ich habe große Freude gefunden in dem Bewußtsein, ihre Achtung zu besitzen, und in der Gewißheit, dieselbe zu verdienen."

„Nun wohl, Jacobo, in diesem allem liegt eine Gefahr für Dein Herz, und vielleicht gerade in der verborgenen Gefahr hast Du einen der Gründe, weßhalb Du Dich nicht von Helfrids Anblick trennen willst. Du bildest Dir selbst ein, Du wollest ihre Liebe in Freundschaft verwandeln, während deine eigene Freundschaft sich in Liebe verwandelt."

„Stephana, denkst Du wirklich so von mir?" fragte Jacobo, während seine klaren, strahlenden Augen mit Ernst auf Stephana weilten.

„Jacobo, ich denke gar Nichts, ich mache nur

eine Voraussetzung. Das menschliche Herz ist ein so zusammengesetztes Ding, daß man so leicht an sich selbst irre wird. Helfrid ist ein edles, ungewöhnliches und schönes Mädchen, welches im Frühsommer des Lebens steht. Du bist ein junger Mann mit einer lebhaften und selbst etwas schwärmerischen Seele. Was wäre also natürlicher, als daß sie dein Herz einnähme?"

„Das Alles ist wahr, aber gegenüber von mir hat es dennoch Etwas gegen sich. Fürs Erste blutet mein Herz noch von der Wunde, welche ihm geschlagen worden, und Du weißt, Stephana, daß ich Gefühle nicht so leicht wechsle, wie man mit Handschuhen zu thun pflegt. Fürs Zweite sollte Stephana mich so weit kennen, um nicht einen Augenblick vorauszusetzen, daß ich aus irgend einem persönlichen Interesse oder darum, weil es meinen Gefühlen schmeichelt, Andere aufopfern oder den Frieden von Jemand aufs Spiel setzen könnte."

„Das habe ich niemals gedacht, Jacobo. Ich habe nur die Besorgniß gehegt, auch Du könntest Dich von einer Selbsttäuschung leiten lassen und hinter derselben die wahre Natur deiner Gefühle verbergen."

„Wenn ich irgend ein Verdienst habe, so ist es das, daß ich niemals der Wahrheit auszuweichen suche oder eine genaue Prüfung meiner Gefühle scheue; daßhalb, Stephana, liegt in meiner Handlungsweise auch kein Funke von Egoismus. Beweise mir, daß meine Gegenwart Helfrid nachtheiliger ist als meine Entfernung, und ich werde von meiner Arbeit und von Allem hier mich losreißen,

um nicht für dieses edle Mädchen, dessen Freund ich so gern sein möchte, zur Ursache von Kummer zu werden."

„Ich bin eine Thörin, Jacobo, daß ich mich einen Augenblick in einer Sache, welche Du in die Hand genommen hast, der Besorgniß überlassen kann. Helfrid's Friede und Ruhe hätte niemals in bessere Hände, als in die deinigen gelangen können. Einmal habe ich mich in dem Traume gewiegt, daß aus euch ein Paar werden könnte, daß die krystallhelle Reinheit ihrer Seele Dir in Vergessenheit bringen würde . . ."

„Daß sie eine geborne Gräfin Romarhjerta ist."

„Ah, daran habe ich nicht gedacht, sondern an deinen entflohenen Jugendtraum."

„Stephana, ich liebe die Erinnerung, und das ist eine gefährliche Liebe. Um dieses Gefühles los zu werden, ist erforderlich, daß ich sie noch einmal wiedersehe und von ihren eigenen Lippen die Bestätigung vernehme, daß sie mich betrogen hat."

„Du beabsichtigst also?"

„Im Herbst nach England zu reisen und mit Elise zu sprechen."

„Jacobo!"

Stephana hielt ihr Pferd an und betrachtete ihn erschrocken.

Er erwiederte ihren Blick mit einem traurigen Lächeln und sagte:

„Konntest Du glauben, ich werde Jemand ungehört verurtheilen?"

„Während unseres Aufenthalts in England erhieltest Du ja alle möglichen Beweise, daß sie nicht

blos treulos mit ihrer Ehre gespielt, sondern auch ihre Neigung einem Andern geschenkt hatte."

„Ja, ich erhielt alle Beweise davon, nur nicht die Bestätigung aus ihrem eigenen Munde, da ich mit ihr nicht persönlich zusammentraf."

„Aber, Jacobo, was ist deine Absicht? doch nicht wohl, wieder anzuknüpfen, was sie zerrissen hat?"

„Niemals! — Sie und ich, wir sind unwiderruflich geschieden. Ich gehöre nicht zu den Leuten, welche um die Gunst einer Frau betteln oder mit der Fluth ihrer Launen dahin treiben; aber ich will wissen, ob sie der Erinnerung unwerth ist, ob sie wirklich so verächtlich ist, wie man sie ihrem Thun gemäß zu betrachten Grund hat."

„Aber nach dem Thun eines Menschen beurtheilt man doch wohl seinen Charakter?"

„Nicht immerdar, Stephana, denn hinter den Handlungen liegen die Beweggründe, und diese können oft von der Art sein, daß die Handlungen ein ganz anderes Gepräge erhalten, wenn man die Beweggründe kennen lernt."

„Du hast wiederum Recht; und ich kann nur die Ruhe und die vollkommene Gerechtigkeit bewundern, welche allen deinen Handlungen zu Grunde liegen. Du bist und bleibst mein unvergleichlicher Jacobo."

Als Jacobo bei der Ankunft zu Kungsborg Stephana aus dem Sattel half, sagte er:

„Du hast blos einen Handschuh."

„Ich habe den andern unterwegs fallen lassen, als ich dem Grafen Hermann Lebewohl sagte," er-

wiederte Stephana mit traurigem Lächeln und wandte sich nach dem großen Salon.

Jacobo folgte ihr.

„Nun, Stephana,“ sagte er und reichte ihr seine beiden Hände.

Stephana legte die ihrigen hinein und sprach mit tiefem Ernst, ihm in die Augen sehend:

„Jetzt sollst Du einen klaren Blick in mein verflossenes Leben thun und hernach über mich urtheilen.“

„Ich habe schon lang auf diesen Augenblick gewartet und ahnte, daß er nicht eintreten würde, ehe er fort wäre und Du selbst die Nothwendigkeit empfändest, klar in deine Seele schauen zu können.“

„Komm'!“ sagte Stephana und zog ihn neben sich auf den Sopha herab. Die eine Hand auf seiner Schulter ruhend, die andere in seine Hand geschlossen, begann Stephana mit einer vor Bewegung zitternden Stimme eine Erzählung, die wir nicht wiederholen wollen, weil wir damit den Ereignissen vorgreifen würden, und darum lassen wir jetzt Stephana und Jacobo allein.

XIV.

Zwei Wochen sind vergangen.

Es war gegen die Mitte des Sommers. Die Sonne schien klar und lächelnd über Berg und Thal, und die ganze Natur um Kungsborg herum in ihrem blumengeschmückten Gewande.

Man hatte auf die Veranda hinaus einen Sopha getragen, worauf die Gräfin ruhte. Stephana und

Helfrid saßen mit ihren Arbeiten bei ihr. Jacobo las vor.

Als er einen Augenblick anhielt, bemerkte Stephana:

„Es hat sechs Uhr geschlagen; ich fürchte, die Luft wird für die Frau Gräfin zu kalt.“

„Sie haben Recht, Madame, und ich glaube, es es ist das Klügste, wenn Sie die Güte haben, die Diener zu rufen.“

Stephana klingelte und die Gräfin wurde hineingetragen.

Helfrid stand auf, um Ihrer Mutter zu folgen; aber Jacobo faßte ihre Hand mit den Worten:

„Verziehen Sie noch einen Augenblick; Stephana begleitete ja die Frau Gräfin.“

Helfrid blieb.

„Habe ich mich in Ihrem Charakter geirrt, oder habe ich denselben richtig aufgefaßt? Werde ich in Ihnen die künftige Freiherrin Skjöld sehen?“

„Sie haben mich richtig beurtheilt; ich werde niemals die Gattin des Barons; er hat gestern eine entschieden abschlägige Antwort erhalten,“ entgegnete Helfrid ruhig.

Jacobo führte ehrerbietig die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen, indem er sagte:

„Ich danke Ihnen, Fräulein Helfrid, daß Sie mir den Glauben an das Wahre und Edle in Ihrem Charakter gelassen haben.“

Damit ließ er ihre Hand wieder los, und es trat eine Pause ein.

„Sie werden sich gewiß darüber wundern, daß ich mich so schnell entschlossen habe, den theuersten

Wunsch meiner Mutter zu opfern," begann Helfrid wieder.

„Nicht im Mindesten, denn ich konnte nicht einen Augenblick glauben, daß Sie dafür das Glück und den Frieden zweier Menschen opfern würden."

„Aber es war gleichwohl meine Absicht. Ich hatte fest beschlossen, dem Baron meine Hand zu reichen, denn er war mir in Rang und gesellschaftlicher Stellung gleich, und ich betrachtete eine Verbindung mit ihm als durchaus passend, um so mehr, als ich damit meiner Mutter die einzige Freude, welche ihr das Leben noch bieten konnte, bereitet hätte, aber . . ."

„Brechen Sie nicht ab, ich bitte."

„Aber die Unterredung mit Ihnen machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß es mir vorkam, als ob ich jetzt erst erwacht wäre und meine eigene Stellung und den Schritt, welchen ich zu thun beabsichtigte, klar aufzufassen vermöchte. Ich fand, daß Sie Recht hatten, wenn Sie sagten, eine solche Verbindung wäre eigentlich nichts Anderes, als ein Kauf. Ich stand wirklich im Begriff, mich als Frau zu verkaufen, und der Gewinn davon wäre gewesen, daß meine Mutter den Trost gehabt hätte zu wissen, ihre arme Tochter würde, wenn sie selbst mit Tod abgegangen, die reiche Freiherrin Skjöld sein. Dieß, Herr Lange, war eine Handlung des Eigennutzes, die ich, eine Gräfin Romarhjerta, mir nicht zu Schulden kommen lassen wollte. Ich bin Ihnen also für die strengen Worte, welche Sie gesprochen, verpflichtet; sie haben mich vor einem Schritt bewahrt, dessen Folge gewesen wäre, daß ich die Ach-

tung vor mir selbst verlieren mußte. Ich danke Ihnen darum, Herr Lange."

Helfrid reichte ihm mit diesen Worten die Hand.

„Wenn Ihr eigenes Herz mir Recht gibt, so bin ich reichlich belohnt," antwortete Jacobo freundlich. „Es würde mich geschmerzt haben, wenn ich an Sie als ein gewöhnliches engherziges, aristokratisches Mädchen hätte denken müssen, welches der Kraft ermangelte, den wichtigsten aller Schritte des Lebens, die Schließung eines Ehebündnisses, richtig zu beurtheilen."

„Dieser wichtige Schritt wird nun wahrscheinlich niemals stattfinden."

„Sie sind noch jung, Fräulein, und Ihre Gefühle einer beständigen Metamorphose unterthan. Das Ideal, welches Sie sich selbst geschaffen haben, und welches Sie heute lieben, verwandelt sich bei näherer Betrachtung in etwas höchst Gewöhnliches."

„Für den, welcher Ideale liebt, ja; aber nicht für den, welcher das wirklich Edle und Gute liebt. — Sehen Sie, Herr Lange, mein Gefühl für Sie wird immer dasselbe bleiben, denn unaufhörlich steigen Sie in meiner Achtung. Aber wenn Sie sogar dasselbe getheilt hätten, so liegen zwischen uns unsere gegenseitigen Vorurtheile, so daß wir immerdar bleiben müssen, was wir jetzt sind — Freunde, und ich kann deßhalb niemals die Gattin eines Andern werden."

„Die Wege des Schicksals weiß Niemand, und der Tag möchte kommen, wo Ihr Gefühl für mich wird, was das meinige für Sie ist, eine aufrichtige

Freundschaft, während eine andere Person ein wärmeres erweckt."

„Möglich; aber ich glaube es nicht, denn ich werde niemals einen Mann finden, den ich in moralischem und intellektuellem Werth über Sie stellen kann."

In diesem Augenblick rollten zwei Reisewagen in den Hof; und als Jacobo seinen Blick darauf richtete, sagte er:

„Die Gräfin Elin Romarhjerta und Lord Charter."

Im nächsten Augenblick war Helfrid verschwunden, und Stephana, Jacobo und Jane hießen die Reisenden willkommen.

XV.

Vierzehn Tage sind in den unermeßlichen Ocean der Zeit versunken, und Elin befand sich nun seit zwei Wochen als Gast auf Kungsborg.

Hermann war einen ganzen Monat fort, und es sah aus, als ob man ihn ganz und gar vergessen hätte, denn sein Name wurde niemals genannt, selbst nicht von Helfrid, welche oft und viel in der Gesellschaft der Uebrigen verweilte, besonders wenn die Nachbarn Besuche machten, was sehr oft geschah.

Die Gräfin wurde für Elin niemals sichtbar, was aber weniger zu verwundern war, da Elin den Pavillon bewohnte und nie in dem Garten zu der Zeit sich einfand, wo die Gräfin sich in denselben hinaustragen ließ, um frische Luft zu schöpfen.

Es war ein glühendheißer Julinachmittag. Elin

und eine junge Deutsche, Mamsell Weißhaupt, welche die junge Gräfin begleitet hatte, um eine Tour durch Schweden zu machen, waren mit Jacobo, Helfrid, Jane und Lord Charter zu der Freiherrin T. gefahren.

Stephana blieb, Kopfweh vorschützend, zu Hause; als aber alle abgegangen waren, ging sie zu der Gräfin und brachte der Nachmittag damit zu, ihr vorzulesen.

Der Abend war schon so weit vorgerückt, daß die Gräfin sich aus dem Garten in ihren Salon hatte tragen lassen, als Eklund mit einigen Briefen auf einem Präsentirteller eintrat. Der Gutsverwalter hatte sie gebracht; sie waren mit Post angekommen. Einer war von London an die Gräfin, mit dem Romarhjerta'schen Wappen gesiegelt. Stephana bekam auch einen mit demselben Poststempel und Siegel.

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte die Gräfin und erbrach das Siegel.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Frau Gräfin," erwiederte Stephana und trat an das Fenster, um den Brief zu lesen.

Die kleine, zarte Hand zitterte, als sie das Siegel erbrach, und sie schlug den Brief langsam auseinander, als fürchtete sie, einen Blick auf den Inhalt zu werfen.

Während des ganzen verflossenen Monats hatte Hermann nur ein einziges Mal an seine Mutter, aber nicht eine Zeile an Stephana geschrieben. In Geschäftsangelegenheiten hatte der Gutsverwalter zwei Briefe empfangen, aber diese hatten nicht mit

einem Buchstaben, wann er heimzukehren beabsichtigte, angedeutet, überhaupt auf Nichts, was seine Person betraf, Bezug genommen.

Nachdem Stephana lang gezögert hatte, sich von dem Inhalt näher zu überzeugen, entschloß sie sich endlich dazu, war aber nicht wenig erstaunt, nur einige Zeilen darin zu finden. Dieselben lauteten:

„Madame!

„Sie sagten: ‚ich rechne die Tage bis zu Ihrer Wiederkehr‘. Diese Worte haben mich auf meiner ganzen Reise begleitet. Sie haben auf meiner Seele gelastet und Stunden in Tage, Tage in Jahrhunderte verwandelt, und dennoch werde ich bei meiner Heimkehr nach Kungsborg dem bittersten, ich möchte fast sagen, dem verhaßtesten Anblick begegnen, welchen die Erde für mich hat. Ach! Sie, die Sie mich bisher so ganz und gar nach Ihrem Willen geleitet haben, erzeigen Sie nun demjenigen, der Ihre Wünsche zum Gesetz für seine Handlungen gemacht hat, die Großmuth und seien Sie die erste Person, welche ihn bei seiner Ankunft willkommen heißt. Sie werden mir die Gunst nicht verweigern, mich zuerst von Ihnen begrüßt zu sehen. An demselben Tage, da Sie diesen Brief erhalten, treffe ich Abends in Kungsborg ein. Ersparen Sie mir den Anblick jeder andern Person, als der Ihrigen — darum bittet

Hermann Romarhjerta.“

Stephana lehnte die heiße Stirne an die Fensterscheibe und beharrte eine Zeit lang in dieser

Stellung. Gott allein weiß, wie es in dem Innern der jungen Frau aussah, aber ihre Wangen waren weiß wie Schnee, und dennoch weilte eine glühende Röthe auf ihrer Stirne.

Die eine Hand war fest geschlossen, und darin hielt sie den zusammengeknitterten Brief; die andere stützte sich auf den Fensterposten. Wie sie so dastand, glich sie einem Bilde des stillen Kampfes in unserem Innern, wenn nämlich der bessere Theil unseres Wesens im Widerstreit mit unserem Herzen und unsern Leidenschaften begriffen ist.

Die Stimme der Gräfin weckte sie aus diesem Tumult der Gefühle, welchen Hermann's Brief hervorgerufen hatte. Sie fuhr zusammen, und die Worte der Gräfin schwirrten undeutlich an ihrem Ohr vorüber, als diese sagte:

„Mein Sohn wird wohl heute Abend oder in der Nacht hier zu erwarten sein. Haben Sie Ihren Brief gleichfalls gelesen, Madame?“

„Ja!“ antwortete Stephana, indem sie sich mit der Hand über die Stirne fuhr, und trat wieder zu der Gräfin. „Der Herr Graf schreibt, daß er zugleich mit dem Briefe hier zu sein hoffe.“

Dann sah Stephana nach der Uhr und setzte hinzu:

„Ich verlasse Sie jetzt, Frau Gräfin, und hoffe, daß Sie die Nacht recht wohl ruhen werden.“

Sie drückte die dargebotene Hand der Gräfin und hielt sie eine Weile in der ihrigen geschlossen. Was war es für ein wunderbarer Ausdruck von Zärtlichkeit und Schmerz in Stephana's Blick, der die Gräfin rührte? Sie wußte es selbst nicht, aber

ohne sich davon Rechenschaft zu geben, zog sie Stephana zu sich nieder und drückte einen Kuß auf die bleiche Stirne, indem sie flüsterte:

„Gute Nacht!"

Stephana drückte schweigend die Hand derselben an ihre Lippen und verließ das Zimmer.

Langsam wanderte sie durch den Park hinauf nach dem Hauptgebäude. Auf der Veranda angekommen, klingelte sie und ein Diener kam aus dem rechten Flügel.

„Bitte Herrn Eklund, zu mir heraufzukommen," sagte sie und ging in den Salon.

Einen Augenblick darauf stand Eklund vor ihr.

„Sind die Zimmer des Grafen in Ordnung?" fragte Stephana.

„Ja, ich habe sie jeden Tag ausgelüftet," war die Antwort.

„Er kehrt heute Abend zurück."

„Dann werde ich Sorge tragen, daß auch das Schlafzimmer gerichtet werde."

„Und daß hier im Saal ein Souper servirt werde. Sagen Sie dem Grafen, daß ich ihn hier erwarte."

„Soll geschehen, Madame. — Wann werden die Gäste heimkommen?" fragte Eklund weiter, als er gehen wollte, und Stephana las einen Ausdruck von Unruhe in dem Angesichte des Alten.

„Nicht vor Mitternacht. Sie können ruhig sein, Herr Eklund, der Graf weiß, wer bei mir zu Besuch ist."

„Er ist also darauf vorbreitet, die Gräfin Elin zu treffen?"

„Ja, mein Freund.“

Eklund verließ den Saal mit einer Verbeugung.

Stephana nahm auf einer Pompadour vor der offenen Glasthüre Platz, genau an derselben Stelle, wo sie bei Hermann's erstem Besuch gesessen, und gleichfalls schwarz gekleidet wie damals.

Vor ihren Augen hatte sie die untergehende Sonne, den lachenden Garten und weit im Hintergrunde die unermeßliche See und ringsherum Chöre von den befiederten Sängern der Lüfte.

Der Abendwind schaukelte sich träumend auf den Blumenkelchen, und Alles war so still, so schweigsam und so glühend, daß die ganze Umgebung zusammenzuwirken schien, um das Herz zu Liebe und Leidenschaft zu stimmen.

Ein solcher Abend mit seiner Stille, seinen Blumendüften und seiner milden Luft erweckt auch in der kältesten Brust eine Sehnsucht man weiß nicht wornach — so schmerzlich und doch so süß! Selbst die Natur scheint die weichern Gefühle anzuschlagen, und der Mensch streckt die Arme unwillkürlich nach einem Herzen aus, welches von derselben Sehnsucht schlägt.

Stephana empfand den ganzen magischen Einfluß dieses Abends, während sie so allein dasaß und träumte; aber sie sah auch ein, daß dieser Einfluß eine Gefahr in sich schloß, welcher sie durch ihren Willen entgegenarbeiten mußte, wenn sie sich nicht von ihrer Schwachheit beherrschen lassen sollte.

Mehrmals hatte sie im Sinne, aufzustehen und sich durch Bewegung von dem eigenthümlich entzückenden Gefühl, das sich ihrer bemächtigt hatte,

zu befreien. Aber sie blieb wieder sitzen, wie an ihren Platz gefesselt und horchte mit wehmüthig lächelnden Lippen auf den Buchfinken, welcher seine Gefährtin lockte.

Und die Sonne sank in Purpur hinab und ließ jene berauschende Dämmerung zurück, welche der Sommernacht im Norden so eigenthümlich ist, und noch immer beharrte Stephana unbeweglich auf ihrem Platz.

Der helle Klang einer Uhr, welche Zehen schlug, und das Geräusch eines Wagens, welcher auf den Hof fuhr, weckte sie gleichzeitig aus diesen ebenso traurigen als süßen Träumereien, welchen sie sich überlassen hatte, und mit einem: „Das ist er!“ raffte sie sich aus ihrer halb liegenden Stellung empor und strich mit beiden Händen das Haar von den Schläfen zurück.

Jetzt hörte sie hastige Schritte gegen den Saal her, und im nächsten Augenblick trat Hermann ein.

Stephana ging ihm mit einem heitern Lächeln, das keine Spur jener zärtlichen Träumerei wies, die sich so eben noch in ihrem Angesicht kund gegeben hatte, entgegen und rief, ihm ihre beiden Hände reichend:

„Herzlich, herzlich willkommen, mein Ritter!“

Hermann hatte die beiden dargereichten Hände ergriffen und mit leidenschaftlicher Heftigkeit zuerst an seine Lippen, dann an sein Herz gedrückt, ohne ein einziges Wort hervorzubringen; aber seine Augen redeten eine so warme Sprache, daß Stephana mit einem eigenen Ton in ihrer Stimme hinzusetzte:

„Sie kommen ja wieder, wie Sie abgegangen sind, ein zweiter Sir Edward.“

„Ja, aber in diesem Augenblick bin ich nur ein glücklicher Thor, der den Gegenstand seiner heißesten Sehnsucht vor sich sieht. Verzeihen Sie daher, wenn meine Freude, mein augenblickliches Glück allzu groß ist, um es ganz und gar in meiner Brust verschließen zu können.“

„Ihre Freude, Graf Hermann, findet ihren Widerhall in meinem eigenen Herzen. Auch ich bin glücklich, Sie wieder zu sehen; auch ich habe mich nach diesem Moment gesehnt und die Stunden gezählt, aber nun ist der erste frohe Augenblick durchlebt und ...“

„Der glückliche Thor muß Platz machen für ...“

„Sir Edward,“ fiel Stehana mild lächelnd ein.

Hermann führte noch einmal Stephana's Hände an seine Lippen und setzte mit tiefer Bewegung hinzu:

„Ich danke Ihnen für den entflohenen Augenblick; ich danke für den gegenwärtigen; ich danke dafür, daß Sie meine Bitte erfüllt haben.“

Mit diesen Worten ließ er ihre Hände los.

Stephana setzte sich wieder auf die Pompadour, und der Graf in einen Fauteuil, ganz wie bei ihrer ersten Begegnung.

„Ist Ihre Reise angenehm gewesen?“ fragte Stephana.

„Wahrhaftig, ich vermag darauf keine Antwort zu geben, ich habe nur einen Gedanken gehabt, so schnell als möglich von den Geschäften mich los zu machen und wieder heimkehren zu können. — Nur zwei Dinge

trösteten mich," fuhr er fort, Stephana's Handschuh aus der Brusttasche hervorziehend, „und sie bestanden in diesem hier und in der Blume, welche Sie mir gaben. Die letztere war ein Geschenk von Ihnen, dieser ein Fund."

„Verloren, um von Ihnen entdeckt zu werden," bemerkte Stephana.

Hierauf begann sie von der Gesundheit der Gräfin und von andern Dingen zu reden, welche Hermann interessiren und erfreuen konnten, hütete sich aber wohl, das Gespräch auf das Gebiet der Gefühle hinüberzuführen.

Hermann horchte mehr auf die klangvolle, melodische Stimme, als auf die Worte. Er ließ sie reden, während er sich dem Genusse hingab, dieses Angesicht zu betrachten, welches schon bei der ersten Begegnung einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Nach einer halben Stunde ließ sich Eklunds Stimme vernehmen, welcher meldete, daß die Tafel servirt sei. Hermann und Stephana nahmen nun unter vier Augen das Souper ein, und als dasselbe zu Ende war, reichte sie ihm die Hand zum Abschied.

„Der Zauber ist gebrochen, morgen begrüßt mich die Wirklichkeit," sagte Hermann.

„Es war kein Zauber, Herr Graf, sondern Wirklichkeit, und diese muß es dahin bringen, daß der morgende Tag Sie der Achtung und Zuneigung werth findet, welche Sie heute Abend gewonnen haben. Glauben Sie mir, Sie werden mir eines Tags für die Begegnung danken, welche Ihrer morgen wartet."

„Unmöglich! Dazu wäre erforderlich, daß Sie

sich selbst und die Erinnerung an meine eigenen Verirrungen aus meinem Gedächtniß vertilgen könnten."

„Davor werde ich mich wohl hüten. Gute Nacht, Herr Graf.

Stephana verschwand, und Hermann zog sich in sein Zimmer zurück.

XVI.

Als der Graf am folgenden Morgen erwachte, überreichte Eklund ihm ein kleines Billet folgenden Inhalts:

„Elin wünscht, Graf Hermann möge bei dem Zusammentreffen mit ihr auf keine Weise andeuten, daß er mit ihr vermählt ist. Vor der Welt ist sie eine weitläufige Verwandte von der Familie, und nichts weiter. Elin."

„Gut, sie ist mir zuvorgekommen," murmelte Hermann und kleidete sich an, worauf er hinabging, um seine Mutter und Schwester zu begrüßen, und das von Elin erhaltene Billet mitnahm.

Stephana hatte einige Nachbarn zum Diner eingeladen; sie benachrichtigte Hermann davon und ließ ihn zugleich bitten, sich sammt den andern Gästen in dem großen Salon einzufinden, was Hermann auch that.

Als er eintrat, trug sein ganzes Wesen jenes stolze und hochfahrende Gepräge, welches ihn in jüngern Jahren kennzeichnete. Er war ganz der-

selbe, wie er sich einst zu Ljungstafors präsentirt hatte.

Als er im Salon erschien, suchte er wie gewöhnlich nur einen Gegenstand.

Dieser Gegenstand war Stephana. Er bemerkte, daß noch mehrere Personen im Zimmer waren, aber er ging, ohne dieselben zu beachten, auf die Wirthin zu, um dieselbe zu begrüßen.

Wer ihn jetzt sah und ihn damals gesehen hatte, konnte sich zu glauben versucht fühlen, die Zeit sei still gestanden, so unverändert gab er sich zu erkennen, und es hielt schwer, zu begreifen, daß eilf Jahre zwischen der verflossenen und gegenwärtigen Zeit lagen.

Uebersehen und vergessen war Elin damals, übersehen und vergessen schien sie auch jetzt. Nachdem Hermann Stephana begrüßt hatte, wandte er sich zu einer andern Dame, welche auf einem kleinen Sopha saß und beim Anblick des Grafen außerordentlich bleich geworden war.

„Elin Romarhjerta," sagte Stephana.

Elin erhob sich, um Hermanns kalte, stolze Begrüßung zu beantworten; aber sie mußte sich auf die Sophalehne stützen, so sehr zitterte sie.

Des Grafen Blick fiel auf die junge Frau und er machte eine Bewegung des Erstaunens, aber es lag nichts Angenehmes in demselben, vielmehr verrieth seine Miene geradezu etwas Bitteres.

Stephana beeilte sich, Lord Charter und Fräulein Weißhaupt vorzustellen.

Hermann wechselte einen kalten Händedruck mit Jacobo und betheiligte sich dann an dem Gespräche,

welches dieser und der Lord führten; dabei betrachtete er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt Elin, an deren Seite Stephana sich niedergesetzt hatte.

Wir wollen nun auch Dir, mein lieber Leser, von der äußern Erscheinung der jungen Gräfin einen Begriff geben. Du wirst Dich wohl erinnern, daß Elin zu Anfang unserer Erzählung noch jenes Aussehen einer unbefiederten Elster hatte, welches bei körperlich noch nicht ausgebildeten Mädchen oft so eigenthümlich ist und zur Folge hat, daß man, wenn man sie einige Jahre später zu Gesicht bekommt, auszurufen pflegt: das ist doch nicht die kleine X. oder die kleine Z., die wir früher gekannt haben. Ja, zuweilen erkennen wir in der blühenden Dame, die vor uns steht, gar nicht mehr das hagere Ding von einem Mädchen, das wir bei seinem Aufwachsen gesehen haben.

Die Gräfin war hoch und schlank von Gestalt, von einem Wuchs, mehr stattlich als geschmeidig, mehr regelmäßig als üppig. Sie trug den Kopf mit einer eigenthümlich nachlässigen Würde, wenn man sich so ausdrücken darf.

Ihr Teint war weiß und blühend, ihr Auge groß und lebhaft, beinahe allzu lebhaft, denn man konnte sich kaum anders vorstellen, als daß sie damit kokettirte, so blitzte es, wenn sie sprach. Die Nase war gerade, der Mund etwas groß, aber frisch, mit schwellenden Lippen und blendend weißen Zähnen. An dem Zuge um den Mund erkannte man, daß sie mehr zur Heiterkeit als zum Ernst geschaffen war.

Das Haar war hellbraun und von ungewöhnlicher Ueppigkeit. Die scharf gebogenen Augenbrauen hatten eine auffallende Aehnlichkeit mit denen Hermann Romarhjerta's, und man wäre versucht gewesen, sie für künstlich zu halten, wenn man sich erinnerte, daß Elin in jungen Jahren kaum einen Anflug davon hatte; aber bei näherer Betrachtung fand man, daß sie natürlich waren.

An allen ihren Bewegungen und an ihrem ganzen Wesen ließ sich abnehmen, daß sie den größten Theil ihrer Zeit in Frankreich zugebracht und sich jene graziöse Lebendigkeit, welche bei der Französin so gewöhnlich ist, angeeignet hatte.

Die auffallende Gemüthsbewegung, welche sie beim Anblick des Grafen ergriffen hatte, war in einer Minute verschwunden, und sie plauderte mit vollkommener Heiterkeit und Lebhaftigkeit, als ob er eine für sie ganz gleichgültige Person gewesen wäre. Ihr Lachen klang so frisch, als ob sie niemals gewußt hätte, was Kummer wäre, und so wie sie an der Conversation Theil nahm, blitzte dieselbe von muntern und witzigen Einfällen.

Aber bei allem diesem lag in Elins Haltung etwas so rein Aristokratisches, zuweilen sogar etwas Hochfahrendes, daß man glaubte, es sei ihr angeboren, und in gewissen Augenblicken erinnerte sie stark an Helfrid. Man wußte nicht recht, worin die Aehnlichkeit lag, aber sie war einmal vorhanden, und man mochte bei sich selbst sagen: man sieht wohl, daß sie mit einander verwandt sind.

Hermann dachte, während er so dastand und sie betrachtete:

„Ist es möglich, daß dieß dieselbe Elin ist? Da findet sich ja kaum ein Zug von ihr, wenn ich die hohe Stirne und das hellbraune Haar abrechne. Ich glaube, sie gefiel mir damals, so weit ich mich ihrer noch erinnere, so häßlich und unharmonisch sie auch war, noch mehr als jetzt.“

Sein Auge haftete auf Stephana.

„Welch' ein unermeßlicher Unterschied!“ dachte er. Der kalte, stolze Ausdruck verschwand, und in seinem Blicke lag eine unverstellte Bewunderung.

Der Unterschied war wirklich groß. Stephana mit ihrem äußerst schlanken und doch üppigen Wuchs, ihren beinahe plastischen, bei jeder Abwesenheit von Affektation zugleich so ausdrucksvollen und doch so ruhigen Bewegungen; dieses bleiche Angesicht mit seinen wunderbaren Augen und seiner magischen Schönheit — Alles hatte etwas so idealisch Fesselndes, daß man des prachtvollen Reizes, welcher Elin eigen war, darüber fast gänzlich vergaß.

Ahnte Jacobo, daß der Graf eine Parallele zog, oder war er selbst von der großen Verschiedenheit frappirt? Wir wissen es nicht, aber als Lord Charter sich den Damen näherte, und der Graf und Jacobo allein am Fenster standen, bemerkte Jacobo:

„Man muß Stephana neben einer andern reizenden Frau sehen, um recht klar zu erkennen, daß sie schön ist.“

„Ja, von Madame Stephensen kann man sagen, daß sie schön ist, aber nicht von der Gräfin Romarhjerta.“

Die Ankunft anderer Gäste unterbrach das Gespräch, und der Graf fand von Neuem Gelegenheit

zu sehen, mit welcher glänzenden Lebendigkeit Elin die Unterhaltung einleitete und fortspann. Ihr Witz fesselte, ihre Heiterkeit ergötzte und ihre sprühende Lebhaftigkeit riß einen Jeden hin, welcher sich mit ihr in ein Gespräch einließ.

Während des Diners war es eigentlich sie, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Selten stand man so heiter von einer Tafel auf, wo man sich so gut amüsirt hätte, als es heute durch Elins angenehme Unterhaltung geschehen war. Stephana betheiligte sich nur so weit daran, als es nöthig war, und überließ Elin das Feld allein.

Am Nachmittag zerstreute sich die Gesellschaft im Garten. Elin sammelte aber bald wieder da, wo sie unter den großen Linden saß, einen Kreis um sich herum.

Stephana hatte Helfrids Arm genommen, um in ihrer Begleitung der Gräfin einen kurzen Besuch zu machen. Als sie wieder in den Garten zurückkehrte, begegnete sie dem Grafen.

„Nun!“

Mehr sagte Stephana nicht.

„Nicht für mich!“ antwortete Hermann ernst.

„Warum nicht? Findet sich in ihrer ganzen Person etwas, das nicht dem Wesen einer Edeldame angemessen wäre?“

„Nein, Nichts; sie ist eine wirkliche Dame, aber sie ist nicht für mich. Um mich mit dieser widrigen Verbindung auszusöhnen, müßte sie Ihre Macht besitzen, das Herz zu gewinnen.“

„Sie haben dieselbe erst einige Stunden gesehen. Halten Sie Ihr Urtheil noch zurück, bis Sie dieses

warme Herz kennen gelernt haben, welches hinter dieser lustigen Oberfläche schlägt. Man gewinnt ein Herz nicht in der kurzen Zeit, da Sie dieselbe vor Augen haben; aber es gelingt ihr vielleicht in ein paar Wochen damit.

„Sie irren sich, Madame; es ist der erste Eindruck, welcher über unsere Gefühle entscheidet. Das wissen Sie am besten, denn Ihnen fällt der Sieg augenblicklich zu, sobald man Sie nur sieht."

„Glauben Sie das?" sagte Stephana, indem sie traurig vor sich hinblickte. „Ich erinnere mich eines Herzens, das ich gewinnen wollte, aber ich gewann es doch nicht."

„Blieb dieses Herz wirklich kalt?" fragte der Graf, und ihre Augen begegneten sich.

„Nein, ich hatte Unrecht, ich habe es gewonnen."

Sie wandte das Gesicht weg, und schweigend gingen sie neben einander her.

„Warum haben Sie sich mit Elin vermählt?" fragte Stephana plötzlich. „Sie haben es mir noch nie gesagt."

„Wissen Sie es nicht?"

„Lassen wir, was ich weiß oder nicht weiß. Ich möchte aus Ihrem Munde die Gründe hören, welche Sie zu diesem Schritte bewogen haben."

„Madame, nur Elin kann Ihnen das erzählen, nicht ich."

„Warum Sie nicht?"

„Darum, weil ich einmal Elin das Versprechen gab, gegen Niemand den Namen der Person zu nennen, welche in das Ereigniß verflochten war. Als ich Elin jenes Versprechen gab, da ahnte weder

sie noch ich, daß wir gezwungen werden sollten, einander zu heirathen."

„Sie wollen also nicht einmal mir die Ursache dieser unbegreiflichen Handlung entdecken?"

„Nicht einmal Ihnen, denn ich würde damit dem Versprechen, das ich gegeben habe, untreu werden."

„Ach, Herr Graf, Sie sind ein wirklicher Gentleman."

Damit ging Stephana weiter, um sich der Gruppe anzuschließen, welche sich um Elin gebildet hatte.

Hermann folgte ihrem Beispiel, um Elin recht gründlich beobachten zu können. Er erstaunte über die Leichtigkeit, womit sie den Ideen und dem Gedankengang von Allen sich anzubequemen und für Jeden, der mit ihr sprach, das rechte Wort zu finden wußte.

Aber ihr ganzes Wesen stellte sie wie eine glänzende Fläche dar, hinter der sich nur mit Mühe, was wahr oder falsch wäre, entdecken ließ. Sie konnte in einer und derselben Minute gerührt sein und lächeln, Scherz und Ernst zur Anwendung bringen, ohne daß man mit Sicherheit etwas davon für das, was es war, nehmen mochte.

XVII.

Alles hatte sich nach Hause begeben und wir finden nur noch Elin und Stephana allein im Salon.

„Ich habe mich für eine bessere Schauspielerin gehalten, als ich in Wirklichkeit bin," bemerkte Elin, während sie, den Kopf auf die Hand gestützt, am

Fenster saß. Ueber das vor wenigen Augenblicken noch so lebhafte, funkensprühende Antlitz hatte sich ein Trauerflor gelegt.

„Als ich in den Salon trat, hätte ich ein Jahr meines Lebens dafür gegeben, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, vorzüstürzen und mich in seine Arme zu werfen. Ach, Stephana, soll ich jemals dieser Freude theilhaftig werden?“

Die großen Augen standen voll Thränen.

„Das wirst Du, Elin, aber noch ist es zu früh. Verscherze nicht Alles durch Ungeduld, sondern hoffe und warte auf die rechte Zeit.“

Elin reichte ihr mit freundlichem Lächeln die Hand und sagte:

„Du bist mein guter Engel. In welcher unendlich großen Schuld stehe ich nicht bei Dir; aber auch wenn er mir einen Platz in seinem Herzen gäbe, würde ich ihn doch niemals umarmen als ....“

„Niemals?“ fiel Stephana ein.

„Niemals, bevor er der verstoßenen Gattin alle die Genugthuung geschenkt, welche sie zu fordern das Recht hat. Ah, Stephana, es liegt eine schwere Schuld auf seinem Gewissen.“

„Laß uns nicht mehr davon reden; die Liebe gleicht Alles aus. — Du hast mir noch nicht gesagt, wie Dir Helfrid gefällt.“

„Sehr, gar sehr, obwohl sie mir fast zu vollkommen erscheint. Selbst ein Kind der Unvollkommenheiten, fürchte ich mich vor dem Hohen und Untadeligen in Helfrids Charakter. Ich fühle mich klein an ihrer Seite, und dieß ist Etwas, das mich quält; besonders, da ich niemals diese Empfindung bei

Dir gehabt habe; aber das kommt daher, daß Du so gut bist."

„Ich erinnere mich jetzt, daß Du denselben Fehler auch bei Jacobo sehen wolltest."

„Ah, das ist noch der Fall. — Vor ihm zittere ich ordentlich," setzte sie lachend in dem gewöhnlichen leichten Ton hinzu. „Wenn er seine klaren, strahlenden Augen auf mich richtet, so ist es mir, als sähe er gerade in meine Seele hinein, und ich fürchte mich, denn ich weiß, daß sich darin Vieles findet, was besser sein könnte."

„Aber Jacobo ist mild und nachsichtig."

„Nicht gegen mich," erwiederte Elin und wurde wieder ernst; „er hält mich für eine Schauspielerin auf dem Welttheater, welche in so vielen und verschiedenen Rollen auftritt, daß mein eigenes Gefühl abgenützt wurde und Alles bei mir nur Schein ist."

„Nein, so urtheilt er nicht; aber Jacobo ist selbst so vollkommen wahr, daß er Mißtrauen gegen Alle empfindet, die es nicht sind."

„O, und ich bin nicht wahr, ich weiß es; aber ist das wirklich mein Fehler?"

„Elin, diese Frage stellst Du an mich? Ich weiß ja, daß, was Du bist, Du nur durch die Umstände geworden bist. Hätte es sich anders verhalten, so wärest Du auch ein anderer Mensch geworden. Von Kindheit an Dir bewußt, zurückgesetzt zu sein, erzeugte in Dir das erlittene Unrecht den Wunsch, zu vergessen — und das hat Dich oberflächlich gemacht, aber Du wirst wohl noch anders."

„Niemals, Stephana; ich werde immer die Sclavin meiner Launen und meiner Eitelkeit bleiben,

denn diese haben die Oberhand gewonnen, und man legt nicht so leicht einen Fehler ab, wie man sich denselben angewöhnt."

Eine Weile darauf trennten sich Elin und Stephana.

XVIII.

Einige Zeit verfloß. Alles ging seinen gewöhnlichen Gang.

Hermann benahm sich gegen Elin wie gegen eine vollkommen fremde Person; aber er gab dennoch genau auf alle ihre Bewegungen Acht, besonders wenn sie sich unbemerkt glaubte.

Es dauerte nicht lang, so meinte er über Elins Charakter völlig im Klaren zu sein. Er bestand in einer Mischung von edlem Stolz und von unbegrenzter Gedankenlosigkeit, von Eitelkeit, Launenhaftigkeit und bezaubernder Güte, von Streben nach Beifall auf der einen, und von absoluter Verachtung gegen das Urtheil der Welt auf der andern Seite. So schnell sich eine Laune oder eine Begierde ihrer Seele bemächtigte, vergaß sie Alles, warf jedes Hinderniß über den Haufen, opferte unbedenklich, was ihr im Wege stand, und gab sich blindlings dem Eindruck hin. In Folge des Wunsches, zu gefallen, Andern voranzustehen, geschah es oft, daß sie nicht allein von der strengen Wahrheit abwich, sondern auch jede Rolle spielte, welche ihr für die betreffende Veranlassung von dem besten Erfolg begleitet zu sein schien. Aber das im Grunde Edle und Stolze ihres

Charakters bewirkte, daß sie sich niemals zu einer an sich unrechten oder schlechten, wohl aber zu mancher unbedachten und leichtsinnigen Handlung verleiten ließ. Sie hatte einen Abscheu vor Allem, was unangenehm war, und, um einer Sorge zu entfliehen, warf sie sich irdend einer Thorheit in die Arme. Um einem kleinen Verdruß auszuweichen, zog sie sich oft einen größern zu, und um die Freude des Augenblicks zu genießen, opferte sie das auf, was, streng genommen, ihre Pflicht gewesen wäre.

So war Elin.

Begabt mit einem reichen, warmen und guten Herzen, einer lebhaften und regsamen Phantasie, etwas exaltirt und leicht sich hingebend, hätte man viel aus ihr machen können, wenn sie von Kindheit an einer richtigen Behandlung theilhaftig geworden wäre. Jetzt erschienen die guten und schlimmen Anlagen gleichsam unter einander gerührt und wirkten ohne einige Harmonie, so daß sie öfters, selbst wenn ihre Absichten gut und rein waren, sich als eine thörichte Egoistin darstellte.

Hermann hatte Stephana versprochen, Elin's Charakter unparteiisch zu prüfen, und er hielt Wort. Er machte es sich zum Vorwurf, daß er der Retter der jungen Frau, oder vielmehr des Kindes hätte sein können, wenn er gewissenhaft und recht gegen sie gehandelt haben würde.

Unwillkürlich gedachte er des Augenblicks, da sie ihn aufforderte, das Verhältniß mit ihrer Stiefmutter abzubrechen. Er glaubte noch die ernste, bittende Stimme zu hören, obwohl er die unregelmäßigen Züge beinahe ganz vergessen hatte, und bei

dieser Vorstellung sprach eine Stimme in seinem Innern: sie hätte etwas ganz Anderes werden können.

Aber dessen ungeachtet empfand Hermann einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Annäherung an Elin. Ja gegen sein besseres Gefühl und gegen seine Absicht tauchte unaufhörlich die Erinnerung in ihm auf, daß sie die Mitwisserin seines verbrecherischen und wenig ehrenhaften Verhältnisses zu Selma war, daß sie, die Tochter des Schiffers Martenson, in ihrem Herzen ihn, Hermann Romarhjerta, verachten mußte.

Sobald er an Elin dachte, beschlichen ihn unwillkürlich seine Standesvorurtheile, und jede Berührung mit ihr wurde für seinen Stolz um so unmöglicher, als er fühlte, daß er zu ihr in einer unauslöschlichen Schuld stand und daß diese so viel größer war, als er durch sein unverzeihliches Benehmen zur Minderung derselben nicht das Geringste beigetragen hatte.

Der Umgang zwischen Hermann und Stephana hatte sich durch die beständige Gegenwart von Gästen und durch die häufigen Ausflüge wieder auf einen abgemessenern Fuß gestellt, ohne daß sich jedoch dabei Hermanns Bewunderung für Stephana in irgend einem Maße geändert hätte. Dadurch, daß er sie neben Elin sah, stieg sie immer höher und höher in seiner Achtung.

Während Elin lebte, um sich das Leben so angenehm als möglich zu machen, und gleichsam mit Gewalt jeden unbehaglichen Gegenstand verscheuchte, verstand Stephana selbst die Freude zu Etwas zu machen, das ihren Mitmenschen zu gut kam. Arran-

girte sie ein Fest, eine Wasserfahrt oder sonst eine Unterhaltung, so richtete sie es so ein, daß die Armen dabei irgend einen Vortheil, entweder durch Arbeit oder durch milde Gaben, davon trugen. Sie machte die Freude zur Begleiterin der Barmherzigkeit.

Ohne daß Jemand darauf achtete, widmete Stephana ihre Zeit einer nützlichen Thätigkeit, indem sie mehre neue Einrichtungen für ihre Untergebenen ins Dasein rief, so daß dieselben sich mancherlei Kenntnisse einthun und am Sonntag sich Unterhaltungen verschaffen konnten, wodurch sie von dem Wirthshausleben abgerufen wurden.

In dem kurzen Zeitraum eines Jahres, da Stephana selbst die Hintersaßen von Kungsborg unter ihrer Obhut hatte, war mit deren Sitten und Wohlsein eine bedeutende Veränderung vor sich gegangen, so daß Jedermann darüber erstaunte. Dieß war Stephana's Werk.

Dem oberflächlichen Beobachter schien es, als ob Stephana nur ihrer Bequemlichkeit und dem Genuß des Daseins lebte, so unbeschreiblich wenig Wesens machte sie aus dem, was sie unternahm, und so gut wandte sie jeden Augenblick ihrer Zeit an, daß ihr immerdar noch so viel übrig blieb, um an ihrer eigenen Fortbildung zu arbeiten und sich dem Umgang mit Andern widmen zu können.

Hermann, welcher sie täglich sah, welcher von den Gutsangehörigen Alles erfuhr, was sie zu deren Wohlfahrt in Ausführung brachte, hatte somit auch viele und gewichtige Gründe, sie über Elin zu stellen.

Eines Abends, gegen Ende Juli's, da Jane,

Elin und die Andern auf einige Tage zu einem Besuche bei Baron Skjöld aufgebrochen waren, trat Stephana in das Zimmer der Gräfin. Hermann und Helfrid waren bereits da.

„Wie, Madame, Sie haben sich der Partie zu dem Baron nicht angeschlossen?“

„Nein, ich befinde mich nicht recht wohl und deßhalb ließ ich mich entschuldigen.“

Stephana redete die Wahrheit, denn sie sah etwas angegriffen aus.

„Sind Sie krank?“ fragte die Gräfin mit ungewöhnlicher Theilnahme.

„Ich bin nicht krank, Frau Gräfin, aber ich habe einen Kopf, welcher zuweilen mich fühlen läßt, daß er einmal sehr krank gewesen ist; doch es verlohnt sich nicht der Mühe, davon zu reden, es ist ohne alle Bedeutung. Ich habe von etwas viel Wichtigerem zu reden, das die Herrschaften selbst angeht.“

„Und dieß ist?“

„Ich habe mit der Post heute einen Brief aus Paris erhalten, welcher mir aufträgt, den Herrn Grafen zu ersuchen, bei der französischen Gesandtschaft Dokumente in Empfang zu nehmen, welche dorthin übermacht worden sind und auf Erbschaftsangelegenheiten sich beziehen.“

„Erbschaftsangelegenheiten?“ wiederholten die Gräfin und Helfrid.

Hermann blieb still und betrachtete bloß Stephana, welche einen Brief herauszog.

„Das Schreiben, welches ich bekommen habe, ist von der Pflegetochter des Grafen Runa, von Frau Elina Wicker.“

Stephana hielt an und betrachtete die Gräfin, welche die Farbe wechselte.

„Meines Oheims Pflegetochter war ja seine Universalerbin,“ fiel Hermann ein.

„Das Testament war ein bedingtes, und die Pflegetochter sollte die Zinsen von dem hinterlassenen Vermögen nur so lang beziehen, als der Vater ihres Mannes noch am Leben war. Nach dem Tode desselben, wenn sie ihren Schwiegervater beerbte, sollte das Vermögen des Grafen Runa auf seinen Schwestersohn, das heißt, auf Sie, Herr Graf, übergehen. Nun ist der alte Wicker gestorben und hat seine Schwiegertochter zur alleinigen Erbin eingesetzt, und somit geht das Vermögen des Grafen Runa auf Sie über. Ueberdieß steht Frau Wicker im Begriff, sich in ein Kloster zurückzuziehen.“

Nicht einen Augenblick hatte Stephana das Angesicht der Gräfin aus dem Auge gelassen.

Als sie sagte, daß des Grafen Pflegetochter sich in ein Kloster zurückziehen würde, bemerkte sie ein heftiges Zucken in den Gesichtszügen der Gräfin.

Hermann sagte mit etwas erregter Stimme:

„Aber so viel ich mich erinnere, war ja meines Oheims Pflegetochter von lutherischer Confession.“

„Sie haben Recht, Herr Graf, aber sie wurde katholisch, als sie sich mit dem Sänger Wicker verehelichte, welcher der katholischen Kirche angehörte. Sie haben doch wohl von ihrer Verheirathung reden gehört?“

„Ich glaube davon gehört zu haben,“ erwiederte der Graf.

Die Gräfin blieb unbeweglich, und es trat eine Pause ein.

„Fräulein Helfrid sieht so bleich aus," sagte endlich Stephana. „Ich glaube, die Frau Gräfin sollte derselben zureden, einen Spaziergang zu machen. Ich will inzwischen hier bleiben."

Es lag Etwas in Stephana's Ton, was Hermann sagte, daß sie mit der Gräfin allein zu sein wünschte; deßhalb drang er gleichfalls in Helfrid, mit ihm einen Gang durch den Park zu machen.

Die Gräfin küßte zerstreut ihre Tochter auf die Stirne und forderte sie auf, frische Luft zu schöpfen.

Hermann und Helfrid gingen. Die Gräfin und Stephana blieben allein.

„Madame," sagte jetzt die Gräfin mit etwas unsicherer Stimme, „haben Sie die Güte, sich zu mir zu setzen."

Stephana vollzog ihr Begehren und nahm auf einem kleinen Schemel neben der Chaise longue Platz.

„Kennen Sie die Pflegetochter des Grafen Runa näher?" fragte die Gräfin, eine von Stephana's Händen fassend, und setzte hinzu: „antworten Sie mir aufrichtig."

„Ich antworte stets aufrichtig, oder gar nicht. Ich kenne Graf Runa's Pflegetochter sehr gut; ich bin mit ihr verwandt."

„Sie?"

„Ja, durch meinen Mann."

„Ich verstehe; Ihr Gatte und der Mann, mit welchem sie sich verheirathete, waren mit einander verwandt."

Stephana verneigte sich wie bejahend.

„Ist es wirklich die Wahrheit, daß sie in ein Kloster zu gehen beabsichtigt?"

„Schon als sie Wittwe wurde, faßte sie diesen Entschluß, führte ihn aber damals nicht aus. Wenn sie ihn vollzieht, so dürfte man die Ursache darin zu suchen haben, daß es ihr bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine lang erflehte Versöhnung mit ihrer Mutter zu Stande zu bringen."

„Sie würde somit todt für die Welt."

„Ja, Elina Wicker kann sagen, sie ist todt für die Welt."

Die Gräfin warf sich unruhig auf den Kissen hin und her; man konnte auf dem abgezehrten Antliz einen innern, schmerzlichen Kampf lesen.

Es entstand eine lange Pause.

Stephana hatte den Kopf auf die Hand gestützt, während ihre Brust sich unruhig hob.

Endlich nahm sie wieder mit langsamer Stimme und mehr mit sich selbst, als mit der Gräfin redend', das Wort:

„Vor vielen Jahren war einmal eine junge, schöne und hochgeborne Frau, welche sich mit einem Edelmann ersten Rangs vermählte. Man glaubte allgemein, sie habe das Band der Ehe aus Liebe geschlossen, aber man täuschte sich. Die junge Frau hatte sich im Gegentheil mit dem hochgebornen Herrn vermählt, weil sie einen Bürgerlichen liebte, einen reich begabten jungen Mann, dessen Name und Lebensstellung jedoch zu den glänzenden Verhältnissen des stolzen Mädchens nicht paßte. Um nicht in Versuchung zu kommen, aus

Liebe eine Partie unter ihrem Stande zu machen, vermählte sie sich ohne Liebe mit demjenigen, welchen sie als ihresgleichen betrachtete.

„Einige Jahre vergingen, und Niemand ahnte, daß die stolze Gräfin in ihrem Herzen einen stillen Kummer, eine unglückliche Liebe herumtrug, welche sie selbst zum Tode verurtheilt hatte. Ich habe Unrecht zu sagen, daß Niemand es ahnte, denn ihr Bruder wußte, daß sie ihr Glück ihrem Hochmuth geopfert hatte.

„Die Gräfin gebar nach zweijähriger Ehe einen Sohn, und die ganze Gegend pries das Glück des jungen Paares. Sie besaß ja Alles, was das Leben gewähren kann: Reichthum, Geburt und Schönheit; aber dessen ungeachtet begann der Gräfin Gesundheit zu wanken. Ein hartnäckiger Husten, eine zunehmende Mattigkeit erregte die Besorgniß der Aerzte, und man verordnete einen einjährigen Aufenthalt in einem wärmern Klima. Es gab einen harten Kampf, denn die Gräfin wollte nicht ohne ihr erst einige Wochen altes Kind abreisen; endlich siegten die Bitten ihres Gatten, und von ihrem Bruder begleitet, reiste sie nach Italien.

„Das Schicksal, welches so unbarmherzig mit uns Sterblichen spielt, fügte es so, daß die Gräfin in Neapel mit dem Mann zusammentraf, den sie geliebt und den sie geopfert hatte, obwohl sie wußte, daß er diese Liebe theilte.

„Geschieden vom Norden und ihren stolzen Verwandten, unter Neapels warmem und berauschendem Himmel, allein mit den Gefühlen ihres Herzens und den täglichen Versuchungen, denjenigen, welcher ihr

Herz besaß, zu sehen und mit ihm in Berührung zu kommen, war sie in Italien nicht so stark, wie sie in Schweden gewesen. Dort hatte sie ihre Liebe dem Hochmuth geopfert, hier opferte sie ihre Pflichten der Liebe.

Stephana fühlte, wie eine kalte und feuchte Hand sie fest am Arm faßte, und die Gräfin sprach in dumpfem Tone:

„Madame, was erzählen Sie mir da?"

Stephana sah auf; ihr Blick war ruhig, ihre Stimme beinahe mild, als sie antwortete.

„Ich erzähle Ihnen die Geschichte von Elina's Mutter. Wer sie war, welchen Namen sie trug, ist mir unbekannt; aber ich wünschte Ihnen dadurch zu beweisen, daß man sehr oft mit einem glänzenden Namen sich Fehler oder sogar Grausamkeiten zu Schulden kommen läßt, vor welchen wir Niedriggebornen zurückschaudern.

„Gestatten Sie mir, daß ich fortfahre. Der Bruder der Gräfin, welcher in Neapel eine bezaubernde Französin fand, in welche er sich verliebte, war mit seiner eigenen Leidenschaft viel zu sehr beschäftigt gewesen, als daß er darauf achtete, was in seiner Nähe vorging. Eines Tags entdeckte er gleichwohl Alles. Der Liebhaber und der Bruder duellirten sich und der Erstere fiel, worauf Bruder und Schwester plötzlich nach Schweden zurückkehrten.

„Acht Monate nach ihrer Heimkehr gebar die Gräfin eine Tochter, welche vor der Zeit zur Welt kam. Der Bruder war mittlerweile nach Frankreich gereist, wo er sich mit der einnehmenden Französin vermählte und in Paris seinen Wohnsitz aufschlug.

„Die Gräfin, welche ihren Sohn bis zur Abgötterei liebte, zeigte von dem ersten Momente an, da die Tochter das Licht der Welt erblickte, einen entschiedenen Widerwillen gegen dieses Kind, dessen Anblick sie in Verzweiflung stürzte. Um der Stimme ihres Gewissens und ihrer Erinnerung zu entfliehen, stürzte sich die Gräfin in einen Wirbel von Vergnügungen, und einige Jahre eilten dahin, ohne daß sie ihr einen Augenblick zum Nachdenken ließen. Der Sohn, ein schönes Kind, erschien auf allen Promenaden an der Mutter Seite und in ihrem Salon; die Tochter dagegen lebte vergessen und verschwunden in der Kinderstube.

„Das Mädchen war sechs Jahre alt, als der Bruder der Gräfin, welcher gleichzeitig Gattin und Kind verloren hatte, einen Besuch im Vaterland machte. War er vorher ein froher und vielleicht etwas leidenschaftlicher junger Mann gewesen, so erschien er jetzt als ein milder und schwermüthiger Schwärmer, welcher überall von der unheimlichen Erinnerung an das Duell verfolgt wurde. Das bleiche Antlitz und die gebrochenen Augen des erschossenen Gegners starrten ihm entgegen, wohin er sich auch wandte, und träufelten Wermuth in den Becher seines Glücks und riefen, als dieses Glück durch den Tod vernichtet wurde, ihm höhnisch zu: „Empfange deine Strafe.“ — Als der Bruder während seines Besuchs bei der Schwester erfuhr, wie völlig sie ihre Tochter vernachlässigte, schlug er ihr vor, er wolle dieses Kind, gegen das er in so großer Schuld zu stehen sich bekannte, mit nach Frankreich nehmen und es als seine eigene Tochter adoptiren.

Der Gemahl der Gräfin wollte nicht darauf eingehen, mußte aber endlich den dringenden Vorstellungen und Bitten des Schwagers nachgeben. Von ihrem Oheim übernahm Graf Runa hernach Elina und räumte ihr gleichfalls die Rechte einer Tochter ein."

„Und Sie erfuhren niemals den Namen von.."

„Von Elinas Mutter und ihrem Oheim, meinen Sie wohl, Frau Gräfin?"

„Ja!"

Die Gräfin holte mit großer Beschwerde Athem.

„Graf Runa, welcher mir mittheilte, was ich Ihnen so eben erzählt habe, nannte mir niemals den Namen von Elina's Verwandten, sondern bemerkte blos: ‚ich übernahm das Mädchen als Erbtheil von dessen Oheim, und wie Sie sehen, habe ich ihr zu ersetzen gesucht, was sie an ihren Angehörigen verloren hat.'"

Die Gräfin athmete leichter, und Stephana fuhr in ihrer Erzählung fort, während sie den Kopf auf die Hand stützte, als wollte sie durch diese Haltung den Blicken der Gräfin sich entziehen.

„Einige Jahre verflossen, nachdem Elina von dem Grafen Runa aufgenommen war. Eines Tags erhielt er die Nachricht, daß die Mutter des Mädchens sich mit ihrem Gatten in Paris aufhielt. Graf Runa hatte Elina einige schwedische Volkslieder gelehrt, darunter auch eines, das er von dem jungen Schweden, welcher, wie er wußte, der Vater des Mädchens war, singen gehört hatte. Er lud die Gräfin und deren Gemahl zu sich ein. Elina war damals zwölf Jahr alt und versprach schön zu werden. Sie war ein liebenswürdiges Kind, voll Anmuth und im höchsten Grade einnehmend. Die

Gräfin kam, aber der Anblick ihrer Tochter schien nur bittere und unfreundliche Gefühle hervorzurufen, so daß, als das Mädchen mit tiefer Bewegung auf die Mutter zueilte, um sich ihr in die Arme zu werfen, die stolze, strafbare Frau sie von sich stieß, und daß das weinende Kind statt dessen an die Brust des Mannes gezogen wurde, welcher ihr Vater zu sein glaubte.

„Graf Runa, welcher jedoch einige mildere Gefühle in der Mutter Brust wecken zu können hoffte, forderte das Mädchen auf, jenes Lied zu singen, von welchem er wußte, daß des Mädchens Vater in den Tagen seiner Liebe es der Gräfin vorgesungen hatte. Er glaubte, die Erinnerung an denjenigen, welcher seine Liebe mit dem Leben bezahlt hatte, würde der Mutter Herz zur Liebe gegen das Kind stimmen, aber er täuschte sich. Die einzige Wirkung war die, daß die Gräfin das Haus des Grafen Runa verließ und während ihres Aufenthalts in Paris sich beharrlich weigerte, ihre Tochter wiederzusehen. Der Gatte der Gräfin überhäufte dagegen das Mädchen mit der größten Zärtlichkeit und erklärte, daß, obwohl Graf Runa sie adoptirt hätte, das Mädchen dennoch seines Vaters Namen tragen sollte, denn für diesen sah er sich an — ein Wunsch, den Graf Runa erfüllte.

„Elina, von liebendem Herzen, war untröstlich, daß die Mutter sie nicht sehen wollte, und konnte niemals an diese einzige Begegnung mit derjenigen, welche ihr das Leben gegeben hatte, denken, ohne lebhaft aufgeregt zu werden.

„Sechs Jahre später faßte Elina eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem deutschen Sänger Wicker, dem Sohn eines vermöglichen Kaufmanns in Frank-

furt, einem ausgezeichnet liebenswürdigen und durchaus achtungswerthen jungen Mann. Graf Runa billigte anfänglich diese Liebe durchaus nicht, aber da er Wickers ungewöhnlich rechtschaffenen Charakter kennen lernte, gab er seine Zustimmung, denn er wollte nicht, daß seine Pflegetochter gleich ihrer Mutter weltlichen Vorurtheilen ihr wirkliches Glück aufopfern sollte.

„Der Graf unterrichtete Elina's Mutter von der Heirath ihrer Tochter. Jetzt hatte die hochmüthige, ahnenstolze Frau auch vor der Welt einen Grund, ihre Tochter zu verstoßen. Sie, die Mutter, welche so viel zu sühnen hatte, welche aus Hochmuth sich ohne Liebe verehelicht, aus Liebe ihre Treue gebrochen hatte, und hernach wieder aus Hochmuth eine Antipathie gegen ihr Kind empfand, weil es sie daran erinnerte, daß sie Ehre und Treue mit Füßen getreten, und hauptsächlich, weil in den Adern der Tochter bürgerliches Blut floß. Sie verleugnete nun diese Tochter und gab sie für todt aus, weil das Mädchen demjenigen, der ihr Herz gewonnen, auch ihre Hand zu reichen gewagt hatte.

„Ach, Frau Gräfin," fuhr Stephana fort und sah auf, „ich glaube, daß diese hochgeborne Dame viel eher verdiente, von ihrer Familie verstoßen zu werden, als die tugendhafte und unglückliche Gunilla. Habe ich nicht Recht? Und dennoch bin ich völlig überzeugt, daß wenn die Verbrecherin der Familie Romarhjerta angehört hätte, sie die erste gewesen sein würde, welche der edeln Gunilla, deren Leben rein und spiegelhell sich zeigte, mit Verachtung begegnet wäre. Sagen Sie mir, gibt es etwas Moralisches

oder nur Vernünftiges in der Auffassung, welche der Adel von unserer Menschenwürde hat? — Jahre sind vergangen. Elina hat Gatten und Schwiegereltern verloren. Sie hat bittern Kummer durchlebt, und mehrmals inzwischen, da ihr Herz blutete, hat sie sich an die Mutter gewendet, um ein Wort der Verzeihung und Versöhnung zu erhalten; aber Alles vergeblich. Der Hochmuth hatte das Herz der Mutter so verschlossen, daß sie, nicht einmal der unschuldigen Tochter gedenkend, in ihr Grab hinabsteigen und Elina, ohne ihr nur ein einziges Wort der Liebe zu schenken, leben und sterben lassen würde. Und wäre diese Mutter eine kalte, eine harte und absolut herzlose Frau, dann, Frau Gräfin, würde man sagen: „sie versteht die Sprache des Herzens nicht“; aber ihr schwaches Herz hat sie ja verleitet zu fallen, ihr Herz hat Gefühle für die Kinder, welche sie ihrem Gatten geboren, und ihr Herz hatte auch Gefühl für diesen Mann, weil sie durch gewissenhafte Beobachtung ihrer Pflichten darnach trachtete, den Fehltritt, welcher Elina das Leben gegeben, zu sühnen und vergessen zu machen. In allen Dingen, wo ihr Stolz nicht mitredet, hat sie bewiesen, daß sie Gefühl besitzt; aber überall, wo ihr Stolz in Frage kam, war sie nicht blos gefühllos, sondern selbst moralisch grausam. — Worauf war sie eigentlich stolz? Nicht auf einen höhern moralischen Werth, denn diesen hatte sie verleugnet; somit auf den Namen, der ihr als Erbe zugefallen war, auf den Rang, den sie bekleidete. Aber, mein Gott! Wie ist es möglich, sich auf solche Vorzüge, zu denen man selbst nicht das Mindeste beigetragen hat, Etwas einzu-

bilden, wenn man nicht ausgezeichnete Tugenden und Sitten dazu legen kann, welche uns als Christen ebenso hoch stellen, als die Gesellschaft uns in bürgerlicher Beziehung erhoben hat? Ist es denn der ererbte Titel, welcher uns Werth gibt? Oder muß es nicht vielmehr unser höherer und edlerer Charakter sein, welcher jener zufälligen Auszeichnung erst die rechte Bedeutung verleiht? Vor dem Richterstuhl des Höchsten gilt kein Rang, außer dem, welchen wahre Tugend gewährt. Dort wird nicht gefragt, was wir gewesen sind, sondern wie wir die von Gott geschenkten Gaben angewendet, und ob wir damit so viel Gutes, als in unsern Kräften stand, ausgerichtet haben. Wenn wir an der Pforte des Todes stehen, da müssen wir zusehen, daß wir nicht mit einer ungesühnten Schuld über die Schwelle der Ewigkeit treten.

Stephana schwieg.

Die Gräfin lag geraume Zeit unbeweglich da.

Endlich legte sie ihre Hand auf Stephana's gesenktes Haupt und sprach mit einer Stimme, welche durchaus keinen Nachklang von dem ihr sonst gewöhnlichen kalten Stolz verrieth:

„Sehen Sie mich an, Madame, und sagen Sie mir, warum Sie mir diese Geschichte erzählt haben. Bedenken Sie, daß Sie jetzt mit einer Sterbenden reden, welche in einigen Wochen vor den Richterstuhl des Höchsten Rechenschaft abzulegen hat."

Stephana faßte die beiden Hände der Gräfin und küßte sie, während ihr die Thränen über die Wangen rannen. Dann schaute sie zu der Gräfin

mit einem Blicke auf, so mild bittend, daß er dem eines Engels glich, und sagte:

„Darum, weil ich Ihr Herz zu rühren wünschte.“

„Mein Herz? Und warum sollte das Ihnen durch eine Erzählung gelingen, welche — welche auf fremde Personen Bezug hat?“

Stephana glitt vor der Gräfin auf die Kniee nieder, faßte abermals ihre beiden Hände, legte sie an ihr Herz und sprach mit einem Ton, welcher zugleich etwas Rührendes und doch Festes hatte:

„Frau Gräfin, ich weiß, daß Ihr Herz, wenn Sie sprechen, gut, empfindsam ist. — Ich weiß auch, daß Sie ein strenges Rechtsgefühl haben, und deßhalb wünschte ich durch diese Erzählung beide zu afficiren und Ihnen zu beweisen, daß die Geburt uns nicht berechtigt, uns über Andere zu erheben, sofern wir nicht im Besitze von Tugenden sind, welche unsern Ansprüchen an Größe gleich kommen. Frau Gräfin, würden Sie auch jetzt zu Elin, im Fall sie zu Ihren Knieen um ein Wort der Zärtlichkeit flehte, sagen können: ‚Gehen Sie, ich kenne sie nicht und werde Sie niemals als meines Sohnes Gattin anerkennen?‘ Würden Sie auch jetzt dieselbe, niedergedrückt von dem Zorn ihres Vaters und verstoßen von Ihnen und Ihrem Sohne, von sich gehen lassen können? Nein, Frau Gräfin, ich lese in Ihrem Blick, daß Sie es nicht könnten. Ich fühle es an dem Zittern Ihrer Hände.“

Die Gräfin zog ihre Hände zurück und sprach mit matter Stimme:

„Sie sind eine gefährliche Frau, Madame! Ver-

lassen Sie mich, ich muß allein sein. Sie haben mich in eine heftige Aufregung versetzt."

„Dann gestatten Sie mir, Sie auch wieder zu beruhigen," erwiederte Stephana schmeichelnd und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Beruhigen!" wiederholte die Gräfin mit einem bittern Lächeln. „Für mich gibt es keine Ruhe."

Ohne eine Antwort zu geben, ging Stephana an einen Tisch und nahm ein kleines Buch, welches auf demselben lag. Sie setzte sich wieder auf den niedrigen Schemel zur Seite der Gräfin und begann zu lesen. Es handelte von Christus, als man die Ehebrecherin vor ihn führte. Mit einer tief zu Herzen gehenden, klaren und ernsten Stimme las sie die Worte:

„Wer sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie." Und hernach, als sie sagte: „ich will Dich nicht verdammen, gehe hin in Frieden und sündige hinfort nicht mehr" — da zitterte Stephana's Stimme.

Darauf redete sie aus ihrem eigenen Herzen Worte voll Liebe und Versöhnung. Die Gräfin würde geglaubt haben, sie lese, wenn sie nicht die schmeichelnden und liebevollen Worte wieder erkannt hätte, welche schon einmal vor ihren Ohren erklungen waren. Jetzt ebenso wie damals wirkte der Geist wahrhaften Christenthums und wahrhafter Versöhnung, welcher darin lag, wie heilender Balsam auf eine Wunde. Der qualvolle Ausdruck im Angesicht der Gräfin verschwand und wurde von einer stillen Wehmuth verdrängt.

Als Stephana schwieg, lag die Gräfin unbeweglich da; endlich flüsterte sie:

„Dank! Gehen Sie nun zu den Andern; ich muß allein sein und wünsche, daß meine Kinder mich eine Zeit lang nicht stören.“

Stephana erhob sich; aber als ihre Augen auf das jetzt beinahe demüthig bekümmerte Antlitz der Gräfin fielen, ließ sie sich noch einmal auf die Kniee nieder und küßte ihre Hände, auf welche einige Thränen fielen.

Als sie aufstehen wollte, fühlte sie, wie die Lippen der Gräfin ihre Stirne berührten.

„Ich danke,“ flüsterte Stephana beinahe lautlos und eilte dann mit leichten Schritten aus dem Zimmer.

XIX.

Stephana suchte Helfrid und Hermann auf und unterrichtete sie davon, daß die Gräfin ungestört zu sein wünschte. Man nahm den Weg nach dem großen Salon, während das Gespräch sich um gleichgültige Dinge bewegte.

Plötzlich sagte Helfrid:

„Mama sprach davon, daß Sie singen, aber weder Hermann noch ich haben jemals ein Lied von Ihnen gehört. Wollten Sie uns nicht heute Abend dieses Vergnügen bereiten?“

„Gern, wenn ich in einer andern Gemüthsstimmung wäre,“ antwortete Stephana mit einem traurigen Lächeln. „Heute Abend würde mein Gesang nur ein Seufzer unermeßlichen Schmerzes werden.“

Hermann betrachtete Stephana. Sie setzte sich auf die Pompadour vor der Glasthüre. Es lag gleichsam ein Trauerflor über ihr ganzes Leben ausgebreitet, aber es kam ihm vor, als ob hinter demselben warme und zugleich peinliche Gefühle glühten. Er glaubte die heftigen und doch schmerzvollen Schläge ihres Herzens zu fühlen.

„Singen Sie, Graf Hermann!" bat Stephana in mattem Tone.

Hermann setzte sich an das Instrument und sang;

„Und nun leb wohl, leb wohl, mir so unendlich werth,
„Das weiß ich, daß dieß Herz auf ewig nach Dir steht,
„Und wirst Du hier nicht mein, wie ich so sehr begehrt,
„Der Wunsch in Gottes Reich doch in Erfüllung geht."

Als er die letzten Worte sang, drehte er den Kopf um und schaute auf Stephana.

Ihr Auge weilte auf ihm.

„Und wirst Du hier nicht mein," sang Hermann mit einem Blick auf sie.

Stephana ließ den Kopf sinken und verbarg das Angesicht in den Händen.

War es eine Einbildung, oder That und Wahrheit, als er einige Thränen auf das schwarze Gewand herabfallen zu sehen glaubte? Er stand von dem Instrumente auf, nachdem er den letzten Vers gesungen hatte, und näherte sich Stephana. Er wollte um jeden Preis sich überzeugen, ob er recht gesehen hätte.

Sie saß unbeweglich da, und der Blick des Grafen fiel auf ein paar feuchte Flecken, welche die gefallenen Thränen zurückgelassen hatten.

Er blieb eine Weile stehen und betrachtete sie, wurde aber aus seinen Träumen von Helfrid geweckt, welche bemerkte:

„Lieber Hermann, Du bist nicht glücklich in der Wahl deiner Lieder; mich hast Du verstimmt und nicht minder Frau Stephensen. Sing' noch Etwas, das erheiternder Natur ist."

Hermann kehrte zu dem Instrumente zurück und sang einige jener so allgemein beliebten Lieder von Gunnar Wennerberg.

Die heitere, lebhafte Musik brachte die gewünschte Wirkung hervor. Stephana fuhr mit der Hand über die Stirne, und als sie aufschaute, war ihr Angesicht wieder ruhig.

Eine Stunde später ging Stephana in den Park hinab. Hermann und Helfrid begaben sich zu der Gräfin.

Stephana war noch nicht weit gegangen, als der Graf sie einholte.

„Sie haben sich nicht lang bei der Frau Gräfin aufgehalten," bemerkte sie.

„Meine Mutter war schon eingeschlafen. Uebrigens wünschte ich Ihnen Gesellschaft zu leisten. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?"

Hermann that wie immer, wenn er Stephana den Arm bot; er faßte denselben und legte ihn in den seinigen.

„Sie sind heute Abend so traurig gewesen," begann Hermann.

„Ja," antwortete Stephana und sah zu ihm auf, „und doch bin ich wiederum heiter geworden."

„Haben Sie irgend eine besondere Veranlassung zu Freude oder Kummer gehabt?"

„Zur Freude, ja. — Das Glück hat Ihnen zugelächelt, und dieß ist ein wirklicher Grund zur Freude für mich, aber . . ."

„Aber was?"

„Ich war einen Augenblick Egoistin," erwiederte Stephana lächelnd. „Bemerken Sie wohl, ich sage: ich war, das heißt, ich bin es nicht mehr."

„Egoistin, Sie! — das bezweifle ich. In welcher Beziehung?"

„Ich dachte daran, daß Kungsborg künftig ohne Herrschaftsverwalter sein würde."

„Und das glauben Sie?" rief Hermann, indem er sich zu Stephana niederbeugte.

„Sie sind nun wieder reich," bemerkte Stephana, und ihre Wangen erglühten vom reichsten Purpur.

„Und würde ich auch noch so reich, werde ich doch Kungsborg und mein Amt hier niemals verlassen, so lang Sie wünschen, daß ich darin verbleiben soll."

„Dann geschieht es niemals," flüsterte Stephana.

„Stephana!"

Abermals wurde dieser Name mit einer eigenthümlichen Betonung ausgesprochen.

„Sir Edward!" antwortete Stephana und sah mit ihrem ruhigen Blick auf, welcher wirkte, wie der Zügel auf ein feuriges Roß.

Sie gingen schweigend neben einander her.

„Ich habe eine Bitte an Sie," begann Hermann wieder.

„Lassen Sie hören."

„Sagen Sie, wollten Sie mir nicht Gelegenheit verschaffen, mit der Pflegetochter des Grafen Runa zusammenzutreffen?“

„Sie beabsichtigen also, nach Paris zu reisen?“

„Ja, ich glaube die testamentarische Disposition nicht annehmen zu können, ohne daß ich mindestens mit ihr darüber gesprochen habe.“

„Eine Reise nach Paris, Herr Graf, würde Sie Nichts nützen. Sie würden dieselbe dort nicht treffen. Das Einzige, was ich thun kann, ist, einen Brief zu besorgen, wenn Sie mir einen solchen anvertrauen wollen. Ich habe mich eidlich verpflichtet, ohne eine besondere Veranlassung deren Wohnort nicht zu verrathen. — Was die testamentarische Bestimmung betrifft, so ist dieselbe dem Gesetz gemäß, und Elina hat damit nur ihres Pflegevaters ausdrücklichen Wunsch vollzogen.“

„Aber, Madame, ich beraube sie dadurch eines Vermögens, das eigentlich ihr gehört.“

„Graf Hermann, Elina bedarf dessen nicht, denn das Erbe, welches sie von ihrem Schwiegervater erhalten hat, ist sehr beträchtlich und entspricht vollkommen dem, welches Ihnen zufällt. Uebrigens ist es nicht der Reichthum, den sie vermißt; es ist etwas Anderes, und das . . .“

„Würde ich mit dem Verlust alles dessen, was ich besitze, ihr wieder schenken.“

„Thun Sie es, wenn Sie können. Schreiben Sie und lassen Sie dieselbe wissen, daß sie hoffen kann.“

„Sie wissen also, Madame, wer Elina ist?“ Hermann stockte.

„Machen Sie keine Fragen an mich; ich kann dieselben nicht beantworten, ohne einem gegebenen Versprechen untreu zu werden. Glauben Sie nur, daß, was ich auch wissen mag, in mir verschlossen bleiben wird. Thun Sie zu Elina's Glück, was Sie können; aber suchen Sie mit ihr nicht eher ein Zusammentreffen, als bis Sie ihr sagen können: komm'!"

„Ich danke Ihnen, Madame; ich ahnte, daß Sie Alles wissen. — Morgen schreibe ich an die französische Gesandtschaft."

„Gedenken Sie selbst in die Hauptstadt zu reisen?"

„Nein, Madame, ich werde dem Baron C. Vollmacht ertheilen, in meinem Namen zu handeln."

„Sie haben mir nicht mit einem Wort gesagt, was Sie von Elin halten."

„Habe ich nicht? Ich glaubte doch, ich hätte schon bei unserem ersten Zusammentreffen Ihnen gesagt, sie wäre nicht für mich."

„Und das denken Sie noch?"

„Kann Stephana wirklich diese Frage an mich richten?"

„Ja, denn einer von Stephana's innigsten Wünschen ist es gewesen, eines Tags Elin mit den Leiden aussöhnen zu können, welche Sie ihr geschaffen haben, und es dahin zu bringen, daß sie die ihr gebührende Genugthuung erhält."

„Und diese Genugthuung soll darin bestehen, daß . . ."

„Sie derselben Ihr Herz geben und sie als Ihre Gattin anerkennen."

„Madame, einen Augenblick angenommen, daß

ich meinen tief eingewurzelten Widerwillen gegen dieselbe überwinden könnte, daß ich ihr sogar alle Rechte einer Gattin, selbst mein Herz und mein Leben schenken könnte, wer sagt Ihnen, daß es für sie ein Glück wäre, mit mir wieder vereinigt zu werden? Sie glauben vielleicht, daß sie mir aus Liebe die Hand gereicht hat. Sie irren sich, sie that es aus Mitleid, aus ... gleich viel was, aber auch nicht ein Funke von Liebe ist dabei mituntergelaufen. Wäre es nicht das Beste für uns beide, die Freiheit wieder zu erlangen? Sie könnte dann eine Wahl nach ihrem Geschmack treffen, und ich ..."

„Nun, warum reden Sie nicht aus?"

„Ich könnte wagen, wieder auf Glück zu hoffen."

„Aber, Herr Graf, diese tief beleidigte, niedergetretene und vernachlässigte Elin hat, so weit sie zurückdenken kann, nur einen Gegenstand ihrer Liebe gehabt."

„Um so mehr Grund, daß sie diesem Gegenstand getreu bleibt und durch Wiedergewinnung ihrer Freiheit in die Lage versetzt wird, glücklich zu werden."

„Aber dieser Gegenstand sind — Sie!

Stephana's Wangen flammten, und ihre Augen deuteten auf tiefen Ernst, als sie diese Worte aussprach.

Hermann fuhr zurück.

„Was sagen Sie da, Madame?" rief er.

„Die Wahrheit."

„Unmöglich. Sie und ich, wir sind ja kaum so viel zusammen gewesen, daß ich mich nur noch entsinnen kann, wie sie aussieht, und wie sollte sie demnach mich lieben können?"

„Herr Graf, Sie vergessen, daß dieselbe schon als Kind Sie sah und auch das Jahr vor ihrer Vermählung bei Ihrem Aufenthalt in Strömstad mit Ihnen zusammen war, obwohl Sie ihr keine Aufmerksamkeit schenkten. Es ist wahr, daß sie schon als Kind Sie liebte und daß sie niemals einen andern Mann geliebt hat."

„Das wäre schrecklich, und meine Schuld gegen sie würde dadurch noch größer."

Hermann ging eine Weile nachdenklich an Stephana's Seite weiter.

„Ach, Madame, Sie haben zwar mein Mitleid für sie erweckt, sind aber darum doch dem Ziel um Nichts näher gekommen; jede andere Frau außer ihr würde mich vielleicht aus Pflicht- und Ehrgefühl vermocht haben, ihr die Genugthuung, welche sie verdiente, zu gewähren und ihr mein Leben zu widmen; aber zwischen mir und Elin liegt Etwas, das jede Annäherung zwischen uns unmöglich macht. — Mag sein, daß sie mich geliebt hat, aber jetzt thut sie es wenigstens nicht, denn vergeblich suchen Sie bei dieser eiteln, muthwilligen Frau Etwas, das einen geheimen und verzehrenden Kummer andeutet, welchen sie unwillkürlich empfinden würde, wenn sie von dem Mann, den sie liebte, so tief gekränkt, so übel behandelt worden wäre. Ein solches Benehmen von mir, unter solchen Verhältnissen, hätte eine unheilbare Wunde in ihrer Seele zurücklassen müssen, und niemals würde daraus Leichtsinn und Thorheit hervorwachsen."

„Ja, Sie haben Recht, Ihre Handlungsweise hat eine unheilbare Wunde in dem Herzen der Ar-

men zurückgelassen," erwiederte Stephana düster. — „Und diese Jahre endloser Qual soll sie also vergeblich durchlebt haben?"

„Wollen Sie denn behaupten, daß Elin unglücklich ist, oder daß sie an der Seite eines Mannes, der niemals sie lieben kann, dem es im Herzen schwer fallen würde, sie auch nur neben sich zu dulden, glücklich sein wird?"

„Graf Hermann, hören Sie auf, Ihre Worte schmerzen mich," antwortete Stephana mit bebender Stimme.

Hermann sah ihr ins Gesicht, denn der schmerzliche Ton derselben machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

In Stephana's Miene war ein schweres Leiden ausgeprägt, und die Wirkung davon auf Hermann war eine unmittelbare.

„Stephana," sagte er mit leiser und bewegter Stimme, „Sie wissen ja, daß ich mich lieber für mein ganzes Leben in einen Abgrund von Qual stürzen, als Ihnen nur eine Stunde Leidens verursachen würde."

„Eine Stunde Leidens!" wiederholte Stephana mit einem Ton, der ein ganzes Leben von Qual in sich schloß.

„Ja, bei Gott!"

„Sie wären also mir zulieb im Stande, Ihr und Elins Leben zusammenzuknüpfen?"

„Madame, ein solches Opfer werden Sie von mir nicht verlangen."

„Und wenn ich es thäte?"

„Kann Stephana wohl Herrmann zu lebenslänglichem Unglück verurtheilen?"

„Nicht verurtheilen, wohl aber zu beweisen suchen, daß Ehre und Gewissen von ihm erheischt, für seine Pflicht sich zu opfern und zu sühnen, was sein Hochmuth verbrochen hat. Soll diese Sühne einen Werth haben, so muß sie freiwillig geschehen. Aber lassen wir diesen Gegenstand; eines Tags, Herr Graf, werden Sie mir Recht geben und die Pflicht zum Gesetz Ihres Lebens machen. Sie sind ja stolz darauf, ein Edelmann zu sein. Nun wohl, so zeigen Sie sich auch edel in Ihren Handlungen."

„Ich bin auf Nichts stolz, Madame, als daß ich des Besitzes Ihrer Achtung versichert sein darf."

„Sie besitzen mehr — Sie besitzen meine Zuneigung."

„Dieß macht auch mein einziges Glück aus."

XX.

„Stephana," sagte Jacobo ein paar Tage später, „wirst Du mich vermissen, im Fall ich nach England reise?"

„Dich vermissen? Das geschieht allezeit, Du bist ja ein Theil meines bessern Ichs; aber dessen ungeachtet sage ich: reise."

„Ich danke Dir; in einer Woche reise ich ab."

„Und wenn Du zurückkehrst, bist Du genesen?"

„Ich hoffe es; denn Alles wird für mich dann klar sein."

„Wann kehrst Du heim?"

„In einigen Wochen.“

„Wie wird es dann sein?“ fragte Stephana, den Kopf an Jacobo's Schulter lehnend; dann setzte sie hinzu:

„Ich fürchte für Alles, wenn Du nicht an meiner Seite bist.“

„Du kannst die Zukunft nicht fürchten, da Du von so edeln und reinen Motiven geleitet wirst. Glaube mir, Stephana, Du bedarfst keiner Stütze, Du bist stark genug, um Dich auf deine eigene Kraft verlassen zu können.“

„Gott gebe, daß Du Recht hast.“

Das Gespräch wurde durch Elin unterbrochen, welche hastig eintrat.

Sie war beinahe todesbleich und stieß fast hervor:

„Die Gräfin hat einen schweren Blutsturz bekommen; der Graf ist selbst nach dem Doktor geritten, und Helfrid bittet Dich, sogleich zu ihnen zu kommen.“

Kaum hatte Elin das letzte Wort ausgesprochen, so war Stephana durch die Thüre verschwunden.

Elin warf sich in einen Fauteuil und verbarg das Angesicht in den Händen. Sie weinte.

Jacobo stand auf und näherte sich ihr, indem er mit theilnehmender Stimme sagte:

„Was fehlt Dir, Elin?“

Elin hob das Angesicht empor und sprach langsam, mit tiefer Betrübniß:

„Sie stirbt vielleicht.“

„Wir wollen hoffen, daß Gott uns den Schmerz erspart, sie sterben zu sehen, bevor Alles gesühnt ist.“

„Gott! Jacobo, was kümmert sich Gott um mich

oder um das Gewürm, das hier auf Erden kriecht? Nein, wir müssen uns alle selbst helfen und in der Qual, die wir uns zuziehen, untergehen, ohne daß er uns zu Hülfe kommt."

Jacobo betrachtete sie eine Weile schweigend; dann setzte er sich an ihre Seite und sagte:

„Vom Ueberglauben zum Unglauben ist der Schritt leicht. Erinnerst Du Dich, Elin, daß ich Dir das sagte, als Du katholisch wurdest?"

„Ja, Du hattest Recht. Jetzt habe ich gar keinen Glauben."

„Auch wieder eine Uebertreibung, welche keinen Bestand haben kann. Der Fehler, Elin, ist, daß Du niemals Dir klare Rechenschaft gegeben hast, worauf dein Glaube beruhen muß, sondern daß Du blos die Eingebung des Augenblicks auf deine Phantasie einwirken ließest. Stützt sich dein Glaube nicht auf eine feste Ueberzeugung, so ist er unächt und kann Dir niemals einigen Trost gewähren."

Wir verlassen Elin und Jacobo, um uns zu unterrichten, wie es mit der Gräfin steht.

Als Stephana in den Salon trat, kam ihr Helfrid mit verweinten Augen entgegen und sagte:

„Mama wünscht mit Ihnen zu reden; es geht sehr schlecht mit ihr."

Stephana drückte Helfrid die Hände und ging zu der Gräfin hinein, welche mehr einer Todten als Lebenden gleich dalag.

Als sie Stephana gewahr wurde, machte sie eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihr dieselbe reichen.

Stephana eilte an das Bett und faßte sie.

„Ich habe mich sehr nach Ihnen gesehnt," flüsterte sie.

Dann wandte sie sich zu Helfrid mit den Worten: „Verlaß uns, mein Kind, ich wünsche mit Frau Stephensen zu reden."

Helfrid entfernte sich.

Die Gräfin legte ihre Hand auf Stephana's gesenktes Haupt und sagte mit beinahe lautloser Stimme:

„Ich werde bald die lange Reise antreten und in Kurzem vor dem Richterstuhl des Höchsten stehen. Aber ich habe vorher noch viel zu sühnen. Wollen Sie mir beistehen und meine letzte Stunde mir erleichtern?"

„Gebieten Sie! Mein ganzes Leben gehört Ihnen," erwiederte Stephana.

„Wie viel Zeit wird Elina brauchen, um hieher zu kommen?"

„Wollen Sie dieselbe bei sich sehen?"

„Ja."

Eine Weile vermochte Stephana nicht zu sprechen, sondern bückte sich auf der Gräfin Hand und weinte.

Ein leichtes Pochen an der Thüre störte sie.

Es war der Doktor.

„Wie lang werde ich es noch treiben?" fragte die Gräfin, nachdem sie Helfrid und Hermann gebeten hatte, sie mit dem Arzt und Stephana allein zu lassen.

„Bei vollkommener Ruhe kann die Frau Gräfin noch auf einige Wochen rechnen; bei der gegenwärtigen Gemüthsunruhe können die Wochen sich nur in Tage verwandeln."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor; ich werde mich bemühen, noch einige Wochen zu leben."

Der Arzt verschrieb etwas Beruhigendes, und einen Augenblick später befanden sich die Gräfin und Stephana wieder allein.

„Ich verspreche Ihnen, wenn Sie es wünschen, daß Sie Elina wiedersehen sollen. Aber Sie müssen mir gleichfalls Eins versprechen — daß es nicht in Gegenwart Ihrer Kinder geschieht."

„Das verspreche ich um so gerner, weil es auch mein Wunsch ist. Sehen Sie," fuhr die Kranke mit unruhiger und fieberischer Stimme fort: „Ich bin Elina's Mutter. Aber ich will nicht vor meinen geliebtesten Kindern auf meinem Sterbebett bekennen, daß ich sie und mich einer falschen Idee aufgeopfert habe. Hermann ist der Meinung, Elina's Heirath allein sei die Ursache meines Widerwillens gegen sie gewesen; er ahnt nicht, daß sie ein lebendiges Zeugniß von der Pflichtvergessenheit der Mutter gegen sich selbst ist. Helfrid dagegen hat sie für todt gehalten, denn ich gab sie von dem Augenblick an, da sie sich verehelichte, dafür aus. Ich will überdieß nicht im Tode verleugnen, wofür ich gelebt habe, und dadurch meiner Kinder Achtung verwirken. Ich will sterben, getreu meinen Grundsätzen: daß Jedermann, in dessen Adern veredeltes Blut fließt, sich enthalten muß, durch Verbindung mit Bürgerlichen unedle Reiser auf seinen Stammbaum zu pfropfen; aber ich will auf der andern Seite nicht von hinnen scheiden, ohne mein armes Sündenkind an mein Herz geschlossen und dessen Verzeihung für die Härte, die ich geübt, erhalten zu haben.

Auf meinem Grabe mögen die drei Geschwister wieder vereinigt werden. Ich bin dann von hinnen und habe noch im Tode bewiesen, daß ich in meiner aristokratischen Denkart unerschütterlich geblieben bin."

„Sie wollen also Ihre Kinder nicht wissen lassen, daß Sie Ihrer Tochter verziehen haben?" fragte Stephana, indem sie die Gräfin mit einem eigenthümlichen, kummervollen Blick betrachtete.

„Verziehen! Ja, daß ich es gethan habe, werde ich ihnen sagen, aber nicht, daß ich sie wiedergesehen habe; denn einmal, als Hermann für sie bat, erklärte ich, daß ich die Frau des Sängers Wicker niemals als meine Tochter umarmen würde, und diesem Gelübde will ich vor ihm getreu bleiben."

„Und Elin," flüsterte Stephana; „haben Sie nicht ein Wort für dieselbe?"

„Sie ist nicht mein Kind; sie ist meines Sohnes unglückliches Geschick; ich verzeihe ihr das Böse, das sie gethan hat; mehr kann ich nicht."

„Sie wollen also in Ihrer Todesstunde nicht zu vereinigen suchen, was Ihr Stolz getrennt hat?"

„Nein; ich werde meine Grundsätze nicht verleugnen."

Stephana seufzte.

„Weiß Niemand weiter von Elina's wirklicher Herkunft?" fragte die Gräfin mit scheinbarer Anstrengung.

„Nein, Niemand. Graf Runa vertraute mir auf seinem Sterbebett, was ich Ihnen gesagt habe, und übertrug mir Elina als Erbe, indem er mich zugleich bat, derselben Ihre Verzeihung und Ihren Segen auszuwirken."

„Und was Sie wissen, wird mit Ihnen sterben?"

„Ja, bei Gott! Es wird niemals über meine Lippen kommen."

„Ich danke Ihnen, mein Kind."

XXI.

In der Nacht hatte die Gräfin schweres Fieber, und Stephana wachte an ihrer Seite, nachdem sie Helfrid durch vieles Bitten dahin gebracht hatte, sich zur Ruhe zu begeben.

Die Gräfin war eben eingeschlummert, nachdem sie ein Opiumpulver genommen hatte, als die Thüre des Salons aufging und Elin mit furchtsamen Schritten hereinschlich.

Sie war so bleich, daß sie mit der Sterbenden wetteiferte.

Stephana schaute erschrocken auf und flüsterte, als sie dieselbe gewahr wurde:

„Welche Unvorsichtigkeit!"

„Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten. O Stephana, mein Herz will brechen. Es kommt mir vor, als habe ich diese Wochen her, welche ich unter demselben Dach mit ihr zubrachte, eine so gräßliche Tortur durchgemacht, daß ich ganz alt geworden bin. Laß mir den armseligen Trost, hier hinter den Gardinen ihres Bettes zu sitzen."

„Armes Kind," flüsterte Stephana, „setze Dich hieher, aber verhalte Dich still."

Elin gehorchte und nahm auf einem Fauteuil

am obern Ende des Bettes, verborgen durch die Gardinen, ihren Platz.

„Ich traf Hermann im Salon, dort sitzt er;" bemerkte Elin, während ihre Brust sich von einem tiefen Seufzer hob.

„Was sagte er?"

„Er trat mir mit den Worten entgegen: ‚was wollen Sie, Madame?"

„Ich gehe, um einen Platz an dem Krankenbette der Gräfin einzunehmen."

Elin ließ den Kopf sinken und schwieg.

„Nun, ließ er Dich gehen?"

„Nein, er erwiederte mit Ernst: ‚das darf nicht geschehen'; darauf ergriff er meine Hand, um mir es zu verwehren; ich aber machte mich los und trat hier ein, ohne ihm eine Antwort zu geben. — Ach, Stephana, jetzt fängt die Hoffnung an mir zu schwinden, und dann — was soll dann aus mir werden?"

„Muth, Elin, ich hoffe ja."

Stephana war aufgestanden und schlich sich auf den Zehen zu Elin hin. Ihr den Arm um den Hals legend, sprach sie in leisem, flüsterndem Tone mit ihr, und je länger sie sprach, desto ruhiger wurde der Ausdruck in Elin's Angesicht.

Plötzlich rief die Gräfin mit einem Schmerzenslaut:

„Elina, mein Kind, wo bist Du?"

„Hier!" antwortete eine bebende Stimme, und im nächsten Augenblick kniete eine der jungen Frauen am Lager der Gräfin.

Die Andere hielt sich hinter der Bettgardine ver-

borgen, und wir lassen über der Scene, die jetzt folgte, den Vorhang fallen.

. . . .

Eine Woche später wurde die Gräfin Romarhjerta mit all dem ihrem Range gebührenden Pomp zur Erde bestattet.

Im Allgemeinen wegen ihrer strengen Sitten und ihrer ungewöhnlichen Tugenden gerühmt, wurde sie von ihren Kindern tief betrauert, von ihren frühern Untergebenen wenig vermißt.

XXII.

Zwei Monate später, am Schluß des Septembers, saßen Stephana und Helfrid ganz allein im Salon.

„Bleibt Elin lange fort?“ fragte Helfrid.

„Ich hoffe, daß sie mit Jacobo zurückkommen wird. Sie beabsichtigte, sich nur ein paar Wochen aufzuhalten, denn, wie Du weißt, begleitete sie Mamsell Weißhaupt nach Stockholm blos, um ihr dort ein schließliches Lebewohl zu sagen. Nach einem Briefe von Jacobo dürfen wir sie sehr bald hier erwarten, denn er und Elin gedenken die Reise hieher gemeinschaftlich zu machen.

„Ich werde niemals die Zärtlichkeit und Fürsorge vergessen, womit sie Mama in ihren letzten Tagen warten half. Wäret ihr, sie und Du, meiner Mutter eigene Kinder gewesen, ihr hättet derselben nicht mehr Liebe beweisen können.“

Helfrid saß auf einem Schemel zu Stephana's

Füßen und lehnte ihr Haupt an deren Knie, während sie schmeichelnd ihre eine Hand streichelte.

„Ach, Helfrid, sprich nicht davon; glaube mir, wir folgten nur dem Rufe unseres Herzens.“

„Aber, Stephana, Du ahnst vielleicht nicht, in welcher großen Schuld wir bei Elin stehen; wie viel Grund sie hat, uns nicht zu lieben, und dennoch dieses rührende Vergessen alles erlittenen Unrechts gegen die Sterbende.“

„Elin hat somit in deinen Augen gesühnt, daß sie von geringer Geburt ist.“

„Wie wäre es möglich, daran zu denken, wenn man sie einen Beweis so großer Güte ablegen sieht? Wohl hätte ich gewünscht, daß sie einer angesehenen Familie angehörte, denn dann würde niemals dieses unnatürliche Verhältniß zwischen uns und ihr, welches jetzt stattfindet, eingetreten sein; aber niemals kann ich ihre wirklich edle Aufopferung gegen Mama vergessen oder ihre Menschenwürde unterschätzen, weil sie nicht von Adel ist.“

„Ich sehne mich, Jacobo wieder zu sehen,“ sagte Stephana nach einer Pause. „Es sind jetzt drei Monate, daß er fort ist.“

„Ja, Herr Lange reiste ab, ehe Mama von uns schied. War es ein wichtiges Geschäft, das ihn zur Reise veranlaßte?“

„Gewissermaßen, ja. Er reiste nach England, um seine Ruhe wieder zu finden.“

Stephana fühlte, wie Helfrid eine Bewegung machte.

„Seine Ruhe?“ wiederholte sie.

„Jacobo hat ein junges Mädchen in England

geliebt, oder liebt sie vielleicht noch. Schon vor fünf Jahren, während ihre Eltern in Barthen wohnten, wurden sie verlobt. Elise Jonker war damals achtzehn Jahre alt, ein einnehmendes und bezauberndes Kind, nicht eigentlich schön, aber unbeschreiblich liebenswürdig. — Sie und Jacobo sind verwandt, und da er zur Zeit, wo er in Barthen arbeitete, bei ihrer Mutter seine Wohnung hatte, war es natürlich, daß zwischen ihnen eine warme und jugendfrische Zuneigung entstand. Sie verlobten sich miteinander. Elise und ihre Mutter, welche in sehr beschränkten ökonomischen Umständen lebten, erhielten einen Brief aus England, worin der dort ansäßige Bruder von Frau Jonker sie aufforderte, zu ihm zu kommen. Er war reich und unverheirathet. Jacobo und Elise waren ein Jahr verlobt gewesen, als sie sich demzufolge mit dem gegenseitigen Versprechen trennten, einander treu zu bleiben, bis Jacobo durch seine Arbeit sich eine unabhängige ökonomische Stellung geschaffen hätte und seine Braut aus England heimholen könnte."

„Jacobo arbeitete — nein, das ist zu wenig gesagt — er strengte jede Fiber seines Körpers, jeden Gedanken seiner Seele, jede Minute seines Lebens an, um zum Ziele, das er sich vorgesetzt hatte, zu gelangen, das heißt, mit seiner Braut sich vereinigen zu können.

„Nach drei Jahren der Sclaverei und des Kampfes hatte er seinen Zweck erreicht; er war Besitzer eines Kapitals, das ihn in den Stand setzte, mir hieher zu folgen und ein Fabrikgeschäft gründen zu können. — Elisens Briefe waren in dem letzten

Halbjahr ausgeblieben, und einer von ihrer Mutter, kurz vor unserer Abreise von Amerika, war von einem Inhalt, der bei Jacobo große Unruhe erregte, denn er verrieth deutlich, daß Elise im Begriff stand, ihre Treue zu brechen. Bei unserer Ankunft in England war Elise mit ihrem Oheim nach dem Continent abgegangen, und Jacobo erhielt die schmerzliche Nachricht, daß Elise sich mit einem reichen Kaufmann verlobt hatte, und dieß, ohne vorher mit Jacobo gebrochen, oder nur mit einem einzigen Wort ihn in Kenntniß gesetzt zu haben, daß sie ihrem Gelübde untreu geworden. Ja, er hatte sogar noch ihren Verlobungsring."

„Ohne gegen die Mutter ein einziges anklagendes Wort zu äußern, verließ er mit mir England, man kann sagen, mit einer unheilbaren Wunde in seinem redlichen und treuen Herzen."

„Und nun ist er wieder hingereist, um sie zu vermögen, ihr Gelübde gegen ihn zu erfüllen?" fragte Helfrid mit etwas unsicherer Stimme.

„Nein, Helfrid, so ist mein edler Jacobo nicht. Die Frau, welche mit ihm gespielt, hat Nichts mehr von ihm zu hoffen, selbst wenn sie auf ihren Knieen ihn um Vergebung bäte; aber Jacobo liebte von ganzer Seele und besitzt eine gewisse Hartnäckigkeit in seinen Gefühlen, welche bewirkt, daß ihm die Erinnerung an jenes bezaubernde Kind noch theuer ist, welches so oft und viel ihm liebevoll zulächelte und dessen Lippen gegen ihn so manche zärtliche und warme Versicherung aussprachen. Der entzückende und entflohene Traum kehrt unaufhörlich wieder, und deßhalb will er seiner dadurch los werden, daß er

sie sieht, so wie sie jetzt ist, und aus ihrem eigenen Munde vernimmt, sie habe ihren Eid gebrochen und ihre Liebe sei nur ein Spiel gewesen. In England erzählte man, sie sei während der drei Jahre, da Jacobo und sie getrennt waren, schon einmal verlobt gewesen, habe aber auch dieses Verlöbniß zu Gunsten dessen, welches sie nunmehr eingegangen, aufgelöst. Hat sie wirklich ein solches Gaukelspiel mit den Gefühlen Anderer getrieben, so ist sie ein verächtliches Weib, und Jacobo kann nicht mehr eine Person lieben, die er verachten muß. Hat sie dagegen zwingenden Umständen nachgegeben, so wird er mitleidig an sie denken; aber in beiden Fällen war es für seine Ruhe nothwendig, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen, nachdem Alles zwischen ihnen zu Ende ist, um durch diesen letzten Eindruck das gefährliche und liebenswürdige Bild zu verwischen, welches bis jetzt vor seiner Erinnerung stand, und dem seine Phantasie unaufhörlich Nahrung gab."

„Aber wird das Wiedersehen nicht eher seine Liebe fördern als vermindern?"

„Nein, wenn er die Wahrheit klar erkennt und nicht mehr zu zweifeln braucht, dann wird er mittelst seines eigenen Willens sich von Gefühlen losreißen, die er mißbilligen muß; denn niemals wird Jacobo sie überreden, das Wort zu brechen, welches sie jetzt gegeben hat, und sollte sie selbst dazu geneigt sein, so würde er es nicht gestatten. Sie würde dadurch nur noch tiefer in seiner Achtung sinken."

„Ist dieß seine erste und einzige Neigung?"

„Ja, seine erste wirklich tiefe und ernstliche Neigung ist es. — Wohl gab es eine Zeit, wo er

mit der Lebendigkeit des Jünglings sich dem Gefühle hingab, welches ich erweckte, und wo er einen kurzen Traum von Glück an meiner Seite träumte, aber es war eine Jugendillusion, welche sich in eine innige und unauflösliche Freundschaft verwandelte.

„Wie ist es möglich zu lieben, wenn man Dich einmal recht kennen gelernt hat?“

„Das geht leicht, wenn man die Liebe in Freundschaft verwandelt. Jacobo's Liebe zu mir hätte übrigens nie etwas Anderes, außer ein sehr lebhaftes Interesse werden können, als die Umstände es zu dem machten, was es jetzt ist und immerdar verbleiben wird.“

Hier wurde das Gespräch durch Eklund unterbrochen, welcher eintretend meldete, daß die Frau Gräfin, der Lord und Herr Lange so eben angekommen wären.

Einen Augenblick darauf trat Elin ein. Sie umarmte Stephana und Helfrid und rief lachend:

„Was denkt ihr von Lord Charter, dem unausstehlichen Menschen, der bei meiner Ankunft in Stockholm schon vor mir dort ist, obwohl ich denselben in Kungsborg zurückließ? Aber was noch schlimmer: als ich hier die Allee herauffahre, wer glaubt ihr wohl, daß an mir vorüberfährt, als ich schon an Ort und Stelle zu sein glaube? Wiederum Mylord. Und ich gebrauchte doch die Vorsicht, ihn von meiner Abreise aus der Hauptstadt Nichts wissen zu lassen, damit ich der Escorte von ihm überhoben würde.“

„Meine Gnädige,“ bemerkte der Lord, welcher gerade eintrat, „wäre es Ihr ernstlicher Wunsch ge-

wesen, daß ich in Unkunde über Ihre Abreise bliebe, so würden Sie Mamsell Weißhaupt, als Sie von ihr Abschied nahmen, Nichts davon mitgetheilt haben."

Der Lord begrüßte lächelnd Stephana und Helfrid.

„Gesteht," rief Elin, sich in einen Fauteuil werfend, „daß ich mehr als beklagenswerth bin, da ich einen englischen Lord auf Lebenszeit zu meinem Schatten bekommen habe."

„Das ist nicht Ihr Ernst, Frau Gräfin; warum also dergleichen Redensarten im Widerspruch mit Ihren wahren Gedanken?"

„Sind Sie schon wieder in vollem Kampf begriffen?" sagte Stephana lachend. „Elin ist kaum dazu gekommen, uns zu begrüßen, und noch weniger Mamsell Weißhaupts Abschiedskompliment uns auszurichten, denn ich vermuthe, daß sie uns ein solches sandte . . ."

„Eines!" fiel der Lord ein, indem er sich bequem in der Sophaecke zurecht setzte; „nein, ein ganzes Dutzend höchst pathetischer deutscher Herzensergießungen über Ihre Liebenswürdigkeit, Schönheit und Anmuth, von welchen sämmtlichen Eigenschaften sie mit Thränen in den Augen sprach. Mit der Rede über ihre Sehnsucht und ihren Trennungsschmerz will ich Sie verschonen. Da sie mit der in Deutschland allgemein herrschenden Krankheit, nämlich der Schreibsucht, behaftet ist, so dürfen Sie darauf rechnen, in ihrem nächsten Roman eine der Hauptfiguren zu bilden. Alles dieß vergaß die Frau Gräfin Ihnen zu sagen, aus eitel Freude darüber, mich hier zu finden."

„Freude!" wiederholte Elin.

„Lassen Sie uns nicht um Worte streiten, Frau Gräfin; wir verstehen einander. — Sehen Sie, da kommt Ihr Ritter auf der Heimreise. Auf meine Ehre, man könnte sich geneigt fühlen, Mr. Lange für einen Briten zu nehmen."

„Und warum?"

„Weil er sich wie ein wirklicher Gentleman und nicht wie ein Yankee benimmt."

Jacobo begrüßte Stephana mit der gewöhnlichen Herzlichkeit; darauf näherte er sich Helfrid. Sein ganzes Antlitz drückte die innigste Theilnahme aus, und ihre Hand fassend, sagte er:

„Brauche ich Ihnen zu sagen, Fräulein Helfrid, wie tief und innig ich Ihren Kummer mit empfunden habe? Sie fühlen und wissen, daß er mir ebenso zu Herzen gegangen ist, wie wenn es mein eigener gewesen wäre."

„Und doch verließen Sie uns, eben als meine Mutter den letzten bittern Kampf auskämpfte und.."

Helfrid hielt an.

„Und wo ich wußte, wie sehr Sie eines theilnehmenden Wortes bedurften, wollen Sie sagen."

„Ja."

„Ach, ich war zu gut mit dem Schmerz bekannt, um zu wissen, daß jede Bemühung, in dem ersten Augenblick, da wir davon betroffen werden, Trost zu bringen, von dem Herzen abprallt. Meine Ergebenheit gegen Sie würde nicht gehörig verstanden, wenn sie der Worte bedürfte, um ihre Theilnahme auszudrücken. Ich hatte ja kein Recht, Ihren Kummer zu theilen, und denselben zu sehen und nicht wie ein Bruder Ihnen zur Seite stehen zu dürfen,

wäre mir noch peinlicher erschienen als von Ihnen getrennt zu sein. Ich reiste mit der Ueberzeugung ab, daß Sie fühlten, nah oder fern, wären meine Gedanken doch bei Ihnen."

„Das that ich auch; überdieß vernahm ich, daß ein mächtiges Interesse Sie nach England zog."

„Mächtig!" wiederholte Jacobo in traurigem Ton. „Nein ich kann mich nicht einmal rühmen, daß dieses Interesse ein mächtiges gewesen. Es war eine Schwäche, Fräulein Helfrid, folglich Nichts, was meine Abreise hätte entschuldigen können, im Fall ich in der Meinung gestanden wäre, daß ich hier einigen Trost zu bringen vermöchte. Glauben Sie mir, wäre ich mir der Kraft bewußt gewesen, Ihren Schmerz zu lindern, so hätte kein persönliches Interesse von meiner Seite mich bestimmen können, von hier abzugehen. Nun wußte ich, daß meine Gegenwart oder Abwesenheit an Ihrem Schmerz Nichts ändern würde. Ueberdieß war Stephana an Ihrer Seite, und wo sie ist, da gibt es auch wahrhaften Trost. Meine Gedanken waren unaufhörlich hier. Als ich Sie wiedersah, dünkte es mir, als sähe ich einen Theil meiner Seele wieder, den ich auf der Reise vermißt hatte."

Helfrid erröthete bei diesen Worten, aber Jacobo setzte mit derselben unnachahmlichen Ruhe, welche bewirkte, daß auch die wärmsten Versicherungen von seiner Seite etwas rein Freundschaftliches erhielten, was jedem Gedanken an deren Ursprung aus einer wärmeren Empfindung zurückdrängte, hinzu:

„Sie haben mich daran gewöhnt, Sie als eine jüngere Schwester zu betrachten, in deren spiegelkla-

rem Innern ich jeden reinen und edeln Gedanken, der in mir aufsteigt, gern wiederfinde. Sie sind ein Kind, Fräulein Helfrid, in dessen unerfahrnem und unschuldigem Herzen ich die schöne und glückliche Zeit wieder zu sehen mir einbilde, welche wir, Stephana und ich, hinter uns gelassen haben, und Sie führen mir die Erinnerung an die goldenen Tage meiner ersten Jugend zurück, da Leiden und Sorgen mir Fremdlinge waren."

„Sind denn diese mir etwa fremd?"

„Ja, die Leiden, welche von falscher Berechnung des Lebens und der Menschen ausgehen, welche aus getäuschten Illusionen und bittern Erfahrungen entspringen, sind Ihnen unbekannt; mir aber haben dieselben, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Jugend meiner Seele geraubt."

„Das merkt man nicht, wenn man Sie mit glühender Wärme von der Entwicklung und den Fortschritten der Menschheit reden hört. Da sind Sie noch so jung an Seele wie an Jahren."

„Ja, ich bin dieß in Allem, außer in dem Glauben an die Träume des Lebens. Ich gehöre nicht zu denen, welche Misanthropen werden, darum weil sie unglücklich gewesen sind. Nein, das Leben ist voll Werth für mich, die Menschen umfasse ich noch mit demselben Interesse; ich denke im Allgemeinen, wie Rückert sagt. *)

„Wenn Du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen."

---

*) In seinen Gedichten unter dem Titel: Angereihte Perlen.
A. d. U.

„Und ich liebe das Leben, wie der, welcher es in seiner wirklichen Gestalt kennt, ohne davon alle jene überspannten Begriffe zu haben, welche Ihnen noch in Ihrem Alter eigen sind."

„Ihre Reise scheint Sie nicht gut gestimmt zu haben," bemerkte Helfrid und betrachtete Jacobo's bleiches und kummervolles Angesicht."

„Im Gegentheil, ich gleiche einem Patienten, welcher eine schwere Operation durchgemacht hat und wieder hergestellt ist. Obwohl er nach derselben noch nicht recht zu Kräften gekommen, ist er dennoch kurirt."

„Vollkommen?" fragte Helfrid.

„Ja, vollkommen. Ich habe nur noch die Erinnerung an den Schmerz, aber nicht mehr den Schmerz selbst. Jetzt bleibt nur übrig, einen neuen Grund zu suchen, um das Gebäude meines Glücks darauf zu errichten; aber dießmal will ich es nicht auf lockerem Sand aufführen."

In diesem Augenblick fiel sein Auge auf Stephana. Helfrid folgte der Richtung seines Blicks und sagte:

„Wer seine Hoffnung auf diese setzt, der baut nicht auf Sand."

„Nein, bei Gott, erwiederte Jacobo, während seine Augen die wärmste Anhänglichkeit ausdrückten, „er hat auf einen Fels gebaut. An ihrer Seite wandeln Liebe und Treue. Der Besitz ihres Herzens würde eine ganze Welt aufwiegen."

Helfrid unterdrückte einen Seufzer und verließ ihn.

XXII.

Am Abend, als Alles sich getrennt hatte, saßen Jacobo und Stephana allein im Salon.

„Ich brauche Dich kaum zu fragen, ob Du geheilt bist. Ich habe es bei dem ersten Blick gesehen," begann Stephana und fuhr ihm mit der Hand über die Stirne.

„Sie ist also treulos gewesen?"

„Ja, und zwar bis ins Herz hinein," erwiederte Jacobo langsam. „Es lag kein bewegender Grund vor, der sie so zu handeln zwang, wie sie gethan. Im Gegentheil, ihre Mutter, ihr Oheim, alle suchten sie zu überreden, ihrem Gelübde gegen mich treu zu bleiben, aber getrieben von der Begierde, in eine glänzendere Lebensstellung zu gelangen, verlobte sie sich zuerst mit einem jungen Engländer, welcher für sehr reich galt; aber als sein Vater kurz hernach starb und sich fand, daß kein Vermögen da war, gab sie ihn auf und ließ sich in ein Verhältniß mit dem ein, welchem sie nun ihre Hand reichen wird."

„Hat sie Dir das selbst gesagt?"

„Ja, obwohl mit andern Worten. Höre, wie sie raisonnirt: ‚Ich kann mir kein Glück ohne Reichthum denken, und ich besitze nicht die Kraft, einzig und allein von der Liebe glücklich zu sein. Meine Seele dürstet darnach, die Freuden des Lebens zu genießen, und ich bin der Entsagung nicht mächtig.' — Dieß sind ihre eigenen Worte. Sie versicherte mich, sie habe unsere Liebe nie anders als eine Kinderei, als ein Spiel betrachtet und selbst ge-

glaubt, ich würde meinerseits auch so klug gewesen sein und darauf gedacht haben, eine vortheilhafte Partie zu machen. ‚Was ist die Liebe, bester Jacobo, als die letzte unserer Kinderfreuden‘ sagte sie. ‚Wir überlassen uns dem Reize derselben, bis der Verstand zur Reife gekommen ist; aber wenn wir ein klares Bild vom Leben erhalten, so werfen wir diesen letzten Ueberrest unserer Kindheit von uns.‘ — Du siehst wohl ein, daß die Elise, welche so redete, ganz dazu angethan war, das Andenken an die, welche ich ehmals liebte, auszutilgen. Sie riß auch die letzte Erinnerung an meinen entflohenen Jugendtraum aus meinem Herzen, und ich schleuderte weit von mir die Schwäche, welche mich an die Zeit gefesselt hatte, die nun dahin ist und mir verhaßt erschien, seitdem sich jene in ihrer wahren Gestalt mir darstellte.“

„Du bist also ganz und gar kurirt?“

„Ja, ganz und gar“

„Und dein Herz wird wieder . . .“

„Zur Thätigkeit zurückkehren. Meine Seele wird mit ihrer frühern vollen Energie die Arbeit umfassen und sich derselben widmen. Ich machte auch eine Reise durch alle Manufakturstädte Englands, nahm alle Fabriken in Augenschein, und bereicherte auf diese Art meine Kenntnisse mit neuen Ideen und meine Seele mit neuen Interessen.“

„Und neuen Hoffnungen auf das Leben?“

„Ja, aber sie beruhen nicht auf einer Frau.“

„Davon wollen wir ein anderes Mal sprechen.“

Jacobo stand auf, um Stephana gute Nacht zu sagen.

„Ich habe den Grafen noch nicht gesehen; hat er Kungsborg verlassen?“

„Nein, er hat nur eine Reise angetreten, um in dem ehemaligen Grafenschlosse eine mechanische Werkstätte einzurichten. Seine Gegenwart bei diesem Geschäft ist nothwendig gewesen.“

„Nun, was hielt er von dem Testamente des Grafen Runa?“ fragte Jacobo lächelnd.

„Ach, Jacobo, was ihm vor zwei Jahren als ein Schimpf vorgekommen wäre, das betrachtet er jetzt mit ganz andern Augen. Derselbe Hermann Romarhjerta, welcher in seiner frühesten Jugend es als eine Entehrung angesehen hätte, wenn er genöthigt worden wäre, durch materielle Arbeit sich einen Verdienst zu schaffen, ergreift jetzt mit warmem Interesse die im Testamente ausgesprochene Idee, daß das Vermögen zu materiellen Zwecken angewendet werde. Er sieht ein, daß die getrennten Standesinteressen die größten Hindernisse für den nationalen Wohlstand sind, und daß, wenn man eine Nation auf der Bahn der Civilisation und Veredlung vorwärts bringen will, die Interessen von den höchsten bis zu den niedrigsten gemeinsam sein müssen. Desgleichen hat er jetzt vollkommen klar erfaßt, daß die Arbeit nicht erniedrigt, sondern, daß sie es ist, welche das Gemeinwesen aufrecht erhält, und daß ein Staat dadurch in materieller und intellektueller Hinsicht steigt. wenn jedes Glied desselben sich durch Betriebsamkeit zu vervollkommnen sucht. Es ist also Pflicht der Reichen, ihre Schätze so anzuwenden, daß sie, den Arbeitern Mittel zum Verdienst bietend, zu einer Quelle des Segens für das Allgemeine werden.

Bisher hat der Adel den verzehrenden Theil der Bevölkerung ausgemacht, und jeder hochgeborne Faullenzer es für seine Pflicht gehalten, die Hände in den Schooß zu legen und das zu verschwenden, was der Unterthan mit Schweiß und Mühe für ihn zusammen raffte; dabei nur daran gedacht, den größtmöglichen Gewinn von dem Arbeiter gegen möglichst geringe Bezahlung zu ziehen. Alles das Unglückliche und Naturwidrige in diesem Verhältniß hat Hermann nun einsehen gelernt, seitdem er selbst die Probe an sich gemacht hat, wie elend der daran ist, welcher kein anderes Erbe als den Grafentitel und einen prunkenden Namen besitzt, wenn die Noth an seine Thüre klopft. Es war niemals Herz und Verstand, woran es Hermann fehlte; sie waren beide nur durch Gewohnheit und Vorurtheil mißleitet."

„Und Du glaubst nun, daß er in Allem als ein Mann von Ehre und Herz sich zeigen wird?"

„Ja, Jacobo, ich glaube so fest daran, daß ich sterben würde, im Fall ich mich verrechnet hätte. — Gute Nacht, mein Freund!"

Sie reichte ihm die Hand und sie trennten sich.

XXIII.

Einige Tage später waren Alle im großen Salon versammelt. Jacobo hatte mit besonderem Interesse über die amerikanische Selbstständigkeit gesprochen, und davon war man zu den aristokratischen Principien übergegangen.

„Es läßt sich unmöglich bestreiten, daß in der

Grundidee des Adels ein erhabener Gedanke liegt," sagte Helfrid, „denn er stützt sich auf das Bestreben, den Menschen zu veredeln. Wenn wir annehmen, daß die Eigenschaften der Seele sich durch Gewohnheiten veredeln und zu einer höhern Entwicklung gelangen, so ist das Princip des Adels wahr und richtig."

„Ja, wenn durch den Adel die höhern und edlern Eigenschaften der Seele geübt würden," entgegnete Jacobo, „aber der Fehler liegt eben darin, daß es das rein Egoistische ist, was von den Kinderjahren an bei ihm Nahrung findet. Eine hohe Meinung von dem eigenen Werthe, ein thörichter Stolz auf ererbten Titel, großer Anspruch auf Vorrechte im öffentlichen wie im Privatleben, sammt einem hohen Grad von Geringschätzung gegen diejenigen, welche niedriger stehen: — sehen Sie, das sind die Eigenschaften, welche bei dem Adelsstande eingeübt werden. Derjenige, welche durch Fleiß und Arbeit sich Unabhängigkeit und Selbstständigkeit verschafft hat, wird von dem Müssiggänger über die Achsel angesehen, welcher nur vergeudet, was er ererbt hat, ohne es durch Arbeit zu Etwas zu bringen. Bedenken Sie nur, Fräulein Helfrid, wie Sie von Kindheit an gewohnt waren, mit einer gewissen Verachtung alle die Personen zu benennen, welche sich durch Arbeit zu einer Stellung im Leben emporgeschwungen hatten."

„Ja," fiel Elin ein, „erinnern Sie sich nur, wie man den Kapitän Martenson immer nur den Emporkömmling nannte, und dennoch, wie viel Männer hast Du wohl gekannt, welche einen so

durchaus redlichen und achtungswerthen Chararakter besaßen? Hatte er es nicht verdient, als ein Mann angesehen zu werden, welchem ein Jeder seine Achtung schenken mußte?"

„Das thaten ja aber alle," antwortete Helfrid mit einem Ton, welcher verrieth, daß sie dieses Thema peinlich fand.

„Nein, Du irrst Dich, nicht sein Charakter, sondern sein Geld war es, welchem man Achtung schenkte; vor diesem verbeugte sich auch der stolzeste Mann; aber dieß hinderte nicht, daß derselbe Mann, im Fall er dem höhern Adel angehörte, seine Ehre und seinen Frieden mit Füßen trat."

Elin hatte mit einem Ausdruck von Strenge gesprochen, welche ihrer Stimme etwas Scharfes gab.

Stephana wechselte die Farbe.

Hermann's Stirne verfinsterte sich.

Jacobo gab dem Gespräch eine andere Wendung, indem er es wieder auf das Gebiet des Allgemeinen zurückführte.

„Frau Gräfin," fiel Lord Charter plötzlich ein, welcher bis jetzt still dagesessen war und in einem Buch geblättert hatte, „war das nicht ein Verwandter von Ihrer Mistreß Martenson?"

„Ja, Mylord."

„Sie war eine sehr schöne Dame. Schade, daß sie so jung starb."

Der Lord, ein Mann von sechs- bis siebenunddreißig Jahren von einem ächt angelsächsischen Aussehen, war ein vollkommen schöner Mann, hochgewachsen, schlank und steif, wie es einem Briten ansteht. Seinem ganzen Charakter nach Gentleman,

aber von verschlossener und eigensinniger Gemüthsart, hatte er einen starken Anstrich von jener Manie, welche man so oft bei Engländern antrifft. Er hätte wie einer seiner Landsleute zehn Jahre lang hinsitzen und einen verfallenen Kirchthum anstarren können, wenn es ihm in den Sinn gekommen wäre, ihn völlig einstürzen zu sehen.

Etwas Aehnliches war es, das ihn nach Kungsborg geführt hatte und bewirkte, daß er dort verweilte, ohne viel Wesens aus sich zu machen, oder zu wünschen, daß es von Seiten Anderer geschah.

Er wartete — worauf, werden wir bald erfahren.

Stephana schlug vor, ein wenig Musik zu machen; und während Helfrid und Jacobo ein Duett sangen, trat Hermann zu Lord Charter und sagte:

„Sie sind also, Mylord, mit Frau Martenson zusammengetroffen. Wie und wann?“

„Es war in demselben Jahre, wo ich zum ersten Mal die Gräfin sah, das heißt, vor eilf Jahren. Ich hielt mich damals in Pisa auf, und dort machte ich die Bekanntschaft von Mr. Martenson und seiner Frau. Sie war sehr krank und starb, so lang wir noch in Pisa waren.“

„Woran starb sie?“

„Aus Gram, möchte ich sagen, denn sie sah wie ein Bild des Kummers aus.“

„Frau Martenson starb an der Lungenschwindsucht,“ fiel Elin ein, welche hinter Hermann saß.

Als der Graf sich dem Lord näherte, hatte Elin auf der andern Seite des Zimmers sich niedergelassen, und dem Grafen war es entgangen, daß sie ihren Platz wechselte.

„Sie haben Recht, Frau Gräfin, sie starb an der Schwindsucht, aber die Schwindsucht war eine Folge von Kummer," entgegnete der Lord, ohne von dem Buche, worin er blätterte, aufzuschauen.

„Woher wissen Sie, Mylord, daß sie vor Kummer die Lungenschwindsucht bekam?" fragte Elin mit gerunzelter Stirne.

„Weil alle unglücklich liebenden, schlecht verheiratheten, von ihren Liebhabern aufgegebenen Frauen lungenkrank werden. Noch niemals ist jemand, der sich in normalem Gemüthszustande befand, davon befallen worden. Sie, Frau Gräfin, werden niemals dieser heillosen Krankheit ausgesetzt."

„So—, woher wissen Sie das?"

„Weil Sie viel zu launenhaft sind, um einer solchen Schwäche wie einem unheilbaren Kummer zu verfallen."

Hermann hatte sich zurückgezogen, und Elin setzte sich auf den Sopha neben den Lord.

„Also ich bin launenhaft?"

„Unendlich."

„Sie sind nicht artig Mylord."

„Das haben Sie schon seit zehn Jahren gesagt, Frau Gräfin."

„Und dennoch bessern Sie sich nicht."

„Ich mache es wie Sie — ich bleibe mir gleich."

Der Lord sah Elin mit einem Lächeln an, das etwas Humoristisches hatte.

„Und wenn ich so unendlich launenhaft bin, warum folgen Sie mir denn wie mein Schatten?" fragte Elin, indem sie ganz gleichgültig mit einigen Blumen spielte.

„Mein Gott, weil ich Sie liebe. Das habe ich Ihnen schon zehn Jahre lang gesagt."

„Eine launenhafte Liebe!"

„Gerade darum liebe ich Sie. Zudem sind Sie sehr kokett, bis zu einem Grade, daß Sie einen wahnsinnig machen können."

„Und doch lieben Sie mich?"

„Ja gewiß, denn wären Sie nicht launisch, unbeständig und kokett, so würden Sie mich nicht plagen; und plagten Sie mich nicht, so hätte ich unerträgliche Langeweile, und dann wäre es für mich unmöglich, Sie zu lieben. Ich fand niemals Gefallen daran, Engel zu Frauen und Lämmer zu Pferden zu haben."

„Von Pferden und Frauen zusammen zu reden! Wissen Sie was, Mylord, ich verbiete Ihnen, in meiner Nähe zu weilen."

„Das mögen Sie thun, aber ich denke nicht daran, Ihnen zu gehorchen. Das wissen Sie."

„Aber sagen Sie mir doch, warum verfolgen Sie mich?"

„Ich folge Ihnen blos, ich verfolge Sie nicht."

„Warum?"

„Sie wissen es; weil ich beschlossen habe, daß Sie Lady Charter werden sollen."

„Wirklich! Dann rechnen Sie darauf, mir noch zehn Jahre nachzureisen."

„Mag sein, und wenn es zwanzig wären."

„Sie sind unverbesserlich."

„Ganz wie Sie, nur mit dem Unterschiede, daß ich niemals von einem Vorsatz abgehe, Sie aber immerdar."

„Eh bien, das ist mein Recht.“

„Und das meinige, auszuführen, was ich beschlossen habe.“

Der Lord schlug das Buch zu und nahm mit der größten Ruhe von der Welt ein anderes.

Elin betrachtete ihn halb lächelnd, halb verdrießlich.

„Ich kenne keinen Menschen, der mich so erzürnt, wie Sie,“ nahm Elin wieder das Wort.

„Und ich keinen, der mich so plagt wie Sie, Frau Gräfin.“

„Aber können Sie denn nicht nach Ihrem langweiligen England reisen und mich von einem unaufhörlichen Aerger, sich selbst von einer Plage befreien?“

„Davor werde ich mich wohl hüten, denn eben diese Plage ist es, welche ich suche.“

„Aber ich suche nicht den Aerger; diesen verursachen Sie mir, ohne daß ich ihn haben will.“

„Sie irren sich, Frau Gräfin, Sie würden es ebenso langweilig finden, wie ich, wenn wir von einander schieden.“

„Am Ende behaupten Sie gar, daß ich in Sie verliebt sei?“

„Ach nein, Sie können nicht lieben, so wenig als Sie sich grämen können; dazu sind Sie zu unbeständig.“

„Ich kann mich nicht grämen?“

„Ganz und gar nicht; denn den einen Tag sind Sie in Thränen aufgelöst, verzweifelnd und trostlos, den andern Tag ist der Gram vergessen und

die Freude an dessen Stelle getreten. Aber gerade dieses Flüchtige in Ihrer Gemüthsart gefällt mir."

Während Lord Charter und Elin in dieser Weise fortplauderten, hatte Hermann neben Stephana Platz genommen.

„Glauben Sie, Madame, daß eine Frau, welche einen Mann liebt, ganz ungescheut im Gespräch einen Gegenstand berührt, der für ihn zu den unerträglichsten gehört?"

„Ich glaube, wenn sie es thut, so geschieht es darum, weil sie weiß, daß dieser Mann sich schwer versündigt hat."

„Jetzt sind Sie nicht gerecht. Finden Sie Elins Benehmen zartfühlend?"

„Sie sprach eine Ueberzeugung aus; das war Alles."

„Ach, Madame, was wollte ich nicht geben, wenn ich aus meinem vergangenen Leben eine einzige Handlung austilgen könnte; und gerade von dieser hassenswerthen und schlechten Handlung weiß sie."

Hermann fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

Stephana betrachtete ihn mit einem zärtlichen Blick.

„Eine schlechte Handlung, sagen Sie. Sollte Hermann Romarhjerta einer solchen fähig sein?"

„Hermann's Auge richtete sich auf Stephana, während er antwortete:

„Ja, Madame, dieser stolze Hermann Romarhjerta hat wirklich eine solche Handlung begangen, und Sie wollen, daß er sich mit der einzigen Person verbinden soll, welche davon Kenntniß hat, um täglich vor ihr erröthen zu müssen und stündlich das

Bewußtsein mit sich herumzutragen, daß sie ihn verachtet."

„Die Liebe vergißt und verzeiht," flüsterte Stephana.

„Die Liebe?"

„Ja, oder glauben Sie, daß die Frau, welche von den Kinderjahren an denselben Mann geliebt hat, nicht alle seine Fehler vergißt und verzeiht?"

„Was fehlerhaft ist, liebt man nicht," erwiederte Hermann ernst.

„Dann würden wir niemals lieben, denn ein Vollkommenes gibt es nicht. Sie selbst, Herr Graf, können nicht sagen, daß Sie nur das geliebt haben, was nicht fehlerhaft gewesen."

„Ich habe nur einmal geliebt, und da . . ."

„Nun?"

„Sah ich keinen Fehler."

„Aber Sie entdeckten dergleichen?"

„Das ist noch nicht geschehen, und sollte es eines Tags der Fall sein, so weiß ich doch, daß die Fehler von den Tugenden überwogen werden."

„So denkt Elin von Ihnen."

„Elin und immer Elin! Betrachten Sie dieselbe nur, wie sie dort sitzt und mit dem Lord sich unterhält; — sieht sie aus, als ob sie eine unglückliche Liebe im Herzen bärge?"

„Darauf vermag ich keine Antwort zu geben. Was ich weiß, ist, daß Elin von ganzer Seele, mit jedem Schlag ihres Herzens Sie geliebt hat und noch liebt."

Stephana's Stimme bebte, ihr Angesicht hatte

einen wunderbaren Ausdruck, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Elin lächelt, Sie weinen, und Elin's Sache ist es, die Sie führen. Um ihretwillen sollte ich versuchen ...“

„Sie sind Elin Ihr Leben schuldin,“ sagte Stephana ernst. „Dieß will ich Ihnen dadurch beweisen, daß ich Ihnen erzähle, was sie gelitten hat.“

XXIV.

Einige Tage später hatte Elin Kopfschmerz und hielt sich auf ihrem Zimmer. Helfrid und Jane hatten sich zu ihr begeben, um ihr vorzulesen.

Lord Charter ritt Mittags nach Akersnäs, um die Stunden bis zum Abend bei Jacobo zuzubringen.

Als Eklund die Lichter im Salon angezündet hatte, trat Stephana ein, und als der alte Diener fragte, wo der Thee servirt werden sollte, antwortete sie:

„Den andern Damen lassen Sie ihn bei der Gräfin serviren; ich trinke ihn hier. Seien Sie so gut, zu dem Grafen hinunterzugehen, und bitten Sie ihn, zu mir zu kommen, ich wünsche ihn zu sprechen.“

„Soll geschehen. Der Herr Graf trinkt also auch hier?“

„Ja,“ erwiederte Stephana und setzte sich auf einen der Sopha's, vor welchem ein Tisch mit einem Kandelaber stand.

Eine Weile hernach trat Hermann ein.

„Heute Abend habe ich beschlossen, Herr Graf, daß Sie sich mit meiner Gesellschaft begnügen sollen," äußerte Stephana und reichte ihm die Hand, ohne aufzustehen.

„Sie wissen wohl, Madame, daß dieß eine Gesellschaft ist, welche ich jeder andern vorziehe," antwortete der Graf, indem er die dargebotene Hand küßte und sich in einen Fauteuil neben dem Sopha setzte.

„Wissen Sie, warum ich Elin verlassen habe, um so hier unter vier Augen in Ihrer Gesellschaft zu sein?"

„Nein, aber sicherlich haben Sie einen triftigen Grund dazu, denn ich weiß nur zu wohl, daß...."

„Daß — was?"

„Daß Ihr Gefühl Sie nicht hieher führt."

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf, Sie gerathen da in Widersprüche. Erinnern Sie sich, daß Sie einmal behaupteten, wir Menschen handeln immerdar unter der Eingebung unserer Gefühle."

„Das ist wahr, und bei dieser Behauptung bleibe ich auch jetzt noch; aber mit dem Gefühle meinte ich die Stimme des Herzens."

„Und auf diese Stimme, glauben Sie, vermag ich nicht zu hören?"

„Die Elemente, von welchen Sie regiert werden, sind Verstand und Güte. Jeden andern Einfluß verwerfen Sie, und jedes andere Gefühl ersticken Sie."

„Herr Graf, wenn ich Ihnen eines Tags meine Geschichte erzählen wollte, würden Sie genöthigt sein, sich selbst Unrecht zu geben. Ich bin ganz und

gar nicht das Muster von Vollkommenheit, wofür Sie mich ansehen. — Doch wozu von mir reden, da es etwas ganz Anderes war, was ich zum Gegenstand unseres Gesprächs zu machen wünschte. Ich möchte mir nämlich Ihre Aufmerksamkeit für eine Erzählung erbitten, welche ich Ihnen mitzutheilen beabsichtige. Wollen Sie mich anhören?"

„Ja, Madame," antwortete Hermann mit einem beinahe kalten Blick auf Stephana.

Sie bemerkte die Veränderung, welche in seiner Miene vorging, sehr wohl, stellte sich aber, als ob sie dieselbe nicht gewahr würde.

„Vor ein paar Abenden hatten wir, Sie und ich, einen Streit über Elin, ohne daß wir zu einem klaren Resultat über die künftige Stellung von ihr und Ihnen gelangten. So viel ist gewiß, daß Sie niemals dieselbe zu verstehen lernen werden, bevor Sie klar einsehen, wie unglücklich jene gewesen. Ich bin sogar vollkommen versichert, daß Sie keinen Augenblick mit sich in Zweifel sein werden, wenn Sie erst Kenntniß von den Leiden haben, welche dieselbe durchgemacht hat; denn es gibt viel, was Sie nicht ahnen, und was grausam erscheinen muß, wenn man bedenkt, wie jung und unerfahren sie in jenes ganze schiefe Verhältniß geworfen wurde, welches für sie das Leben so bitter machen sollte. Verzeihen Sie daher, wenn ich in meiner Erzählung Dinge wiederhole, welche Sie bereits kennen; aber dieß ist nothwendig, sofern mir darum zu thun ist, daß Sie ein klares Bild von der Vergangenheit erhalten. Versprechen Sie mir zugleich, meine Worte ohne ein Gefühl von Bitterkeit anzuhören. Vergessen Sie, daß

ich von der Enkelin des Hammerschmids rede, und denken Sie blos daran, daß es das traurige Gemälde von dem Leiden einer Frau ist, welches ich vor Ihnen entrolle.“

„Elins Geschichte ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Dacapo im Kleinen von der Unbarmherzigkeit des Adels gegen das Volk. Auf der einen Seite steht ein Mann von Geburt, welcher in seiner stolzen Verachtung gegen die Stände unter ihm eine Frau aus dem Volk die ganze Liste öffentlicher und geheimer Demüthigungen und Leiden durchgehen läßt, einzig und allein deßhalb, weil er ihre Herkunft verachtet. Und dieß, Herr Graf, findet statt in der aufgeklärten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts.“

Stephana reichte Hermann die Hand, indem sie hinzusetzte:

„Es ist der übermüthige Hermann Romarhjerta, welcher in meiner Geschichte die Hauptrolle spielt, nicht der wirkliche Edelmann, den ich kennen und achten gelernt habe, der mich beinahe mit dem Adel ausgesöhnt und Vieles vergessen gemacht hat, was ich niemals vergessen zu können mir einbildete.

„Habe ich Sie mit dem Adel versöhnt, so haben Sie dagegen mich denselben gering zu schätzen gelehrt,“ antwortete Hermann mit einem bittern Lächeln. „Ja noch mehr, Sie haben mich gelehrt, meinen eigenen Uebermuth zu verachten.“

„Dann habe ich über Ihren schlimmern Menschen gesiegt, und der bessere wird hinfort der Leiter Ihrer Handlungen sein.“

„Madame, die Sonne schmelzt das Eis, aber ver-

wandelt es niemals in Feuer; und doch ist es dieß, was Sie zu Stande bringen wollen, indem Sie von meinem verschwundenen Hochmuth hoffen, daß ein Gefühl so warm und mächtig entstehen soll, um die getrennten Bande wieder zusammenzuknüpfen. Ueberdieß wissen Sie, was für einen gewaltigen Feind dieses Sieges Sie in meiner eigenen Brust haben? Wissen Sie, wie aufrührerisch mein Herz ist?"

„Ich weiß es; aber jener Sir Edward, mit welchem ich Sie zusammenstellte, hat für seine Pflicht die wärmsten Gefühle seines Herzens geopfert."

„Sir Edward hatte Sie niemals gesehen und kennen gelernt."

„Lassen wir davon ab, um wieder auf Elins Geschichte überzugehen."

„Sie wissen vielleicht, daß dieselbe, gleich nach ihres Vaters Verheirathung mit Selma Fries, nach der Hauptstadt in eine Pension gebracht wurde. Was Sie aber nicht wissen, ist, daß Elin zwei, alle andern verschlingenden Gefühle dahin mitnahm. Das Eine war ihre an Abgötterei grenzende Liebe zu dem Vater, das Andere eine kindliche und schwärmerische Bewunderung für den Grafen Hermann."

„Elin war mit vierzehn Jahren ein schweigsames und träumerisches Kind, verschlossen und unzugänglich, mit einem vor der Zeit gereiften Denkvermögen und dem Saamen zu tiefen und heftigen Leidenschaften. Es war, als ob die allzu schnelle Entwicklung ihrer Seele unvortheilhaft oder vielmehr abzehrend auf ihre physische Natur wirkte, denn ihr ganzes Aeußere stand in seiner Ausbildung still und fand während des eingeschlossenen Pensionslebens auch

keine passende Gelegenheit zu einer wohlthätigen Förderung von Gesundheit und Kraft. Sie glich einem Topfgewächs, dessen Stengel in die Höhe treibt, dessen Blätter aber klein und dünn bleiben, denn die Wurzel ist in einem allzu engen Raum eingezwängt."

„Wenn es dagegen Elin in der Pension an genügender Luft, Bewegung und Freiheit gebrach, so erhielt sie eine desto gefährlichere Nahrung für ihre ohnedieß frühreifen Gefühle und Gedanken. Ihre Pensionskamerädinnen versahen sie nämlich mit Romanlektüre, welche ohne alle Beurtheilung gewählt wurde, denn sie machte eine Contrebande aus, welche die Mädchen ohne Erlaubniß der Lehrerinnen sich zu verschaffen wußten. Während sie all das Gift einsog, welches solche Lektüre einem jungen Herzen unvermerkt beibringt, verwandelte sich Elins ursprünglich kindliche Bewunderung für Hermann in einen Traum, den sie romanhaft zu gestalten suchte. In ihrer Einbildung wurde er der Held, und sie selbst spielte die Rolle der Heldin."

„Während sie in der Schule arbeitete, an ihrem Schreibpulte oder Stickrahmen saß, führte sie einen Roman nach dem andern auf, welche sich alle darum drehten, daß sie und der Graf in einigen Jahren zusammentreffen würden. Dann würde sie schön sein und er sich heftig in das einnehmende Mädchen verlieben u. s. w., u. s. w."

„Sie sehen leicht ein, daß diese stille Träumerei, welche sie völlig in sich verschloß, ohne einem der andern Mädchen von ihren kindlichen Phantasien Etwas zu sagen, eben ihre Einbildung um so höher

und bis zum Uebermaß steigerte, je mehr sie sich einsam und von Jedermann verlassen fühlte, denn ihr Vater erfreute sie höchst selten mit einigen Zeilen."

„Sie beweinte den Verlust von ihres Vaters Liebe, während sie ohne Widerstand ihren Phantasien in Bezug auf den Grafen sich hingab."

„So verflossen zwei Jahre, und im Alter von sechszehn wurde Elins ganzes Herz von einem Gefühl beherrscht, welches sie zu Etwas wie Leidenschaft hinaufgetrieben hatte. Es war damals, als sie in Gesellschaft ihrer Stiefmutter mit Ihnen zu Strömstad zusammentraf."

Stephana hielt an. Sie lehnte sich in den Sopha zurück und schloß eine Weile die Augen, als ob sie einen heftigen innern Schmerz unterdrücken wollte.

Hermann saß da, den Kopf auf die Hand gestützt.

Nach einer Pause nahm Stephana wieder das Wort:

„Sie wissen selbst, mit welcher heftigen Leidenschaft Sie Elins Stiefmutter liebten, und wie schwach dieselbe gegen Sie war. Elin war noch zu jung, um sich Rechenschaft von dem, was um sie herum vorging, oder von der Natur des Verhältnisses, welches zwischen Selma und dem Grafen stattfand, geben zu können. Alles, was sie verstand und einsah, war, daß Sie die Stiefmutter liebten.

„Wollte ich Ihnen erzählen, welche Qualen, stumm und ungeahnt, in Elins Brust tobten, Sie würden das arme Kind tief beklagen, welches aus Mangel an gehöriger Aufsicht und Pflege einer frühreifen

Neigung zum Opfer fiel. Man konnte sagen, daß die sechs Wochen, welche die Badezeit dauerte, eine ganze Ewigkeit unermeßlicher Leiden für das junge Herz in sich schlossen, um so gefährlicher, als sie durch ihre Einbildungskraft noch vervielfältigt wurden, denn sie hatte Niemand, an dessen Brust sie ihr Haupt legen, und dem sie den Schmerz ihrer unerwiederten Liebe und zurückhaltungslosen Eifersucht anvertrauen konnte."

„Jeden Augenblick des Tags in jenen sechs Wochen wiederholte sie sich: ‚Er liebt sie, er weiß kaum, daß ich auf Erden bin.' Dann drückte sie ihre Hände fest auf die Brust und hätte in Thränen zerschmelzen mögen. Sie fürchtete, es möchte Jemand ihren Schmerz ahnen, deßhalb verbarg sie ihn in ihrem Kinderherzen."

„Endlich ging man von Strömstad ab, und Elin blieb wieder in der Pension zurück, mit dem ersten Keim zu einem Seelenleiden, welches durch ihr ganzes Leben hindurchgehen sollte."

„Den einsamen Träumereien innerhalb der Wände des Pensionslokals überlassen, begann Elin aus ihrer unglücklichen Neigung einen neuen Roman zu machen, worin sie selbst wieder die Hauptrolle spielte."

„In ihrer Phantasie führte sie aus, daß der Graf, ihrer Meinung zufolge, unglücklich in die Stiefmutter verliebt und demnach jeder Hoffnung beraubt, in künftiger Zeit, wenn sie, Elin, schön wäre, Zärtlichkeit zu ihr fassen und diese ihn mit den Leiden aussöhnen würde, welche ihm aus der Liebe zu Selma erwuchsen. Nicht einen Augenblick hatte sie dem

Gedanken Raum gegeben, daß die Stiefmutter die Neigung des Grafen theilte. Nein, sie hielt es für eine Unmöglichkeit, daß diejenige, welche ihres Vaters Herz besaß, sich an einen andern Mann hängen könnte. Nach Elins Meinung war ihr Vater ein so unerreichbares Ideal männlicher Vollkommenheit, daß nicht einmal Graf Hermann sich mit ihm messen konnte."

„Ein Jahr verging, dann holte die Stiefmutter Elin aus der Pension und brachte sie nach Hause. Kaum war Elin unter ihres Vaters Dach getreten, so fanden auch Sie daselbst sich ein. Einige Stunden Zusammenseins mit der Stiefmutter klärten die arme Elin darüber auf, daß die Gefühle des Grafen erwiedert wurden, der Vater verrathen und sie selbst um alle Hoffnung gebracht war. Was sie am meisten peinigte, war der Gedanke an ihren Vater; ihr eigenes Leben, ihr ganzes Wohl — Alles hätte sie darum gegeben, um den grausamen Schmerz, zu lieben und sich betrogen zu sehen, ihm zu ersparen.

„Gerade während Elin ihrer eigenen Qual gänzlich vergaß und nur an den Vater dachte, trat dieser in ihr Zimmer und warnte sie vor jedem Versuch, ihrer Mutter behülflich zu sein, im Fall diese auf einen Betrug gegen ihn sänne. Er schloß mit den Worten: „Zuerst würde ich den erschießen, der mich um mein Glück bestohlen hat, und mir dann selbst eine Kugel durch den Kopf jagen.'"

„Damit verließ er das arme Kind, welches noch nicht im Stande war, in diesen verwickelten Umständen sich zurecht zu helfen. Diese Liebe, schon zuvor eine doppelte Plage für das arme Mädchen,

wurde nun zu einem grauenhaften Schreckbild, hinter welchem sie die blutigen Gestalten jener beiden Wesen sah, der einzigen, welche sie liebte und für welche sie gern ihr ganzes Leben und jeden Tropfen ihres Blutes aufgeopfert hätte."

Aus Furcht vor den Folgen, womit der Vater gedroht hatte, ließ Elin nicht einen Augenblick Selma und den Grafen aus den Augen und fing so jene Worte auf, welche bezüglich des im Pavillon bevorstehenden Stelldicheins gewechselt wurden."

„Als man sich getrennt hatte, ging sie zu ihrer Stiefmutter, bat und drohte, um sie zu dem Versprechen der Auflösung ihres Verhältnisses mit dem Grafen zu bewegen; aber da dieselbe sich weigerte, wurde Elin auf einen Augenblick von einem solchen Gefühl der Erbitterung ergriffen, daß sie sich einbildete, sie wäre eher im Stande, Selma das Leben zu nehmen, als das ihres Vaters und des Grafen bloßzustellen."

„Gerade in dem Augenblick, als dieser verzweifelte Gedanke sich ihrer bemächtigte, fuhr es ihr durch den Kopf, sich an Sie zu wenden und wo möglich Sie zu überreden, des Vaters Haus zu verlassen und die Stiefmutter nie mehr zu sehen. Sie wissen, wie dieß gelang."

Abermals hielt Stephana an, und an dem Zittern ihrer Augenwimpern und Lippen ließ sich erkennen, daß die Erzählung ihr große Mühe kostete.

Hermann saß unbeweglich da.

Als sie wieder fortfuhr, war ihre Stimme noch etwas unsicher.

„Gezwungen, zumeist von der Besorgniß, durch

eine Weigerung das wahre Verhältniß aufzudecken, mußte Elin gegen seinen Willen sich dazu verstehen, die Gattin des Mannes zu werden, den sie bis zum Fanatismus geliebt hatte."

„Es war ein schrecklicher Augenblick, als der Vater über ihr Leben den Stab brach, und sie kam sich selbst wie eine Verurtheilte vor, als sie sich allein auf der Stelle sah, wo sie so unglücklich geworden war. Mit Verzweiflung im Herzen warf sie einen Blick in dem Zimmer umher, und der erste Gegenstand, worauf ihr Auge fiel, war der unglückselige Brief, welcher über ihr Leben entschieden hatte."

„Sie kannte dessen Inhalt nicht, aber sie begriff, daß darin von ihrer Stiefmutter Schande geschrieben stand, welche sie nun auf sich geladen hatte. Sie liebte noch diesen Mann, welcher der Verführer ihrer Stiefmutter war, so von ganzer Seele, daß sie die Zeilen nicht lesen wollte, welche das Zeugniß seines Verbrechens enthielten."

„Gehorchend dieser Eingebung der Liebe, welche bewirkt, daß wir Frauen Alles opfern, um dem Mann, welchen wir lieben, eine Erniedrigung zu ersparen, hielt sie den Brief ungelesen an das Licht und zerstörte die Zeilen, welche das, was niemals hätte Form gewinnen sollen, in Worte und Gefühle kleideten."

Stephana holte einen tiefen Seufzer und setzte mit ganz verändertem, leisem, beinahe bebendem Tone hinzu:

„Sie müssen Selma sehr heftig geliebt haben, daß Sie lieber sich selbst und das arme Mädchen aufopferten, als jene bloßstellten?"

Langsam hob der Graf den gesenkten Kopf in die Höhe und sagte:

„Madame, ich hatte wenige Augenblicke zuvor Elin bei meiner Ehre versprochen, mein Verhältniß zu Selma niemals zu verrathen. Uebrigens konnte ich wirklich bei der Gewißheit der Folgen meiner letzten Handlungsweise ein Verhältniß kund machen, welches Elin ihres Vaters beraubt und einen Fluch auf das Leben der Frau geworfen hätte, deren Fehler darin bestand, daß sie in ihrer Schwachheit meiner zügellosen Leidenschaft nachgegeben hatte?"

„Zügellosen Leidenschaft!" wiederholte Stephana bedeutsam.

„Ja! Vor der Frau, welche ein Mann wirklich liebt, hegt er eine so hohe Achtung, daß er niemals sie zum Opfer seiner Wünsche macht," erwiederte Hermann mit tiefem Ernst.

„Sie wollen damit sagen, daß Sie Selma nicht liebten?" fragte Stephana, während ihr Auge auf Hermann mit einem wunderbaren Ausdruck weilte. Es lag darin ein unerklärliches Etwas, das zu erkennen gab, daß die Frage einen sehr empfindlichen Punkt in ihrem innersten Herzen berührte.

„Stephana," flüsterte Hermann und faßte ihre beiden Hände, welche er mit beinahe leidenschaftlicher Heftigkeit an seine Lippen führte, „diejenige, welche in meinem Herzen eine wirkliche Liebe erweckt, könnte ich niemals auch nur mit meinen Wünschen erniedrigen. — Sie wissen das, nicht wahr?"

„Aber Sie glaubten, dieselbe zu lieben?" fragte Stephana weiter, indem sie ihre Hände in den sei-

nen ruhen ließ und das Auge nicht von ihm abwandte.

„Ja, es war eine heftige Leidenschaft, die mich hinriß, aber ...."

„Fahren Sie fort, ich bitte. Sie ahnen nicht, welches große Gewicht ich darauf lege, daß Sie ganz aufrichtig sind."

„Nun wohl, mein Gefühl für sie war von der Art, wie ein Edelmann für einen Gegenstand hegt, der unter ihm steht und den er seiner Ansicht nach niemals zu sich erheben kann. Ich hatte alle jene leichtsinnigen Ideen eingesogen, welche im Kasernenleben und in der Kaste, der ich angehöre, zu Hause sind. Dieß hatte zur Folge, daß ich Selma als eine anziehende, bezaubernde Frau betrachtete, auf welche Verzicht zu leisten ich weder Lust noch Ursache hatte. Selbst zur Zeit, da meine Gefühle für sie am glühendsten waren, kam es mir niemals in den Sinn, dieselbe mir als eine Person zu denken, an deren Seite ich mein Leben hinzubringen wünschte oder welche meine Gattin zu nennen, ich mich stolz und glücklich geschätzt haben würde."

„Lag dieß nicht darin, daß Sie deren Stellung gering achteten? und wäre sie frei und Ihresgleichen gewesen, glauben Sie auch dann, daß Ihre Gefühle für Selma dieselben gewesen wären?"

„Meine Gefühle wären dieselben gewesen, aber ich hätte dann wahrscheinlich im Rausche der Leidenschaft, welchen ihre Schönheit erregte, unser Schicksal vereinigt, um bei dem Erwachen zu finden, daß ich einem Irrlicht mein ganzes Leben geopfert hätte."

„Sind Sie niemals für eine Andere als Selma so lebhaft eingenommen gewesen?“

„Bis zu dem Tage, da ich mein Herz ernstlich gefesselt sah, war ich niemals so entzückt und bethört gewesen, wie von ihr. Sie war meiner Jugend erste, größte und mächtigste Verirrung, obwohl sie einem kurzen, verführerischen Traum glich, welcher Verachtung, Bitterkeit unv Kälte hinter sich läßt.“

„Ich danke, Herr Graf, für Ihre Aufrichtigkeit,“ bemerkte Stephana, ihre Hände aus denen Hermanns zurückziehend, und nahm die Erzählung wieder auf.

„Die drei Wochen, welche zwischen der Scene im Pavillon und Elins Trauung verflossen, will ich nicht zu schildern versuchen. Jeden Tag schleppte sich die von ihrem Vater verstoßene Elin zu dessen Füßen, um Verzeihung für einen Fehler zu erhalten, welchen sie niemals begangen hatte, und jeden Tag wandte sie sich unerhört von ihm.“

„Wäre Elin's Liebe zu dem Vater ruhig und still gewesen, so hätte sie besser sich in ihr Schicksal ergeben können; aber alle Gefühle in der Brust des armen Kindes streiften an Uebertreibung, und ihre Liebe zu dem Vater athmete Leidenschaft. Sie glaubte, unmöglich ohne seine Verzeihung leben zu können.“

„Das arme Kind, es sollte dieselbe niemals erhalten.“

„Endlich brach der Tag an, welcher sie zu der Gattin des Grafen machen sollte. In ihr Zimmer eingeschlossen, brachte sie denselben in Gebet zu und

that Gott ein heiliges Gelübde, ergeben, demüthig und fromm zu bleiben.

„Kein freundliches Wort, keinen milden Blick erhielt sie von dem Vater. Als sie das Brautkleid angelegt hatte, ließ der Vater des Grafen sich bei ihr anmelden. Zum ersten Mal in diesen Wochen hörte sie eine sanfte und liebevolle Stimme zu ihr reden.“

„Der alte Graf sagte ihr, er wisse Alles — er wisse, daß sie das schuldlose Opfer für eine begangene Sünde sei. Er versprach ihr gerührt, ihr ein Vater zu sein, und schloß sie an seine Brust mit der Versicherung, auch wenn sein Sohn nicht seine ganze Schuld gegen sie fühlte, werde derselbe ihr doch immerdar mit Achtung begegnen und eines Tages auch seine Dankbarkeit zu erkennen geben.“

„Wieder schimmerte ein Strahl der Hoffnung aus der Finsterniß, welche die siebzehnjährige Braut umgab, und sie trat vor den Priester mit einem Gefühl angstvoller Erwartung, wenigstens von dem, welcher ihr Alles war und für welchen sie sich geopfert hatte, einen Blick zu erhalten, welcher ihr sagte: ‚Armes Kind, ich will Dir eine Stütze sein, wenn ich Dir auch sonst nichts werden kann.‘

„Aber nein, er sah sie nicht einmal an, die bleich und zitternd an seiner Seite stand. Glauben Sie mir, es war ein grenzenlos bitterer Augenblick für Elin, und als der Priester das Amen sagte, dünkte es ihr, als reiße eine Saite in ihrem Herzen, so verlassen und grenzenlos unglücklich fühlte sie sich.“

„Sie hatte indessen nur den ersten Tropfen des bittern Kelches gekostet, welchen sie vom Schicksal zu leeren verurtheilt war. Bisher hatte sie bloß unter individueller Verachtung gelitten, eine Viertelstunde nach der Trauung sollte sie auch von der öffentlichen getroffen werden. In dem Augenblick, da Ihr Wagen fortrollte, und Sie vor der Welt erklärten: ‚Die Frau, welcher ich meinen Namen zu geben gezwungen wurde, steht so niedrig in meiner Schätzung, daß ich ihr nie weiter geben will,‘ da war ihre Kraft gebrochen, und sie stürzte ohnmächtig am Fenster nieder. Es kam ihr vor, als ob die Räder Ihres Wagens ihr über das Herz gingen. Ach! wie oft hat sie gewünscht, daß sie niemals ins Leben zurückgekehrt wäre.“

Stephana hielt an. Einige Minuten vergingen, während welcher das Stillschweigen nur durch das Ticktack der Uhr unterbrochen wurde. Sie betrachtete aufmerksam Hermann, welcher den Kopf zurückgelehnt ganz unbeweglich dasaß. Auf seiner bleichen Stirne stand geschrieben, daß Stephana's Erzählung einen tiefen und peinlichen Eindruck gemacht hatte.

Der Diener, welcher den Thee hereinbrachte, unterbrach die Stille, und der Graf bemerkte, mit der Hand sich über die Stirne fahrend:

„Sie besitzen eine seltsame Kraft, mit Ihren Worten alle Saiten des Herzens anzuschlagen.“

„Wenn ich diese Kraft besitze, so entspringt sie davon, daß meine Worte aus dem Herzen kommen,“ antwortete Stephana sanft.

Man trank den Thee schweigend. Aus Her-

manns ganzem Wesen war ersichtlich, daß er unter dem Einfluß peinlicher Gefühle stand.

„Vielleicht soll ich meine Erzählung nicht fortsetzen?“ begann Stephana wieder.

„Im Gegentheil, Madame, ich wünsche lebhaft, sie bis zum Schluß zu hören. Es ist gewiß eine harte Lection, die Sie mir ertheilen, denn es gibt kaum etwas Bittreres, als einen Andern die Handlungen darstellen zu hören, die man bei ruhiger Prüfung selbst mißbilligen muß. Ein solches Gemälde ist heilsam zu betrachten; man fühlt da erst die ganze Unvollkommenheit in seinem Charakter.“

„Wohlan, dann fahre ich fort. Als Elin wieder zur Besinnung kam, hatte man sie in ihr Zimmer geführt. Ueber sie gebeugt stand ihres Vaters Schwester, welche an einen Distriktsgerichtsbeisitzer aus dem Bauernstande verheirathet war.

„Wie ist es Dir, Kind?“ fragte sie, ihre Nichte mit Thränen in den Augen betrachtend.

Elin griff mit der Hand an den Kopf. Sie konnte sich keine klare Rechenschaft von dem, was geschehen war, geben; aber als sie mit der Hand an den Brautkranz stieß, kehrte auch die Erinnerung an das, was geschehen war, zurück.

„Tante,“ rief sie, „wo ist er? Habe ich geträumt oder ist er wirklich abgereist?“

„Liebes Kind, er ist allerdings fort,“ erwiederte die Tante und strich mit ihren groben Händen Elin über das gesenkte Haupt. Sie hatte das Angesicht in den Händen verborgen; weinen konnte sie nicht. — „Aber er kommt gewiß wieder, mein Herzchen,“ setzte die Alte tröstend hinzu.

Elin's Vater trat in das Zimmer der Tochter. Mit kalter und strenger Miene ging er auf sie zu. Nachdem er seine Schwester gebeten hatte, sich zu entfernen, sprach er:

„Ein entehrtes Weib ist in den Augen dessen, der sie entehrt hat, das verächtlichste Wesen, und davon bist Du der größte Beweis. Dein Mann verläßt Dich eine Stunde nach der Trauung, indem er diese Zeilen Dir zum Abschied zuwirft. Lies!"

„Der Kapitän reichte der Tochter einen Brief. Ihre Hände zitterten, so daß sie ihn kaum zu halten vermochte. Nicht einen Laut konnte sie über die Lippen bringen."

„Als sie in ihrem Stillschweigen beharrte, sagte der Vater in noch strengerem Ton:

„,Lies, sage ich; begreifst Du nicht, daß ich Gehorsam haben will?'"

„Elin heftete die Augen auf den Brief und las die ersten Zeilen. Der Vater unterbrach sie:

„,O nein, Du sollst laut lesen. Ich will es.'"

Mit undeutlicher und bebender Stimme las Elin:

„Madame!

„Ich habe nun meine Pflicht gegen Ihren Vater erfüllt, indem ich Ihnen meinen Namen gab, das Einzige, womit ich meine Schuld gut machen kann; aber dieß ist auch Alles, was ich Ihnen zu bieten vermag. Sie tragen jetzt diesen Namen, suchen Sie ihn mit Ehren zu tragen; ich muß das Ihnen überlassen. Sie sehen selbst ein, daß wir einander niemals als Ehegatten betrachten können, daß Sie nicht meine Frau sind, ich nicht Ihr Mann

bin. Wir haben Nichts gemeinschaftlich, als den Namen, und darum müssen auch unsere Lebenswege sich scheiden, um niemals wieder zusammenzustoßen. Leben Sie wohl, ich reise ins Ausland. So weit es von mir abhängt, sollen Sie niemals zusammentreffen mit

Hermann Romarhjerta."

Stephana legte ihre Hand auf den Arm des Grafen und sagte mit ruhiger Stimme:

„Begreifen Sie, Herr Graf, welchen Eindruck diese Zeilen auf das Herz der siebzehnjährigen Elin machen mußten? Begreifen Sie, daß der Schlag viel zu hart, viel zu schonungslos geführt war, daß ihn zu ertragen über ihre Kräfte ging. Auch war es ihr, als ob ihr ganzes Wesen aus einem einzigen, unermeßlichen Schmerz bestände."

„Sie blieb geraume Zeit, nachdem sie den Brief gelesen, unbeweglich sitzen. Der Laut von ihres Vaters Stimme jagte ihr einen Schauder ein. Sie klang so hart und unbeugsam, daß es ihr vorkam, als gliche sie einem scharfgeschliffenen Schwerte."

„Er sagte: Du glaubst vielleicht, ich werde gegen eine Tochter Nachsicht üben, welche sich so tief erniedrigt hat, daß nicht einmal ihr Verführer sie würdig erachtet, sie zu seiner Frau zu machen, sondern ganz offen durch die eine Stunde nach dem Trauungsakt erfolgte Verstoßung vor der Welt erklärt: ‚Ich bin gezwungen worden, dieses Mädchen zu ehelichen, aber sie ist in meiner Achtung so tief gesunken, daß ich ihr den Platz einer Gattin an meiner Seite nicht einräumen mag.' Begreifst Du, Un-

glückliche, daß Du mich entehrt hast, und daß ich mit noch größerem Rechte als er Dich verstoßen muß? Noch diesen Abend ziehst Du nach Hillesta, das dein mütterliches Erbe ausmacht. Bleibe dort, reise oder thue was Du willst; nur versuche nicht, deines Vaters Schwelle zu betreten, ehe dein Mann Dir wenigstens einen Schein der Achtung dadurch, daß er als Ehegatte mit Dir zusammenlebt, vor der Welt Dir wiedergeschenkt hat. Er hat sich öffentlich von Dir losgesagt. Nun wohl, ich thue dasselbe. Ich habe Befehl gegeben, die Pferde anzuspannen, und Du ziehst alsbald von hier ab, so lang die Gäste sich noch hier befinden. Bedenke, daß ich ein Sohn des Volkes bin, mit noch höheren Begriffen von Ehre, als jeder Edelmann, und ich will nicht, daß man sage, Martenson habe ungestraft sein Kind mit seiner Ehre spielen lassen, oder mit der Bezahlung eines gräflichen Namens, den man seiner Tochter hingeworfen, sich zufrieden gegeben. Ha! elendes Kind, man wird sagen, der Emporkömmling habe den Grafen erkauft, sich mit Dir zu vermählen, um damit in die vornehme Familie sich einzudrängen; aber ich will der Welt zeigen, daß ich mich für zu gut halte, um mit dem hochgebornen Lumpenpack in verwandtschaftlichen Verhältnissen zu stehen. Die verstoßene Gräfin Romarhjerta ist nicht mein Kind und findet keinen Aufenthalt in meinem Hause!"

„Herr Graf," setzte Stephana mit ergreifendem Ernst hinzu, „es war Elins über Alles geliebter Vater, welcher also zu ihr redete."

Es zuckte in den Gesichtsmuskeln Hermanns und

er fuhr mit dem Taschentuch über die Stirne, indem er mit bewegter Stimme sagte:

„Und Selma, Selma ließ ihn die Tochter verstoßen, ohne sich ihm zu Füßen zu werfen und zu bekennen, daß Elin unschuldig war?“

„Selma liebte Sie,“ antwortete Stephana mild, „und opferte lieber Alles, um Sie nicht ihres Mannes Raserei auszusetzen.“

Hermann stützte den Kopf in die Hand, so daß seine Augen dadurch verdeckt wurden; man konnte sehen, wie schwer diese Erinnerung auf ihm lastete.

„Ich will,“ fuhr Stephana in traurigem Tone fort, „Sie mit Schilderung der Scene verschonen, welche erfolgte, als Elin, außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, sich zu den Füßen ihres Vaters hinschleppte und um die Gnade bettelte, wenigstens unter demselben Dach mit ihm bleiben zu dürfen; Alles vergebens, er stieß sie mit Härte, ja mit Abscheu von sich, und eine halbe Stunde später rollte der Wagen nach Hillesta fort mit der von Gatten und Vater verstoßenen Elin, an deren Seite nur die Grundgute, einfache Bauersfrau, ihre Tante, Mutter Greta, saß, die Einzige, welche Mitleid mit dem armen Kinde hatte.“

„Als der Wagen in Hillesta hielt, war Elin —“

Stephana schwieg. Sie war so bleich geworden, daß ihre Lippen ganz weiß waren.

Hermann blickte erschrocken auf und rief:

„Sind Sie unwohl, Madame?“

„Nein.“

„Bitte, so fahren Sie fort!“ bat Hermann, beinahe so bleich wie sie.

„War Elin wahnsinnig,“ sprach Stephana mit tonloser Stimme.

„Ha! das ist gräßlich!“ rief Hermann und sprang auf.

Es erfolgte eine Pause, während welcher er einigemal mit hastigen Schritten im Zimmer auf- und abging. Endlich blieb er vor Stephana stehen und sagte:

„Wie ist es möglich, daß Sie anderes als Abscheu vor mir, dem Schöpfer von so großem Elend, empfinden?“

„Graf Hermann, ich habe Sie nur beklagt,“ erwiederte Stephana mit bezaubernder Güte, indem sie ihm ihre beiden Hände reichte. „Sie verstanden in Ihrem blinden Hochmuth nicht, daß des Hammerschmieds Tochter ein eben so zärtliches und gefühlvolles Herz besaß, das aus nicht minder feinen Fasern, als jenes der reichen Grafentochter zusammengesetzt war. Sie glaubten, wenn diese Menschen Etwas empfingen, was deren Eitelkeit schmeichelte, das heißt, wenn Sie derselben Ihren Namen zuwürfen, so würden sie die Schmach der Erniedrigung und Verachtung nicht fühlen. Sehen Sie, Herr Graf, die Grundsätze, worin Sie erzogen wurden, schließen auch die Vorstellung in sich, daß wir, die wir vom Volke ausgehen, nicht Ihre Gefühle haben, folglich auch jede beliebige Behandlung, ohne darunter zu leiden, uns gefallen lassen müssen. Aus diesem Grunde haben viele Ihres Standes die heiligsten und erhabensten Gefühle der niedrigeren Klassen mit Füßen getreten. — Sollte ich Sie deßhalb verabscheuen? Nein, Herr Graf, es ist nicht das

Individuum, sondern der ganze Stand, welchen ich verabscheue. Das Prinzip des Egoismus, welches bei dem Edelmann zu Grunde liegt, mißbillige und verachte ich. Daß Elins Leben und Leiden nicht geeignet war, diese Verachtung zu mildern, sehen Sie leicht ein, aber nicht einen einzigen Augenblick habe ich dieselbe speciell auf Sie übergetragen. Die persönliche Bekanntschaft mit Ihnen hat mich übrigens die vielen edeln und erhabenen Eigenschaften, welche ich an Ihnen entdeckte, schätzen gelehrt, während ich zugleich wünschte, durch den Einfluß, welchen ich bereits bei unserem ersten Zusammentreffen, wie mir bemerklich wurde, auf Sie ausübte, Ihr besseres Ich zu bestimmen, den ganzen egoistischen Hochmuth, welcher Sie früher beherrschte, von sich zu werfen. Ich wußte, Herr Graf, daß, wenn ich eines Tages Elins unglückliches Schicksal, deren unverdientes und bitteres Leiden erzählte, ich Ihren Augen Thränen entlocken und Sie dahin bringen würde, mit Schrecken an all das Böse, welches Sie ihr zugefügt hatten, zu denken."

„Sie haben mich richtig beurtheilt, Madame," sagte Hermann und führte ihre Hände an seine Lippen. „Fahren Sie fort, ich bitte."

Er setzte sich wieder.

„Zwei Monate blieb Elin ihrer Sinne beraubt und wurde indessen von Kapitän Troberg und ihrer Tante, Mutter Greta, gepflegt. Man hatte sie nach der Hauptstadt gebracht und die geschicktesten Aerzte beigezogen. Die Jugend, diese mächtige Bundesgenossin der Medicin, unterstützte die Bemühungen der Doktoren, so daß Elin nach zwei Monaten voll-

kommen hergestellt wurde, aber in eine unüberwindliche Schwermuth versunken war. Die Aerzte verordneten eine Reise ins Ausland, aber Elin hielt es für eine Unmöglichkeit, ohne ihres Vaters Verzeihung von dem heimischen Boden zu scheiden. Sie schrieb, aber ihr Brief kam unerbrochen zurück."

„Diese Verachtung, diese Härte von dem stolzen Vater warf sie beinahe wieder in die frühere Gemüthsverfassung zurück."

„Gerade damals suchte Ihr Vater sie auf. Er hatte gehört, daß Elin von einer Krankheit befallen war, wie man ihre Geistesstörung nannte, denn Elins Vater hatte ausdrücklich gewünscht, daß man sie geheim halten sollte. Er wollte der Demüthigung vorbeugen, daß man sagen sollte, seine Tochter sei wahnsinnig geworden, weil der gräfliche Gemahl sie verstoßen habe."

„Als Ihr Vater hörte, daß Elin verordnet worden war, eine Reise ins Ausland zu machen, überredete er sie, dieselbe auszuführen, und bot sich ihr zur Begleitung an. Trotz des Verdrusses seiner gräflichen Gemahlin und ihres ausgesprochenen Beschlusses, unter keinen Umständen die Tochter des Schiffers Martenson als ihre Sohnsfrau anzuerkennen oder zur Familie zu rechnen, trat Ihr Vater mit Elin die Reise nach Deutschland und Frankreich an."

„Ueberall stellte er sie als seine Schwiegertochter vor und bewies ihr all das Wohlwollen und die Zärtlichkeit, welche eine Tochter von ihrem Vater erwarten kann. Späterhin, wenn Elin daran dachte, hat sie auch seine edelherzigen Bemühungen, sie mit

ihrem bittern Geschick zu versöhnen, in ihrem vollen Werthe zu schätzen gewußt."

„Nach der Reise durch Deutschland langten sie in Paris an. Ein paar Tage nach der Ankunft daselbst, als Elin in das Zimmer Ihres Vaters treten wollte, blieb sie stehen, ohne im Stande zu sein, den Thürvorhang bei Seite zu schieben, denn der Laut einer Stimme, die sie niemals vergessen konnte, schlug an ihr Ohr. Sie horchte. Sie hörte den alten Grafen mit strengem Ernste sagen:

„,Du glaubst also vollkommen recht gehandelt zu haben, als Du auf solche Weise das arme Kind öffentlich beschimpftest und den Zorn eines rohen und übermüthigen Vaters auf sie lenktest?'"

„,Papa,'" antwortete die Stimme stolz, „,ich war Elin nicht mehr schuldig, als was man von mir forderte, nämlich meinen Namen, und diesen gab ich ihr. Dagegen habe ich meiner Mutter versprochen, niemals mich so tief zu erniedrigen, um Martensons Tochter als meine Lebensgefährtin anzuerkennen. Ein Versuch, mich zu überreden, mit dieser Frau als Ehemann zusammenzuleben, wäre nutzlos. Ich habe meinen Namen genugsam erniedrigt, als ich ihr denselben gab; ich will mich selbst nicht noch weiter dadurch erniedrigen, daß ich sage: ‚Dieß ist meine Gattin, die Tochter von meines Vaters ehemaligem Schütenführer. Ueberdieß wird Papa wohl zugeben, daß meine Mutter über ihren Sohn so viel Recht hat, um fordern zu können, daß er nicht das Gelübde, welches er ihr feierlich gegeben hat, breche.'

„,Du hast also wirklich im Sinn, deinen Vorsatz

auszuführen und dein gegenwärtiges Verhältniß nicht zu ändern?'"

„'Ja!'"

„'Selbst wenn ich verlange, daß Du es thun sollest?'"

„'Du weißt, Vater, wie gern ich Dich habe, aber ich bin nun ein Mann und kein Jüngling mehr; ich verabscheue diese Verbindung, und so beklagenswerth sie auch sein mag, so ist mir schon die Nennung ihres Namens zuwider. Wie wäre es also möglich, auch nur den Versuch zu machen, mit ihr täglich zusammenzuleben? Verdiene ich wirklich, daß ich mein eigenes Leben, sammt dem ihrigen, zu einer Hölle mache und, was noch mehr ist, den Kummer, welchen diese Verbindung meiner Mutter verursacht hat, vergrößere? Ist dieses Mädchen wirklich werth, daß ich auf den Segen meiner Mutter verzichte, und daß sie mich nie mehr Sohn nenne?'"

„'Du bist also für Dich selbst nicht hochmüthig genug gewesen, sondern bedurftest hiezu auch noch der Unterstützung deiner Mutter? Ah! ich glaube, lieber Hermann, daß deine Thorheit mit Frau Martenson uns Alle sehr theuer zu stehen gekommen ist. Nicht blos der Friede jener Menschen ist zerstört, sondern auch der in meiner Familie. Deine Mutter wird niemals diese deine Verbindung mir verzeihen, und in ihrer Feindseligkeit hat sie deinen Abscheu gegen den Stand des Mädchens noch mehr angefacht.'"

„'Nicht angefacht, sie hat blos gethan, was sie mußte, nämlich gesagt: Die Gräfin Romarhjerta kann Elin Martenson nicht zur Schwiegertochter haben, und an dem Tage, da mein Sohn mir eine

solche Frau zur Tochter aufdringen will, hat er aufgehört, mein Kind zu sein.“'

„‚Wohlan, wir wollen nicht weiter davon reden. Weißt Du, wer mich begleitet und ein paar Zimmer von hier wohnt?‘“

„‚Meine Mutter kann es nicht sein, ihre Gesundheit gestattet ihr nicht zu reisen, und Helfrid ist es wohl auch nicht?‘“

„‚Nein, deine Frau.‘“

„‚Vater! Du erkennst sie also vor der ganzen Welt als deines Sohnes Gattin an?‘“

„‚Ja, denn da sie es ist, so werde ich es wohl thun. Wir sind seit ein paar Monaten in Paris.‘“

„‚Ich verlasse Paris morgen,‘“ antwortete Graf Hermann.

„Elin hatte genug gehört; sie schlich zermalmt auf ihr Zimmer zurück.“

„Der alte Graf kehrte einen Monat später nach Schweden zurück, hatte aber Elin bei seinem Schwager, dem Grafen Runa gelassen, und sie blieb ein ganzes Jahr in Paris und hätte gewiß noch länger dort verweilt, wäre sie nicht durch verschiedene Ereignisse gezwungen worden, Frankreich zu verlassen. Der Schmerz hatte in ihrer Seele Bitterkeit zurückgelassen, und sie begann an allem Guten und Edeln zu zweifeln, obwohl sie an dem Grafen Runa und an Elina zwei Personen besaß, deren edler und erhabener Charakter, sowie ihre Denkart und Zärtlichkeit sie mit den Menschen hätte versöhnen sollen.“

„Sie war gefühllos für deren Wohlwollen. Mit dem unversöhnlichsten Haß im Herzen gegen den Stand, dem sie angehö ten, blieb sie kalt und gleich-

gültig gegen alle die Beweise von Theilnahme, die sie von ihnen empfing. Sie warf sich in den Strudel der Vergnügungen und jagte von einer Zerstreuung zur andern, um mitten in diesem Taumel allem Denken, Fühlen und Erinnern zu entgehen."

„Im Laufe des Jahres, da sie auf solche Weise Vergessenheit Ihrer Qual suchte, war mit ihrem ganzen äußern Menschen eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Das während ihrer Geisteskrankheit abgeschnittene Haar war wieder gewachsen und hatte eine dunkle Farbe angenommen; ihr Teint war ins Weiße, die Augenbrauen waren in tieferes Braun übergegangen; ihr Wuchs hatte sich ausgebildet, und man sagte nunmehr: ‚wie schön sie geworden ist.'"

Stephana lächelte wehmüthig, indem sie hinzusetzte:

„Ihr Aeußeres erblühte, während die Seele von Bitterkeit, Kummer und Haß verzehrt wurde. Sonderbare Erscheinung, welche den Beweis liefert, was für eine Macht die Jugend ausübt, da nicht einmal Leiden wie die ihrigen es vermochten, auf den Körper einzuwirken. War Elin beim Beginn ihres Auftretens in Paris ihrem Aeußern nach eine unbeachtete und unansehnliche Person gewesen, so wurde sie im Laufe so weniger Monate, als sie ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, und man konnte nicht begreifen, wie es möglich gewesen, sie für häßlich zu halten. Sie war ja wirklich schön."

„Eines Abends, am Ende vom März, wohnte sie einer Vorstellung in der italienischen Oper bei.

Elina war damals schon mit Herrn Wicker verlobt. Er sang diesen Abend, so daß die liebende Braut eitel Aufmerksamkeit war."

„Elin dagegen fühlte sich diesen Abend von ihrer innern Qual niedergedrückt, und die Musik vermochte nicht, die ewig zum Vater und zur Heimath zurückkehrenden Gedanken zu zerstreuen. Ihr Blick fiel zufällig, während ihre Seele weit weg war, auf einen jungen Mann, welcher im Parterre saß, und dessen Augen beharrlich auf sie gerichtet waren."

„Sein Aeußeres war so ungewöhnlich schön, daß Elin eine Weile ihn gleichfalls betrachtete. Es lag etwas so Intelligentes, Lebensfrisches und Offenes in seinen Zügen, daß das Auge unwillkürlich auf ihm weilen mußte; aber bald wandte sie den Kopf wieder ab, und in wenigen Minuten war er vergessen."

„Als die Vorstellung zu Ende war und Elin, nachdem sie auf den Arm des Grafen Runa gestützt, ihre Loge verlassen hatte, auf die Gallerie hinauskam, erblickte sie den jungen Mann im Gespräche mit einem hochgewachsenen, schwarzgekleideten Herrn, welcher Elin den Rücken kehrte. Im Vorbeigehen streifte sie ein wenig an ihm an, so daß er etwas bei Seite trat und nun Elin das Gesicht zuwendete. Ohne zu wissen, was sie that, ließ Elin den Grafen los, stürzte auf den schwarzgekleideten Herrn zu, faßte ihn am Arm und rief: ‚Mein Vater!' Er zog sich zurück und sagte laut auf Französisch:

„‚Diese Dame ist gewiß krank!' — Elin hatte kaum diese Worte gehört, so fiel sie besinnungslos

um, wurde aber von dem erwähnten jungen Mann noch aufgefangen und in den Wagen hinunter getragen."

„Einige Tage war Elin die Beute eines wilden Fieberwahnsinns, welcher zuletzt in eine bedenkliche Schwäche überging. Eines Tags meldete ihr der Diener, daß ein Herr Lange sie zu sprechen wünschte. Als sie in den Salon trat, fand sie den jungen Mann aus der italienischen Oper. Er begrüßte sie mit einer ungesuchten Einfachheit, welche sogleich zu erkennen gab, daß er kein Franzose war, was man auch alsbald hörte, da er zu sprechen anfing."

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, daß ich Sie störe," sagte er auf Schwedisch, „aber ich habe einen Auftrag an Sie, welchen ich zu vollziehen versprochen habe, nämlich von einem Schweden, dessen Namen ich nicht nennen darf, Ihnen eigenhändig diesen Brief zu übergeben."

„Er überreichte Elin einen Brief, worauf er sich entfernte. Elin zitterte am ganzen Körper; sie hatte ihres Vaters Handschrift erkannt. Der Inhalt war nicht lang; er lautete:

„Sie werden sich erinnern, Madame, daß die Gräfin Romarhjerta keine Ansprüche an mich besitzt und das Recht verwirkt hat, mich öffentlich oder privatim Vater zu nennen. Die Fürsprecherin, welche Sie bisher in meiner Frau besaßen, ist auch dahin, denn sie ist todt, und ich stehe somit einsam da; aber lieber einsam bleiben, als diejenige Tochter nennen, welche einen unvergänglichen Schatten auf meinen ehrlichen Namen geworfen hat. Wenn Ihr Mann vor der Welt erklärt: ‚Das ist meine

Frau‘, dann, aber nicht eher, haben Sie das Recht, mich Vater zu nennen.

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich abgereist, um Ihnen und mir eine abermalige Begegnung zu ersparen.

Pehr Martenson.“

„An demselben Tage erhielt Elin die Nachricht von dem Tode Ihres Vaters. Einige Wochen darauf hatte sie Paris verlassen und sich wieder nach Schweden begeben.“

„Bei ihrer Ankunft in Stockholm suchte sie sogleich ihren väterlichen Freund, den Kapitän Troberg auf. Auch er war todt und sie stand jetzt ganz allein da.

„Von ihrer Tante, an welche sie schrieb, erfuhr sie, daß der Vater in Ljungstafors sich aufhielt, aber krank war. Elin reiste schnell nach Hillesta und suchte durch die Tante um die Erlaubniß bei dem Vater nach, ihn zu sehen, aber er antwortete:

„‚Wenn sie, begleitet von ihrem Mann, als eine achtungswerthe Frau kommt, dann mag sie über meine Schwelle treten.‘“

„Elin schrieb an den Grafen, bat ihn, sie blos einige Stunden an seiner Seite zu dulden und ihr somit Gelegenheit zu verschaffen, ihren Vater vor dessen Tod noch zu sehen und seine Verzeihung zu erlangen. Der Graf schickte ihren Brief unerbrochen zurück.“

„Ich!“ rief Hermann und blickte lebhaft auf. „Sie irren sich, Madame; ich erhielt niemals einen Brief von ihr, weder vor noch nach ihres Vaters Tod. Glauben Sie mir, so herzlos ich gegen dieselbe war,

hätte ich doch bei Gott niemals so ohne alle Umstände handeln können, um deren Briefe zurückzusenden oder auf eine solche Aufforderung hin eine Zusammenkunft zu verweigern."

Stephana richtete sich auf und betrachtete Hermann mit einem Ausdruck freudiger Ueberraschung, indem sie sagte:

„Sie waren es also nicht, der den Brief zurücksandte?"

„Nein; auf Ehre und Gewissen."

„Aber Sie hielten sich damals in Kungsborg auf und dahin hatte Elin den Brief adressirt."

„Wahrscheinlich kam er an, während ich in Geschäften zu Kopenhagen war. Als ich von dort zurückkam, empfing man mich mit der Nachricht, daß Elins Vater todt sei."

„Es war also die Gräfin," murmelte Stephana und senkte den Kopf.

„Meine Mutter, welche wußte, daß Elin zu Hillesta wohnte, hatte wohl aus dem Poststempel geschlossen, daß der Brief von ihr kam, und ihn deßhalb zurückgeschickt."

Stephana saß eine Weile schweigend da, den Kopf auf die Hand gestützt, wie in Gedanken versunken. Es dauerte nicht lang, so nahm sie wieder das Wort, jedoch ohne ihre Haltung zu verändern.

„Getrieben von ihrer Verzweiflung bei dem Gedanken, der Vater könnte sterben, ohne daß sie ihn gesehen oder seine Verzeihung erhalten hätte, und des Gesprächs sich erinnernd, welches sie zwischen dem alten Grafen und Ihnen gehört hatte, wobei Sie äußerten, Ihre Mutter habe von Ihnen ver-

langt, Elin niemals als Ihre Gattin anzuerkennen, reiste sie sofort nach Kungsborg und kam an einem stürmischen, rauhen Novemberabend daselbst an."

„Ohne ihren Namen zu nennen, äußerte sie den Wunsch, mit der Gräfin zu sprechen, und wurde nach einigem Warten in dasselbe Zimmer eingeführt, welches später der Gräfin, als sie nach dem Brand von Furuhof hieherzog, als Schlafzimmer diente. Hier traf sie die Gräfin. Eine Lampe brannte auf dem Tisch und warf ihren matten Schein auf Ihrer Mutter schönes, stolzes Angesicht."

„Ich will Ihnen die Schilderung der Scene, welche erfolgte, als Elin ihren Namen nannte, ersparen. Ich will nicht alle die harten, ehrenrührigen Anklagen wiederholen, welche Ihre Mutter gegen Elin schleuderte; Nichts von der Verachtung reden, womit sie dieselbe behandelte, von dem Haß, welchen ihre Worte athmeten."

„Zermalmt und verzweifelnd vor Schmerz, niedergedrückt unter der Last so vieler Ungerechtigkeit, hörte Elin sie an; und als dieselbe geschlossen hatte, da warf sich die junge Frau ihr zu Füßen und flehte sie an, nur ein gutes Wort bei dem Grafen einzulegen, daß er ihr ein paar Stunden seines Lebens schenken, und sie somit in den Stand setzen möchte, ihren Vater zu sehen; aber Ihre Mutter hatte kein Mitleid mit dem armen Kinde, sondern wies deren Thränen und Bitten mit Hohn und Verachtung ab und verließ sie mit den Worten:

„Auch nicht eine Stunde soll mein Sohn Sie seine Gattin nennen und niemals sollen Sie von mir den Namen einer Tochter erhalten. Verlassen

Sie darum dieses Haus und verlieren Sie kein Wort, keine Bitte mehr an mich; ich werde Ihren Ehrgeiz, sich vor der Welt als ein Glied unserer Familie betrachtet zu sehen, niemals befriedigen. Sie sind ein Fremdling für mich. Sie sind ein Feind meines Friedens und der Ehre meiner Familie, und wir können nicht eine Nacht unter demselben Dache weilen. Ich hoffe darum, daß Sie sogleich Kungsborg wieder verlassen, sonst müßte ich es thun.'"

„Elin reiste mit dem Tod im Herzen ab, denn ein einziges, unendliches Gefühl von Haß und Abscheu erfüllte ihre Seele."

„Vierzehn Tage später ging Elins Vater mit Tod ab, ohne seine Tochter vor sich gelassen zu haben. Dennoch hatte er in seiner letzten Stunde das Testament zerrissen, welches in gesunden Tagen, zum Zwecke, Elin zu enterben, von ihm aufgesetzt worden war. Diese letzte Handlung im Augenblick des Todes schien zu beweisen, daß er ihr verziehen hatte."

Stephana schwieg.

„Dieß war damals, als sie in einem Schreiben mich aufforderte, nach dem Recht des Gesetzes die Verwaltung des bedeutenden Vermögens zu übernehmen."

„Ja, und Sie beantworteten dieses Schreiben mit Zusendung eines in gesetzlicher Form abgefaßten Dokumentes, worin Sie allen Ansprüchen auf dasselbe entsagten und Elin volle Freiheit einräumten, es selbst zu verwalten."

„Konnte ich anders handeln, da ich deren Mann weder war, noch sein wollte?"

„Nein. Auch war dieß ein Zug von Ihnen, der..." Stephana lächelte wehmüthig — „seine Wirkung auf Elin nicht verfehlte, obschon sie glaubte, ihre Liebe zu Ihnen habe an den Klippen des Leidens und der Demüthigung völlig Schiffbruch gelitten. Sie irrte sich; unter dem Abscheu, der Bitterkeit und dem Haß in ihrer Seele lag noch ein anderes Gefühl und glühte mit unverminderter Wärme und sollte eines Tags in seiner ganzen Stärke zu einer Flamme auflodern, die alle andern Empfindungen erstickte."

„Als Elin mit Hülfe von Rechtsgelehrten ihre Affairen geordnet hatte und auch die herzensgute Tante durch den Tod sich entrissen sah, beschloß sie nach Paris zurückzukehren, was sie auch that."

„Elina war mit Wicker verheirathet und so glücklich, daß sie nicht einmal durch den Gedanken, von ihrer Mutter verstoßen zu sein, sich niederbeugen ließ."

„Meine Freundschaft für Elin datirt aus jener Zeit. Sie machte mit mir eine Reise nach Amerika, und während ihres Aufenthalts in meiner Heimath wurde ich ihre Vertraute, und schon damals faßte ich den Entschluß, dieselbe eines Tags mit dem erlittenen Unrecht auszusöhnen und für deren Glück zu wirken."

„Damit ist Elin's Geschichte geschlossen. Jetzt nicht ein Wort mehr von ihr. Spricht nicht deren Leiden zu Ihrem Herzen, und sagt Ihnen nicht Ihr Gewissen, wie Sie handeln müssen, so bleibt auch jede Bemühung von meiner Seite fruchtlos."

„Sieh da," setzte sie hinzu, als der Thürvor-

hang zur Seite geschoben wurde, „da haben wir Lord Charter und Jacobo.“

Stephana reichte dem Lord die rechte, Jacobo die linke Hand, indem sie in ihrem gewohnten herzlichen Ton bemerkte:

„Ei, meine Herren, Sie haben es nicht mit einander ausgehalten, da Sie nicht den ganzen Abend zu Akersnäs geblieben sind?“

„Unmöglich, Madame,“ antwortete der Lord, indem er sich auf den Sopha neben Stephana setzte. „Wie wollen Sie, daß man es getrennt von Ihnen aushalte, wenn es Einem frei steht, Ihre Gesellschaft zu genießen?“

„Nehmen Sie sich in Acht, Mylord; Ihre Worte athmen Treulosigkeit. Gedenken Sie Ihrer fixen Idee.“

„Ich brauche deren nicht zu gedenken, denn ich werde beständig daran erinnert, was mich indessen nicht hindert, in Ihnen die liebenswürdigste Dame zu finden, welche ich kenne.“

Der Graf hatte sich erhoben und wechselte, in einiger Entfernung stehend, ein paar Worte mit Jacobo. — Da Stephana und der Lord englisch redeten — eine Sprache, deren Hermann nicht mächtig war, so konnte er an der Unterhaltung nicht Theil nehmen, selbst wenn sie sich um einen andern Gegenstand gedreht hätte.

„Wenn ich die liebenswürdigste Dame bin, was ist dann sie?“

„Die launenhafteste, meine Gnädige.“

„Sie sind ein Original.“

„Möglich, der Fehler ist nicht mein, wenn es sich so verhält.“

„Wenn sie nicht liebenswürdig ist, wie geschieht es dann, daß Sie dieselbe lieben?“

„Es ist gerade die Menge ihrer Launen, ihre Unbeständigkeit, was mich fesselt. Selbst von träger Gemüthsart, unvermögend, mich aus meiner angebornen Lethargie emporzuraffen, muß ich ein Wesen an meiner Seite haben, welches mich beunruhigt, reizt und plagt. Dadurch werde ich gleichsam zu Leben und Empfindung erweckt, ohne mich unter eine so gewaltige Leidenschaft beugen zu müssen, wie diejenige, welche Sie in mir anzufachen im Begriff standen.“

„Und welche acht Tage dauerte,“ bemerkte Stephana lachend.

„Acht Jahrhunderte, Madame, und hätte sie noch eine Woche gedauert, so hätte ich mir gewiß eine Kugel vor den Kopf geschossen.“

„Sie thaten etwas Klügeres.“

„Ja, ich reiste nach Frankreich und begann wieder meinem Plagegeist zu folgen, welcher mich während der Ewigkeit jener endlosen acht Tage verlassen hatte.“

Der Lord fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirne und setzte mit einem beinahe komischen Ernste hinzu:

„Sie sind eine furchtbare Frau; habe ich nicht Recht, Herr Graf?“ rief er auf Französisch.

„Worin?“

„Daß Mrs. Stephensen zu der Zahl der Frauen

gehört, vor deren Begegnung man Gott bitten muß uns zu bewahren."

„Das gebe ich nicht zu; im Gegentheil, man ist dem Schicksal für ein solches Glück Dank schuldig," antwortete der Graf.

Der Lord warf sich in den Sopha zurück und bemerkte phlegmatisch:

„Graf, Sie haben gewiß kaltes Blut in Ihren Adern. Als ich zum ersten Mal Mistreß Stephensen sah, dachte ich: ‚Gott bewahre mich, eine solche Frau zur Gattin zu bekommen.'"

„Mylord," sagte Stephana lächelnd, „Sie sind nicht sehr artig."

„Artig, Mistreß! Ich rede die Wahrheit. Wären Sie meine Gattin geworden, so hätten Sie mich zu einem Narren gemacht."

Der Lord sprach mit einem solchen Ausdruck unerschütterlichen Ernstes, daß Stephana, Jacobo und der Graf lachen mußten, so wenig Hermann auch zur Heiterkeit aufgelegt war.

„Sie machen mich ja zu einem ordentlichen Ungeheuer," sagte Stephana.

„Ganz und gar nicht. Sie sind ja ein Engel, und darin liegt das Unglück. Denken Sie nur, wie wahnsinnig man sein müßte, einen Engel zu lieben. Es gibt keine menschliche Geisteskraft, welche dieß aushalten könnte; es würde damit enden, daß man den Verstand verlöre."

Alle lachten. Helfrid und Jane traten jetzt auch ein, und bald nach ihnen erschien Elin.

Sie war sehr bleich und sah leidend aus. So hatte Hermann sie noch nie gesehen.

Der Lord ging ihr entgegen und sagte mit aller Ruhe:

„Sie haben Migräne gehabt?“

„Ja,“ antwortete Elin und begrüßte mit einer Neigung des Hauptes den Grafen und Jacobo.

„Und wie befinden Sie sich jetzt?“ fragte Hermann.

Es war das erste Mal, daß er Elin direct anredete.

Sie wechselte die Farbe und sah zu ihm auf. Er stand auf die Lehne der Causeuse gestützt, wo sie Platz genommen hatte.

„Das Kopfweh ist jetzt vorüber, und ich befinde mich wohl,“ antwortete Elin mit einem milden Lächeln. „Sie und Stephana haben den Abend allein mit einander zugebracht, glaube ich?“ fragte sie.

„Ja, und was halten Sie davon, Frau Gräfin,“ fiel der Lord ein, indem er neben Elin sich niedersetzte, „und dennoch hat der Graf den Verstand dabei behalten!“

„Etwas, das mit Ihnen nicht geschehen wäre, Mylord, wenn Sie sich an der Stelle des Grafen befunden hätten.“

„Darin haben Sie Recht, Gräfin. Sie erinnern sich wohl noch, wie schlimm es in Barthen mit mir stand.“

„Das würde nur beweisen, daß Sie einen schwachen Verstand haben.“

„Ganz und gar nicht, sondern bloß, daß das Blut des Grafen nicht Blut, sondern Wasser ist, so wie, daß Mistreß Stephensen eine unwiderstehliche, schöne und einnehmende Dame ist, welche selbst die Gefühle eines Briten zum Ueberſprudeln bringen kann.“

Der Lord spielte mit seiner Lorgnette, und Hermaun bemerkte, wie Elin mißvergnügt und mit unruhigem Stirnrunzeln die Farbe wechselte.

„Servirt!“ ertönte es von der Thüre her, und man begab sich in den Speisesaal.

XXV.

Der folgende Morgen war ein klarer und kalter Oktobertag. Es hatte in der Nacht gefroren, so daß die Wege trocken und mit einem leichten Anflug von Reif belegt waren.

Am Fuß der Treppe von Kungsborg hielt ein Diener zwei gesattelte Pferde.

Stephana und Jacobo traten heraus. Gerade als der letztere Stephana in den Sattel geholfen hatte, kam der Graf von dem Seitenflügel und fragte, nachdem er gegrüßt hatte:

„Wohin wollen die Herrschaften so früh sich begeben?“

„Nach dem Pfarrhofe, wegen des Armenhauses, das errichtet werden soll.“

„Dann reiten Sie nicht auf der Landstraße hin,“ sagte der Graf, es wird dort eine Brücke gebaut, sondern nehmen Sie den Weg über den Wald, sonst kommen Sie nicht an Ort und Stelle.“

Er nahm den Hut ab und trat bei Seite.

Es war wirklich etwas Schönes, Stephana und Jacobo zu Pferde neben einander zu sehen. Sie besaßen beide eine so ungewöhnliche Anmuth, daß das Auge mit unwiderstehlicher Macht gefesselt

wurde, und man einen unauslöschlichen Eindruck davon bekam.

„Er ist ungewöhnlich hübsch, und sie ist schön," sagte Hermann und ging seufzend nach dem Stall hinab.

Jacobo und Stephana ritten in frischem Trab die Allee hinab; am Ende derselben bogen sie in den Wald ein.

„Wohin hat der Lord heute sich gewendet?" fragte Stephana. „Ich hörte von Eklund, daß er schon ausgeritten sei."

„Er und der Rittmeister D. haben sich auf die Jagd begeben. Der Rittmeister holte ihn hier ab. Nun, hast Du gesehen, Stephana, welche Wirkung die Worte des Lords auf Elin hervorbrachten?"

„Allerdings."

„Es leuchtete ihr Neid daraus hervor."

„Jacobo, wir sind alle neidisch, wenn wir lieben."

„Beste Stephana, sprich nicht in einem Athem von Liebe und Elin."

„Und warum nicht, oder welchen Namen willst Du ihrem Gefühl für den Mann geben?"

„Leidenschaft, Phantasie oder was Du willst, nur nicht Liebe. Erinnere Dich der Worte Bulwers: ‚Es gibt nur eine Liebe, aber viele Kopien derselben.' — Elins Herz kann nur kopiren. Es gibt nichts Tiefes und nichts Beständiges in ihrem Gemüth. Sie gleicht einem Irrlicht."

Stephana und Jacobo waren jetzt an eine Stelle gekommen, wo der Waldweg so schmal wurde, daß sie nicht neben einander reiten konnten, weßhalb Ja-

cobo sein Pferd anhielt und Stephana einige Schritte vorausließ.

Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen. Plötzlich hörte man heftiges Hundegebell in dem Wald, das immer näher kam.

„Das sieht aus, als ob die Herren hier der Jagd oblägen," bemerkte Stephhana zu Jacobo gewendet.

In demselben Augenblick sprang ein Fuchs, von einer Koppel Hunde verfolgt, vor den Reitern quer über den Weg. Gleich darauf knallte ein Schuß, Stephana's Pferd stürzte, und Jacobo war, einen Angstschrei ausstoßend, mit einem Sprung aus dem Sattel und auf dem Boden an Stephana's Seite.

Bei dem Sturze des Pferdes war Stephana unter dasselbe zu liegen gekommen und hatte in Folge der Contusion und der Last des Thieres die Besinnung verloren.

Lord Charter, welcher den Schuß gethan hatte, war bei Jacobo's Ruf herbeigeeilt und half ihm mit der ganzen Geistesgegenwart eines Briten Stephana von der Last des Pferdes zu befreien.

Eine Weile hernach ritt Jacobo nach Kungsborg zurück, die besinnungslose Stephana vor sich auf dem Sattel haltend. Der Lord begab sich zu dem in der Nähe wohnenden Arzte.

Auf Kungsborg entstand großer Aufruhr, als Stephana leblos heimkam. Elin, Helfrid und Jane beeilten sich wetteifernd, ihr alle mögliche Pflege angedeihen zu lassen, aber es sah wirklich aus, als ob das Leben völlig entflohen wäre.

Hermann war ausgeritten.

Da der Doktor lange ausblieb und Stephana's

Besinnungslosigkeit trotz allem, was man versuchte, noch fortdauerte, so ergriff Jacobo ihren Arm, trennte den Aermel auf und öffnete ihr mit seinem Federmesser eine Ader.

Helfrid hielt den Arm, und als Jacobo mit dem feinen Stahl die Ader aufrizte, wurden beide von dem hellen Blutstrahl bespritzt.

„Gott sei gelobt!“ rief Jacobo und legte seine Hand auf Stephana's Herz.

Ein schwacher, mühsam hervorgestoßener Seufzer gab zu erkennen, daß das Leben zurückkehrte, und der Schlag des Herzens wurde allmälig immer fühlbarer.

Als der Athem etwas freier wurde, legte Jacobo einen Verband an und beugte sich über sie, um zu erfahren, wie sie sich befände.

„Wie ist Dir, geliebte Stephana?“ flüsterte er ängstlich.

„Schlecht, mein Liebling,“ erwiederte sie leise.

Helfrid hatte die beinahe lautlosen Schmeichelworte gehört und zuckte zusammen, als ob sie von einem scharfen Stahl getroffen worden wäre.

Wieder kam ihr der Gedanke: „Jacobo liebt sie.“

Der Doctor erschien und Stephana wurde in ihr Schlafzimmer gebracht.

Jacobo sah jetzt erst auf Helfrid und rief:

„Mein Gott! Sie sind blutig.“

Er war so ganz und gar mit Stephana beschäftigt gewesen, daß er nicht darauf Acht gegeben hatte, wer neben ihm stand, als er die Ader öffnete.

„Es hat Nichts zu sagen, es ist ihr Blut. Ihre Stirne trägt auch die Spuren davon.“

Jacobo warf sich mit einer Miene heftiger Unruhe in einen Fauteuil. Er war sehr bleich und sah leidend aus.

Helfrid betrachte ihn eine Weile schweigend. Ein qualvolles Gefühl beschlich sie, als es ihr klar wurde, wie ausschließlich seine Gedanken an Stephana gefesselt waren.

Es enstand eine Pause.

Plötzlich äußerte Jacobo, als sein Blick wieder auf Helfrid fiel, welche mit ihrem Taschentuch die Blutflecken von ihren Händen wischte:

„Geben Sie mir Ihr Taschentuch, Fräulein Helfrid."

„Gern; aber es ist mit Blut befleckt," erwiederte Helfrid, indem sie ihm das Taschentuch reichte.

Er fuhr sich damit über die Stirne und sagte dann:

„Darf ich es behalten?"

Die Stimme war beinahe weich; aber der Blick hatte denselben unruhigen Ausdruck.

„Ja, es ist mit *ihrem* Blut gefärbt und muß Ihnen deßhalb theuer sein," sagte Helfrid bedeutungsvoll. Behalten Sie es."

„Ja, mir theuer, Sie haben Recht. Das Blut ist von Stephana, das Taschentuch von Ihnen, und darum verberge ich es hier."

Er steckte es unter die Weste auf der linken Seite. Darauf erhob er sich und trat an das Fenster.

In diesem Augenblick trat Hermann ein. Er hatte bei seiner Heimkehr von dem Unglücksfall Kunde erhalten.

„Was sagt der Doktor?" fragte er mit so ver-

störter Miene, daß man deutlich die Alles überwiegende Angst darin lesen konnte.

„Er ist noch bei ihr drinnen," antwortete Helfrid. Hermann warf sich auf den Sopha und Helfrid dachte:

„Das sieht aus, als ob Beider Leben auf Stephana beruhte. „Ach, sie ist ja auch ein Engel."

Jetzt erschien der Doktor, welcher, mit Fragen bestürmt, zur Antwort gab:

„Wir wollen hoffen, daß Frau Stephensen diesen Unfall glücklich durchmacht, obwohl die Lunge dabei schwer verletzt worden ist."

Einige Tage allgemeiner Unruhe und Angst vergingen. Helfrid hielt getreulich an Stephana's Bett aus und pflegte sie wie die zärtlichste Schwester.

Elin weinte, rang die Hände und war außer sich.

Jacobo's ganze Seele schien bei der Kranken zu sein, und Hermann verbrachte die größte Zeit des Tages in dem kleinen Salon, um von denen, welche aus- und eingingen, eine Nachricht zu erhaschen.

Der Lord hatte sich in sein Zimmer mit einer geladenen Pistole eingeschlossen, fest entschlossen, wenn Mistreß Stephensen durch seine Schuld stürbe, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

In der dritten Nacht saßen Helfrid und eine von Stephana's Kammermädchen in deren Zimmer. Helfrid lauschte mit Freude und Hoffnung auf den ungewöhnlich freien Athemzug, denn der Arzt hatte erklärt, er fände Stephana um ein Bedeutendes besser.

Die Zofe war, auf den Rand des Bettes gestützt, eingeschlafen, und ringsum herrschte eine tiefe Stille.

Da fiel es Helfrid plötzlich ein, daß sie sich in Gunilla's Schlafzimmer befänden, und da die Uhr eben zwölf schlug, wandelte Helfrid Etwas wie ein leichter Schauder an. Alle jene unheimlichen Geschichten, welche sie in den Kinderjahren von diesem Zimmer gehört, tauchten vor ihrer Phantasie auf.

Plötzlich klopfte es dreimal leise an die Thüre. Helfrid fuhr auf und war in einem Augenblick an der Seite der schlafenden Zofe. Hier blieb sie stehen und starrte nach der Thüre.

Alles blieb still; Helfrid hatte sich wieder etwas beruhigt und war eben im Begriff, nachzusehen, wer es wäre, als es wieder klopfte, und dießmal stärker.

Jetzt ging Helfrid und öffnete. Vor ihr stand — nicht die Gräfin Gunilla — sondern Hermann.

Helfrid trat hinaus.

„Schläft das Mädchen?" fragte Hermann.

„Ja! Aber was in Gottes Namen willst Du zu dieser Zeit hier?"

„Helfrid, ich will Stephana sehen."

„Was begehrst Du?"

„Daß Du mich eine Minute sie sehen lässest."

Als Helfrid noch zögerte, ergriff er ihre beiden Hände und sagte in einem eigenthümlich flehenden Tone:

„Helfrid, ich verlange blos, sie eine Sekunde zu sehen, um leben zu können."

„Hermann, Du liebst sie," flüsterte Helfrid, beinahe todesbleich.

„Ich liebe sie!" wiederholte Hermann langsam,

schob Helfrid bei Seite und trat leise in das Zimmer.

Er ging bis an das Bett und betrachtete Stephana einen Augenblick.

Gerade in diesem Moment schlug sie die Augen auf.

„Hermann!“ flüsterte sie mit einem matten Lächeln.

„Stephana!“ stammelte Hermann, und neigte sich zu ihr.

Sie reichte ihm die Hand und setzte ruhig hinzu:

„Ich glaubte, ich würde sterben, und wünschte, Sie vorher noch einmal zu sehen. Ich danke Ihnen also, daß Sie kommen. Ich werde besser werden und genesen, nun ich Sie gesehen.“

„O Stephana, diese Ihre Worte machen mich Alles vergessen, was ich in diesen Tagen gelitten habe.“

„Gehen Sie nun,“ bat Stephana; aber da Hermann zögerte und sie mit einem Blick betrachtete, welcher bewies, daß er nicht Willens schien, sich sogleich zu entfernen, so setzte sie mit dem ihr eigenthümlichen ruhigen und ernsten Ausdruck nur die Worte hinzu:

„Sir Edward.“

Hermann zuckte zusammen, drückte ihre Hände und verließ schweigend das Zimmer.

XXVI.

Einige Tage darauf lag Stephana, in ein leichtes Morgengewand gekleidet, auf einem Sopha.

Jacobo kniete neben dem Sopha und hielt Stephana's Hände in die seinigen geschlossen.

„Es ist mir unmöglich, Stephana, auch nur zu versuchen, mein Herz an irgend eine Frau zu fesseln, und jede derartige Bemühung von meiner Seite wäre unmächtig, denn die Erinnerung an das, was ich gelitten, steht noch frisch vor meiner Seele. Nimm' hiezu, daß mein Glaube an dein Geschlecht bedeutend erschüttert worden ist, so mußt Du begreifen, daß ich weder Wunsch, noch Willen habe, Ersatz für das Paradies, das ich verlor, zu suchen."

„Aber, Jacobo, mit deinem Gemüth und deinem Charakter ist und bleibt es unmöglich, einsam dazustehen. Du brauchst Etwas, wofür dein idealer Mensch schwärmen kann. Du bedarfst einer Häuslichkeit, eines Herzens, an welches Du Dich in schwachen Augenblicken anlehnen kannst, und wo solltest Du dieses finden, als in der Brust einer Gattin? Darum, mein Liebling, mußt Du Dir ein Wesen suchen, an welches Du dein Leben heften kannst, und welches liebend und mild an deiner Seite steht.

„Wahr, daß ich es früher bedurfte; jetzt —" Jacobo drückte seine Stirne auf Stephana's Hände — „jetzt, wo sollte ich eine Frau finden, die mich verstände, die zu schätzen wüßte, was Edles und Reines an mir ist?"

„Fragst Du noch, wo?"

„Ja."

„Helfrid."

„Ich erwartete diesen Namen. Vielleicht würde ich sie geliebt haben, wenn ich früher nie geliebt, oder wenn ich nie . . . ."

Jacobo lächelte.

„Nun, warum fährst Du nicht fort?“

„Siehst Du, Stephana, wenn ich niemals Dich gekannt hätte, sondern blos an Elise gekettet gewesen wäre, dann wäre möglicher Weise Helfrid meiner Ruhe bedrohlich geworden, denn ihre ruhige, oft beinahe kalte, stets anspruchslose und ungesuchte Art und Weise hätte mich in Gefahr versetzt, wenn nicht dein Bild an meiner Seite gestanden und die Wunde in meinem Herzen noch frisch gewesen wäre. Nun kann Helfrid nichts Anderes, als eine liebe Schwester für mich sein, ein Kind, welches ich leiten und erziehen möchte, dessen Geist ich so zu entwickeln wünschte, daß er zu einer ebenso hohen Stufe der Ausbildung gelangte, wie der deinige. Aber die Frau, mit welcher ich jetzt mein Schicksal vereinigen könnte, muß mir gleich und nicht ein Kind seinem intellektuellen Wesen nach sein. Der Traum, an meiner Seite ein holdes, liebliches Kind zu sehen, ist verschwunden, und ich will in meiner Frau meine beste Freundin haben. Dazu findet sich aber zwischen mir und Helfrid noch nicht die genügende Uebereinstimmung. Nein, die einzige Frau, an der ich nach dem auf der Gefühle Ocean erlittenen Schiffbruch mit unbegrenzter Ergebenheit hängen kann und hänge, ist Stephana.“

„Aber ich kann nicht werden, was Du brauchst.“

„Ich weiß es, und darum, meine Freundin, bleibt Jacobo allein,“ antwortete Jacobo, indem er sich erhob. „Ueberdieß liegen zwischen mir und Helfrid die Vorurtheile des Hochmuths, ihrer- wie meinerseits. Meine Braut wurde nicht Stephana, wurde

nicht Elise. Nun wohl, ich habe mir darum eine andere gesucht, und diese heißt Arbeit."

Jacobo küßte Stephana auf die Stirne, indem er hinzusetzte: „mein Herz wird seiner ersten Flamme getreu verbleiben."

„Und diese bleibt deine treueste Freundin."

„Dank! Weißt Du, Stephana, daß ich oft mich frage, warum das Schicksal es nicht so gefügt hat, daß wir, Du und ich, ein Paar wurden?"

„Wahrscheinlich deßwegen, weil wir allzu wohl zusammengepaßt hätten, und in dem Verhältniß der Menschen zu einander treffen wir höchst selten eine vollständige Harmonie."

„Es sollte aber dennoch eine solche herrschen, wenn wir bedenken, wie vollkommen sie in der ganzen Schöpfung ist."

„Und warum hier? Deßhalb, weil die Schöpfung ein Werk Gottes ist, aber die menschlichen Verbindungen ein Produkt des Menschen selbst sind."

„Wahr; und darum denke ich: da ich die nicht fand, welche zu mir paßte, so will ich auch gar keine haben."

„So denke auch ich," flüsterte Helfrid, welche an den Thürpfosten des Salons gelehnt stand und durch die Gardine verborgen war, bei sich selbst.

Sie hatte das Gespräch gehört. Ueber die bleichen Wangen des stolzen Mädchens schlichen ein paar Thränen — der hoffnungslosen Liebe bittere Thränen.

XXVII.

Einige Tage darauf erfolgte eine Einladung von der Freiherrin T.

Dieselbe war krank gewesen und wollte nun zur Feier ihrer Wiedergenesung ihre Freunde um sich sehen.

Stephana fühlte sich noch allzu schwach, um einen solchen Ausflug zu wagen, besonders da der Arzt ihr Ruhe und Stille vorgeschrieben hatte.

Die Uebrigen, welche keinen annehmbaren Grund zu einer abschlägigen Antwort hatten, versprachen, sich einzufinden.

Nicht lange, nachdem der Bote der Freiherrin mit der Antwort abgefertigt war, trat Hermann bei Stephana, welche auf einem Sopha in ihrem Boudoir ruhte, ein.

„Gehen Sie heute zu der Freiherrin?" fragte er.

„Nein, ich bleibe daheim."

„Wollen Sie mir diesen Nachmittag schenken?"

„Gern, aber warum bleiben Sie von der Freiherrin weg? Man wird Sie dort vermissen."

„Erlauben Sie mir, dieß zu bezweifeln. Und wenn dem auch so wäre, so ist es mir unmöglich, heute mich dort einzufinden. Auch ich habe eine Erzählung mitzutheilen, und dann, Madame, wird mein Schicksal sich entscheiden."

„Ich habe, Herr Graf, auf diese Ihre Erzählung gewartet. Ich wußte, daß Sie mir eine solche mittheilen würden. Sie sind mir heute Nachmittag willkommen."

Hermann ging, aber sogleich darauf trat Elin ein. Sie warf sich neben Stephana auf die Kniee nieder, faßte ihre beiden Hände und legte sie sich auf das Haupt, indem sie sagte:

„Stephana, wann?"

„Schon morgen," antwortete Stephana und strich mit ihren Händen über Elins glänzendes Haar. „Ich hatte schon voraus den morgenden Tag bestimmt."

„Wann wirst Du mit ihm sprechen?"

„Heute Nachmittag."

„Nun wohl, so höre. Ich reise morgen nach der Hauptstadt. Ich habe Lord Charter mein Wort gegeben, mit seiner Mutter in Stockholm zusammenzutreffen. Jetzt beschloß ich, mit einigen Worten Hermann zu unterrichten, daß er über sein und Elins Geschick entscheiden könne, denn davon wird es abhängen, ob ich von Stockholm direkt mich nach England begebe, oder hieher zurückkehre. Schlag eilf Uhr habe ich mir vorgenommen, abzureisen. Gott gebe, daß ...."

„Elin, ich fühle hier," sagte Stephana, ihre Hand auf's Herz legend, „daß er meinen Glauben an seine Ehre und sein Pflichtgefühl nicht täuschen wird."

„Und dieses Herz betrügt sich selten, das weiß ich. Er findet dann beide, Gattin und Schwester."

„Die letztere wird der Lohn für die erstere. — Wie lang gedenkst Du in Stockholm zu bleiben?"

„Einige Wochen."

Stephana begann von andern Dingen zu reden.

Eine Stunde später, als Alle zu der Freiherrin abgegangen waren, trat Hermann bei Stephana ein.

„Willkommen, Herr Graf; ich habe schon eine ganze Stunde auf Sie gewartet.“

„Entschuldigen Sie, dieß kommt daher, daß ich mir selbst wie ein Mensch vorkam, der in einen Streit auszieht, worin er, wie sein Gefühl ihm sagt, unterliegen wird.“

„Ach, Herr Graf, Sie werden mich doch nicht als Ihre Feindin betrachten,“ lächelte Stephana. „Ich habe mich selbst für Ihre Freundin, Ihre Bundesgenossin gehalten.“

„Sie sind eine Bundesgenossin alles Rechten und Guten, aber eine Feindin meines Glücks.“

„Ich glaube nicht, daß man von dem Rechten und Guten abweichen und hernach glücklich sein kann; darum, Herr Graf, bin ich auch die Bundesgenossin Ihres Glückes.“

„Madame, nennen Sie nicht das Glück und mich in einem Augenblick zusammen,“ erwiederte Graf Hermann in einem bittern Lächeln und setzte sich in einen Fauteuil neben Stephana. „Sie erzählten mir Elins Geschichte und Leiden. Ich will Sie nun meinerseits einen Blick in meine Seele werfen lassen, und hernach mögen Sie die Größe des Opfers beurtheilen, welches ich bringe, indem ich mein und Elins Geschick wieder zusammenknüpfe. Sie hat heute mich schriftlich davon unterrichtet, daß sie morgen von Kungsborg abreist, und daß es von mir abhängen wird, ob sie es für immer verläßt, weil — so lauten ihre Worte — sie, wenn ich noch einmal die Gattin verstoße, die mich zwölf Jahre geliebt hat, Schweden auf immer verlassen wird. Sie reist, wie Ihnen wahrscheinlich bekannt ist,

morgen Schlag eilf Uhr ab, und habe ich nicht bis dahin mich entschlossen, so ist jede Aussicht, was ich verbrochen habe, wieder gut zu machen, verwirkt."

„Und Sie beabsichtigen?"

„Elin alle die Genugthuung zu geben, die in meinen Kräften steht. Haben Sie daran gezweifelt, wie ich handeln werde, nachdem ich Alles hörte, was die Arme durch mich gelitten?"

„Graf Hermann, ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß in Ihrer Brust ein edles Herz schlägt, aber . . ."

„Sie haben es bei mir nicht für möglich gehalten, den Widerwillen, welchen Elin mir einflößte, zu überwinden."

„Oder richtiger Ihren Eckel vor der niedrigen Herkunft derselben, als der Enkelin von Ihres Vaters Hammerschmied, der Tochter von Ihres Vaters vormaligem Schützenführer."

„Die Zeit ist längst verschwunden, wo ich auf die Geburt eines Menschen Gewicht legte. Sie haben mich beinahe meinen eigenen Stand verachten gelehrt. Doch nicht davon wollte ich reden."

Er faßte Stephana's Hand und umschloß sie mit den seinen, indem er hinzusetzte:

„Versprechen Sie, mich geduldig anzuhören, selbst wenn ich in meinen Worten die Grenzmarke, welche Sie zwischen Ihnen und mir gezogen haben, überschreiten und in meinen Ausdrücken nicht immer Sir Edwards Phlegma bewahren sollte."

„Ich verspreche es, denn ich kenne Sie jetzt und weiß, daß Sie doch niemals Sir Edwards Selbstbeherrschung verleugnen werden."

„Ich danke Ihnen.“

Hermann küßte ihre Hand und ließ sie nur zögernd wieder fahren. Darauf lehnte er sich in seinen Fauteuil zurück und begann mit einem tiefen Ernst in Ton und Miene:

„Als ich nach meiner Reise im Ausland Selma wieder sah, erwachte bei mir von Neuem das lebhafte Interesse, welches ich schon bei deren erstem Auftreten in unserer Familie empfunden hatte. Aber sie war dessen ungeachtet in meinen Augen die ehmalige Gouvernante, welche um Lohn in meiner Eltern Hause gedient hatte, und ich betrachtete sie niemals als meinesgleichen, obwohl sie alle meine Gedanken und Gefühle in Anspruch nahm.“

Sie war eine schöne Blume, die ich zu pflücken wünschte, um sie eine Stunde in meinem Knopfloch zu tragen und hernach in das Grab der Vergessenheit zu werfen.“

„Meine Begriffe waren von den Kinderjahren her von der Art, daß ich das Volk und selbst den Mittelstand als einen Haufen untergeordneter Wesen betrachtete, welche nur für Bedürfniß und Nutzen der Höhern da waren. Mit denselben Gefühlen, wie die Menschen im Allgemeinen auch die edelsten Thiere betrachten, das heißt, als Wesen, über welche sie herrschen können und dürfen, und welche sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und ihrer Lust zu benützen das Recht haben, mit beinahe denselben Gefühlen betrachtet der wirkliche Aristokrat die Masse des Volks. Daher kommt jene Abneigung her, welche der Adel zu allen Zeiten gegen die Aufklärung und intellektuelle Entwicklung des Volkes bewiesen hat.

Um es beherrschen und für seine Wünsche, zur Aufrechthaltung seiner Macht anwenden zu können, war es erforderlich, daß das Volk ohne Aufklärung blieb. Der Bauer braucht nicht lesen zu können, um seinen Acker zu pflügen, und der Handwerker braucht Nichts zu lernen, als das Gewerbe, womit er seinen Unterhalt erwirbt, und für dessen Erzeugnisse die Höhern ihn bezahlen!"

„So denken die Aristokraten, auch wenn sie durch den Zeitgeist sich abhalten lassen, dieser Vorstellung Worte zu geben. Daß diese von Jahrhunderten zu Jahrhunderten sich forterbende Denkart den Grund zu Uebermuth und gedankenlosem Leichtsinn legen muß, wenn es sich um die höhern Classen handelt, ist natürlich und hat jenes sittenlose Spiel mit den bürgerlichen Frauen hervorgerufen, welches zu allen Zeiten den Edelmann kennzeichnete, und welchem ich selbst als Opfer fiel."

„Dieß wird Ihnen erklären, wie es mir möglich war, mich, während ich in leidenschaftlicher Heftigkeit Selma mit meiner Liebe verfolgte, dennoch mit dem Gedanken einer Verbindung mit dem jungen, reichen Fräulein W. zu beschäftigen — einer Partie, welche meine Mutter nicht nur mit besonderer Vorliebe umfaßte, sondern auch zu Stande zu bringen suchte."

„Fräulein W. gehört, wie Sie vielleicht wissen, einer der angesehensten Familien unseres Landes an und ist zu gleicher Zeit sehr reich. Es war mir gelungen, das Herz des jungen Mädchens zu gewinnen, obwohl, ich gestehe es aufrichtig, mein eigenes vollkommen gleichgültig gegen sie war und blieb."

Ich war gewohnt, die Ehe nur als eine conventionelle Affaire zu betrachten, wo zwei Personen von gleichem Rang und Vermögen sich vereinigen, um zu ihrem beiderseitigen Weiterkommen im Leben beizutragen, gerade damals als ich, von meiner Phantasie für Selma angetrieben, meinen Vater nach Ljungstafors zu begleiten beschloß, um . . . um das zärtliche Verhältniß zwischen ihr und mir, welches wie ein berauschender Traum vor meiner Erinnerung stand, wieder anzuknüpfen. Nach unserem Aufenthalt in Strömstad hatte ich meiner Mutter versprochen, bei der Rückkehr von Ljungstafors mich gegen Fräulein W. zu erklären und von ihren Eltern, welche sehr für unsere Verbindung waren, ihre Hand zu begehren."

„Sie kennen die Ereignisse, welche folgten. Als ich Ljungstafors verließ, geschah es mit einer tiefen Erbitterung gegen das Schicksal, welches mich zwang, von der Verbindung, welche durchaus meinem Stolze schmeichelte, abzustehen und eine andere, die mir verächtlich vorkam, zu schließen. Der Auftritt, welchen es bei der Mittheilung von meiner bevorstehenden Heirath mit Elin zwischen mir und meiner Mutter gab, war von der Art, daß er nur meinen Abscheu vor dem Zusammenleben mit einer Frau steigerte, welche meiner Ansicht nach so unermeßlich tief unter mir stand, wie Elin."

„Dieses Gefühl nahm das Gepräge einer tiefen Erbitterung an, als ich mit Fräulein W. zusammentraf und bedachte, daß ich nun genöthigt wäre, einer Gattin zu entsagen, an deren Seite mein Ehrgeiz alle mögliche Aussicht auf Befriedigung gewon-

nen hätte. Ja, die vereitelten Träume einer glänzenden Zukunft verwischten jede Spur meiner Neigung zu Selma, und ich beschuldigte sie nun in meinem Innern, daß sie durch ihre Schwachheit und ihren Leichtsinn die Schöpferin meines unglücklichen Geschicks geworden wäre! Ich klagte Elin und den Kapitän an, daß sie diesen ganzen Auftritt angestellt hätten, um dadurch den Grafen Romarhjerta sich zum Gatten und Schwiegersohn zu erzwingen. Ich sah darin eine Schlinge, in welche ich gefallen war, um dem Ehrgeiz dieser Menschen Vorschub zu leisten."

„Diese meine Ueberzeugung wurde von meiner Mutter unterstützt, und die Folge davon war mein fester und unbeugsamer Entschluß, weder Elin noch ihren Vater ihres Zweckes froh werden zu lassen; der ganzen Welt zu beweisen, daß, wenn ich gezwungen würde, Elin meinen Namen zu geben, ich dennoch niemals ihr die Rechte einer Gattin einräumen würde, und durch meinen alsbaldigen Abzug nach der Trauung zu erklären, daß ich sie eines Platzes an meiner Seite nicht für würdig erachtete."

„Ach, Madame, es war ein elender, schändlicher Uebermuth, welcher diese Handlungsweise mir diktirte und die Ueberzeugung eingab, die Tochter des Schiffers Martenson würde sich ganz zufrieden geben, wenn sie nur Gräfin hieße."

„Aber sie entsagte sowohl ihrem Namen, als dem Grafentitel, als sie an der Leiche ihres Vaters kniete und den Entschluß faßte, weder den einen noch den andern wieder anzunehmen, ehe Sie ihr die

Rechte einer Gattin eingeräumt und Ihr Herz geschenkt hätten.

„Gleichwohl trägt sie jetzt beides, und ist somit ihrem Vorsatz nicht treu geblieben.“

„Lassen Sie uns jetzt nicht davon reden, Herr Graf, sondern fahren Sie in Ihrer Erzählung fort; es thut mir wohl, Sie mit vollkommener Aufrichtigkeit von sich selbst sprechen zu hören.“

„Nach der Trauuug reiste ich direkt nach Deutschland, durch die Schweiz und endlich nach Frankreich, um meine Schwester Elina wieder zu sehen. Mein Oheim und Elina hatten eine Tour nach England hinüber gemacht, so daß also mein Wunsch unerfüllt blieb. Nach dem Zusammentreffen mit meinem Vater verließ ich schnell Paris und kehrte hieher zurück. Auf seinem Sterbebett nahm mir mein Vater das Versprechen ab, niemals durch den Vorschlag einer Ehescheidung Elin noch tiefer zu erniedrigen und zu verwunden, sondern erst, wenn sie eine Lösung des Bandes, das uns fesselte, haben wollte, darauf einzugehen.“

„Nach meines Vaters Tod kam der Kampf mit ökonomischen Bedrängnissen, und diese nahmen im Laufe mehrer Jahre meine ganze Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß ich beinahe nur dann an Elin dachte, wenn meine Gläubiger Beschlag auf das Vermögen meiner Gattin zu legen drohten — eine Drohung, welche mich endlich nach hartem Kampfe veranlaßte, Kungsborg zu verkaufen.“

„Ich war ein armer Edelmann mit einem großen und glänzenden Namen, dessen Würde ich nicht aufrecht zu halten vermochte, und als ich mit den

Meinigen mich nach Furuhof zurückzog, da fluchte ich beinahe dem Geschick, welches mich an Elin gefesselt und eine Verbindung mit Fräulein W., wodurch ich ein reicher Mann geworden wäre, vernichtet hatte."

„Elin war aber völlig ebenso reich wie Fräulein W.," fiel Stephana ein.

„Wahr; konnte ich aber von ihrem Vermögen Gebrauch machen, da ich sie nie als meine Gattin anerkannt hatte? Ich würde ja damit der ganzen Welt das Recht gegeben haben, zu sagen: ‚er hat die Tochter von dem Schiffer seines Vaters geheirathet, um in den Besitz ihres Geldes zu gelangen.'"

„Dasselbe hätte man auch in Bezug auf Fräulein W. sagen können."

„Nein, Madame; fürs Erste wußte man, als die Partie zur Sprache kam, noch nicht, daß die Grafen Romarhjerta ruinirt waren, und man hätte niemals Kunde davon bekommen; fürs Zweite war sie meinesgleichen, und man hätte mich nicht beschuldigen können, aus niedrigem Eigennutz eine Mesalliance eingegangen zu haben."

„Nach einjähriger Unthätigkeit und bitterm Grübeln über die Zukunft, in Folge dessen ich mich von der Welt ganz zurückgezogen hatte, traten Sie hier auf." —

Hermann hielt einen Augenblick an, dann nahm er wieder das Wort.

„Ihre erste Annäherung an mich schloß eine Demüthigung für meinen Stolz ein. Ich besuchte Sie, um Ihnen meinerseits dieselbe zurückzugeben."

Er ergriff lebhaft Stephana's Hände.

„Ich werde niemals den beinahe elektrischen Eindruck vergessen, den Sie auf mich machten, als ich hier eintrat und Sie vor mir standen. Ich weiß nicht, Stephana, ob man im Allgemeinen Sie für schön hält; ich weiß kaum, ob Sie es sind; aber Eins weiß ich, daß niemals Etwas einen so magisch fesselnden Eindruck auf mich gemacht hat, wie Sie."

„Von dem ersten Augenblick an beherrschten Sie gleichsam meine Seele, und mit einer unwiderstehlichen Macht zogen Sie mich an sich. Diese Gewalt, welche Sie gegen meinen Willen und meinem Stolze zum Trotz ausübten, war es, welche mich, den übermüthigen, unbeugsam stolzen Hermann, bestimmte, Ihr erster Diener zu werden. In Ihrer Nähe zu sein, dieselbe Luft mit Ihnen zu athmen, einen Blick des Beifalls, einen Beweis der Achtung von Ihnen zu gewinnen, — sehen Sie, das machte meinen Lebenszweck, mein Streben und meinen höchsten Wunsch aus. Ich war lieber, mit der Möglichkeit zum Lohne dafür Sie zu sehen und zu hören, Ihr Diener, als daß ich getrennt von Ihnen in Reichthum und Unabhängigkeit hätte leben mögen. Mit einem Wort: ich liebte Sie, nicht mit jener thörichten und zügellosen Leidenschaft, welche meine frühere Neigung kennzeichnete, sondern mit einem tiefen, ernsten, beinahe heiligen Gefühl, welches weder Begierden noch Wünschen Zutritt gestattet. Ich sah in Ihnen ein Wesen, höher, edler und reicher begabt als andere, und ich betete in Ihnen den Adel an, vor welchem man allein mit Ehrfurcht sich beugen kann und darf."

„Sie sind ein Kind aus dem Volke, ich weiß es, ausgegangen von derselben Klasse, wie Elin, deren Herkunft ich einst mit Abscheu und Geringschätzung betrachtete; dennoch haben Sie durch Ihre ungewöhnlichen und erhabenen Eigenschaften mich gezwungen, Sie zu bewundern und zu verehren. Ich fühle meine ganze Niedrigkeit, wenn ich Ihren und meinen Menschenwerth vergleiche. Ihre Zuneigung versöhnte mich mit meinem vergeudeten Leben, und der Gedanke, einmal ....“

„Fahren Sie fort,“ flüsterte Stephana.

„Der Gedanke, einmal Ihrer Liebe würdig zu werden, schloß für mich des Lebens höchste Glückseligkeit in sich. Dennoch kam mir der Gedanke so vermessen vor, daß ich ihm nur dann den Zutritt zu gestatten wagte, wenn Sie Etwas durchschimmern ließen, das ....“

Hermann lehnte sich in den Sessel zurück und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Das?“ wiederholte Stephana.

„Das wie ein Blitz mich umleuchtete und mich eine Sekunde glauben ließ, daß ...“

„Sie geliebt würden,“ fiel Stephana ruhig ein.

„Ja.“

Es entstand eine Pause.

Auch Stephana hatte sich zurückgelehnt und schien einige Minuten in Gedanken versunken.

Der Graf seufzte tief auf und fuhr fort:

„Aber dieses so glänzende, verblendende Licht ging nicht von Ihnen aus, sondern war eher der Widerschein meines eigenen Innern; denn gerade in dem Augenblick, da ich es zu erhaschen wähnte, ver-

schwand es, und Sie waren wieder dieselbe, ohne auch nur durch den geringsten Farbenwechsel in Ihrem Angesicht, oder ein Beben der Stimme zu verstehen zu geben, daß ich Ursache hatte, an ein solches Glück zu glauben, welches ich schnell als ein leeres Dunstgebilde erkannte, das mein krankes Herz geschaffen hatte. Wenn in Ihrem Herzen nur ein Schatten von Liebe vorhanden gewesen wäre, wie hätten Sie dann so unermüdlich an einer Wiedervereinigung zwischen Elin und mir arbeiten können? Würden Sie, wissend, sehend und verstehend, wie ich Sie von ganzer Seele liebte, den Muth gehabt haben, unaufhörlich meine Gedanken zu Elin zurückzuführen, sich zu deren Fürsprecherin zu machen und mit aller Kraft dafür zu eifern, daß sie die Stelle einer Gattin an meiner Seite einnehmen sollte? Unmöglich! Einmal hatte Ihr Muth Sie doch verlassen, einmal hatte ich einen Ausdruck zurückgehaltenen Schmerzes gelesen; aber nein, nur für das, was sie duldete, hatten Sie Thränen, nur für sie empfanden Sie Mitleid. Mir hielten Sie bloß vor, was meine Pflicht war, und dieß, obschon Sie lasen, wie viel dieses Opfer, das Sie von mir forderten, mich kosten würde. Ich hätte auch nicht die Kraft gehabt, es zu bringen ...."

„Nicht? Herr Graf, Sie sagten doch ...."

„Daß ich es bringen würde; aber dieß geschieht darum, weil, wie ich nun klar einsehe, meine Schuld gegen Elin so groß ist, daß, wenn ich dieselbe nicht mit dem unglücklichen Geschick, das ich ihr geschaffen habe, versöhnen würde, ich für immer die Achtung von Ihnen verwirkt hätte. Aber, Stephana, wenn

ich gehe, mein noch übriges Leben ihr zum Sühnopfer zu weihen, so müssen Sie mir dagegen versprechen, daß ich in Ihrer Nähe leben, Sie sehen, dieselbe Luft mit Ihnen einathmen und durch dieses Glück, das einzige, welches das Leben für mich hat, es mir möglich machen darf, meine Pflichten zu erfüllen."

„Graf Hermann, was wünschen Sie? Als Mann einer andern Frau, wollen Sie in der Nähe derjenigen leben, welche Sie lieben, aber welche zu lieben Ihre Pflicht Ihnen verbietet! Ich würde mich ja zu Ihrer Mitschuldigen machen, wenn ich, um diese Liebe wissend, welche ein Verbrechen gegen Ihre Gattin ist, Ihnen gestattete, mit mir an demselben Orte zu weilen, dieselbe Luft zu athmen. Nein, Hermann, weit getrennt von Stephana, nur auf Ihr Ehr- und Pflichtgefühl sich stützend, werden Sie als Elin's Gatte ihr alle die Liebe, welche dieselbe für Sie gehegt, alle die Leiden, welche sie durchgekämpft hat, vergelten. Dann wird Stephana mit Achtung, ja mit Bewunderung an den Hermann denken, dessen Freundin sie gewesen ist und immerdar bleiben wird. Weit, weit fort von mir müssen Sie, wenn Sie wirklich versöhnen wollen, was Sie verbrochen haben."

„Stephana, wie ist es möglich, die Grausamkeit so weit zu treiben, daß Sie mir nicht einmal einen einzigen Strahl des Lichtes auf meinem dunkeln Pfade gönnen?"

„Grausam!" lächelte Stephana traurig. „Nein, nicht grausam, Hermann, ich wünsche bloß, daß Sie niemals sich vom rechten Weg verirren, und das

thäten Sie, im Fall Sie sich dem Glauben hingäben, Ihr eigenes oder Elin's Glück schaffen zu können, während Sie in Ihrem Herzen ein Gefühl nähren, das in geradem Gegensatz mit Ihren Pflichten steht. Auf dem Boden des Unrechts wird niemals Ruhe und Zufriedenheit erbaut. Seien Sie ein Mann, Herr Graf, und gebieten Sie Ihrem Herzen zu schweigen, ersticken Sie dessen Wünsche und beherrschen Sie dessen Schwachheit, opfern Sie sich ganz und gar für Ihre Pflicht, oder ...."

„Warum fahren Sie nicht fort?"

„Oder lassen Sie das arme Opfer Ihres Hochmuths ihr Leben wie bisher hinschleppen."

„Ach, Madame, was begehren Sie?"

„Es handelt sich jetzt darum, ob Ehre und Pflicht über die Schwäche des Herzens siegen werden. Sind Sie ein Mann von wirklicher Ehre, dann werden Sie dieselbe nicht zum zweiten Mal verstoßen. Siegt Ihre Pflicht, dann werden Sie ihr folgen und weit, weit von hier wegziehen; aber gehorchen Sie den Eingebungen der Schwachheit, welche aus Ihrer Liebe entspringt, so lassen Sie Elin allein abreisen; denn wollen Sie gut machen, was Sie verbrochen haben, so muß das Opfer vollkommen und des Grafen Hermann Romarhjerta würdig sein. Und nun kein Wort mehr über diesen Gegenstand, wenn es Ihnen gefällig ist. Beschließen Sie selbst! Beurtheilen Sie selbst, unparteiisch und recht, den Schritt, welchen Sie thun müssen, und lassen Sie Stephana hoffen, daß der Mann, welcher so hoch und so heilig sie zu lieben versichert, auch seinem

ganzen Charakter und seinen Handlungen nach edel und erhaben ist."

„Und den Lohn für dieses Edle und Erhabene, wo finde ich den?"

„In Ihrer eigenen Brust."

Es trat ein langes Schweigen ein. Hermann war aufgestanden und ging eine Weile im Zimmer auf und ab; endlich setzte er sich an das Piano.

Stephana lehnte sich in die Sophaecke zurück. Sie war bleich, und ein Schatten von Schmerz ruhte auf ihrem Angesicht. Plötzlich sang Hermann:

„Und führt' an's End' der Welt mich das Geschick,
Mein Herz, es folgte doch beständig Dir;
Und käm' ich nach Jahrhunderten zurück,
Dieselbe Treue fändest Du bei mir."

Es war dasselbe Lied, welches schon einmal Stephana's Augen Thränen entlockt hatte, und auch jetzt rieselten die klaren Perlen über die Wangen herunter und blieben auf der schwarzen Seide stehen.

Als Hermann ausgesungen hatte, sprang er auf und stellte sich vor Stephana hin.

„Du weinst?" sagte Hermann mit leiser, zitternder Stimme.

Ein leichter Schauder wandelte Stephana an, aber sie blieb unbeweglich.

Er deutete auf die Thränen, welche noch auf dem schwarzen Zeuge lagen, indem er hinzusetzte:

„Einmal hätte ich ein Jahr meines Lebens dafür gegeben, zu wissen, von welchem Gefühle diese köstlichen Perlen hervorgerufen wurden."

„Welche auf das Gewand des Kummers fallen," flüsterte Stephana.

„Jetzt gäbe ich mein ganzes Leben darum, wenn ich nur eine Sekunde in Ihrem Herzen lesen und sehen könnte, für wen diese Zähren geflossen sind.

„Für ihn, der mich in Wittwentracht gekleidet hat," antwortete Stephana und erhob das gesenkte Haupt.

„Ihn! Es gibt also Einen, der Ihre Gedanken in Anspruch nimmt?" rief Hermann, indem er sie mit düsterem Blick betrachtete.

Stephana warf mit einer beinahe stolzen Bewegung den Kopf zurück und sagte:

„Ja, meinen Gatten."

„So sehr liebten Sie ihn."

„Ach, Herr Graf, ich liebte ihn mit meinem ganzen Wesen, mit jedem Tropfen meines Blutes, mit jeder Fiber meines Herzens."

Stephana hatte sich aus ihrer zurückgelehnten Haltung wieder aufgerichtet; das bleiche Antliz glühte und in ihrem Auge lag eine ganze Welt von Hingebung und Liebe.

„Und Sie haben niemals einen Andern geliebt?"

„Niemals!"

„Nicht einmal Jacobo?"

„Nein, nicht einmal ihn."

„Wird Ihr Herz ewig dieser Liebe treu bleiben?"

„Ja, ewig."

„Sie sagten doch einmal: wenn ich mich vermähle, so geschieht es aus Liebe, und dann werde ich die Wittwentracht ablegen."

„Ja, so sagte ich."

„Wie erklären Sie diese Ihre Worte?"

„Sie erklären sich ja selbst; denn da ich niemals wieder lieben kann, so werde ich auch nicht die Gattin eines andern Mannes."

„Und niemals diese schwarze Tracht ablegen?"

„Wozu diese Fragen, Herr Graf? Warum beschäftigen Sie sich mit mir?"

„Weil Sie das ganze Leben für mich sind."

„Stephana und Sie müssen scheiden. Elin und Sie müssen hinfort einander zur Seite gehen. Morgen schon hat ja Stephana aufgehört, etwas Anderes als eine Erinnerung in Ihrer Seele zu sein."

„Ach, Stephana, Gott allein weiß, was ich morgen beschließe; jetzt weiß ich es selbst nicht."

Er drückte Stephana die Hände und setzte in leidenschaftlichem Ton hinzu:

„Wenn ich den verlockenden Irrthum festhalten dürfte, der manchmal meine Phantasie umgaukelt, daß . . . . daß Sie mich liebten."

„Herr Graf, Stephana kann nur den lieben, welcher dem, was die Pflicht von ihm fordert, sein Glück zum Opfer bringt und die Kraft besitzt, selbst wenn die Seligkeit ihm entgegenlächelt, ihr Lebewohl zu sagen, um der Stimme seines Gewissens Folge zu leisten."

Stephana erhob sich und setzte hinzu:

„Gute Nacht!"

Hermann küßte heftig Stephana's Hände und verließ schnell den Salon.

Stephana ging ihm einige Schritte nach, blieb aber dann stehen und murmelte:

„Keine Schwäche! Der morgende Tag wird zeigen, ob er ebenso ein Mann von wahrer Ehre, wie ein Mann von Geburt ist.“

XXVIII.

Stephana brachte den größern Theil des folgenden Morgens bei Elin zu. Als sie das Zimmer derselben verließ, stieß sie auf Eklund, welcher meldete:

„Der Herr Graf wünscht Sie zu sprechen.“

Stephana ging in den Salon, und Elin's Kammerjungfer gab Befehl, mit dem Wagen der Gräfin vorzufahren.

Als Stephana in den Salon trat, stand Hermann, bleich und mit einer Wolke tiefen Grams auf der hohen Stirne, an den Kamin gelehnt.

Stephana ging auf ihn zu. Sie war ebenso bleich, wie er.

„Herr Graf, Sie haben mit mir zu sprechen gewünscht,“ sagte sie mit bebender Stimme und reichte ihm die Hand.

„Ja, ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen.“ — Er ergriff die dargebotenen Hände und bedeckte sie mit seinen Küssen. — „Wir müssen scheiden; ich werde Sie niemals wiedersehen, Stephana, Sie, deren Anblick mein Leben ausmachte; aber Sie und die Pflicht gebieten es.“

Er kniete vor ihr nieder und fuhr fort:

„Wenn man mir gesagt hätte: Du sollst auf Rang, Reichthum und Ansehen verzichten und als

gemeiner Soldat das Gewehr auf der Schulter tragen und Wache stehen, aber nach dem niedrigen Dienst des Tages an Stephana's Seite sitzen, auf ihre Stimme lauschen, in ihren Blicken Dich sonnen, so hätte ich ohne Bedenken Alles von mir geworfen, was Größe und menschlicher Vorzug heißt, um mir ein solches Glück zu erkaufen, ohne auch nur mehr für mich zu wünschen, als Sie zu sehen und zu hören. Wenn man mir gesagt hätte: Du sollst in Armuth und Niedrigkeit für dein tägliches Brod arbeiten und mit dem Mangel und der Noth kämpfen, aber in deiner dürftigen Häuslichkeit sollst Du Stephana begegnen, so würde ich mein Glück nicht mit dem Himmelreich vertauscht haben. Wenn man mir geboten hätte, Vaterland und Familie zu verlassen und Alles zu vergessen, um mit Ihnen landesflüchtig zu werden, ich würde meine gräfliche Krone mit Füßen getreten und niemals mich wieder nach der heimathlichen Erde oder nach irgend Etwas, das mir theuer gewesen, umgesehen haben, glücklich und stolz, Ihnen zu folgen. So hoch über Alles liebe ich Sie, und nun ...."

Hermann drückte ihre Hände an sein Herz und an seine Augen, indem er mit einem Ausdruck verzweifelten Schmerzes hinzusetzte:

„Und nun sage ich Ihnen dennoch Lebewohl. Ich gehe, meine Liebe, mein ganzes Leben, alle meine Hoffnung *ihr* zu weihen. Ich bringe mich selbst zum Sühnopfer dar für die Schuld, welche mein Hochmuth mir aufgebürdet hat. — Sind Sie zufrieden, Stephana?"

„Ja," flüsterte Stephana, und strich ihm mit

beiden Händen die Locken zurück; dann drückte sie ihre Lippen auf seine Stirne mit den Worten:

„Ich bin nicht nur zufrieden — ich bin glücklich!"

„Glücklich!" rief der Graf und sprang auf. „Glücklich, wenn ich mit dem Tod im Herzen mich dem Unglück weihe?"

„Ich bin glücklich, darum weil ich stolz auf Sie sein kann. Gehen Sie, Hermann, und wissen Sie, daß — daß ich Sie liebe."

„Ach, Stephana!"

Der Graf streckte die Arme aus, als wollte er sie an seine Brust drücken, ließ sie aber wieder sinken, indem er stammelte:

„Dank, Engel! Lebe wohl!"

Und somit stürzte er aus dem Zimmer.

In demselben Augenblick rollte ein Wagen die Allee hinunter. Es war Elin, welche allein abreiste.

Die Hände auf das unruhig klopfende Herz gedrückt, stand Stephana an den Fensterstock gelehnt.

Eine Minute verging, welche ihr wie eine ganze Ewigkeit vorkam; dann hörte sie Schritte im Salon.

Es waren die seinigen.

Gleich darauf stand er vor ihr, bleich und düster.

„Elin ist fort. Es ist zu spät, um das Verbrochene wieder gut zu machen."

„Du irrst Dich, Hermann," flüsterte Stephana und streckte die Arme gegen ihn aus; „sie ist noch da — ich bin Elin!"

„Du!"

Hermann stürzte auf sie zu.

Die zwölf Jahre lang getrennten Gatten ruhten nun zum ersten Mal einander an der Brust.

. . . .

Es war eine lange Umarmung, die einen ganzen Himmel in sich schloß. Die Erde mit ihren flüchtigen Freuden, ihren bittern Schmerzen war vergessen für diese beiden in das Glück des Augenblicks versunkenen Menschen.

„Ah, ich athme wieder auf!“ rief eine frohe Stimme von der Thüre her. „Meine Rolle ist nun ausgespielt, und ich kann auch Theil an eurer Freude nehmen.“

Diese Worte riefen die beiden in die Wirklichkeit zurück. Stephana wandte ihr von Thränen der Seligkeit befeuchtetes Angesicht der Sprechenden zu und reichte ihr die Hand, während sie mit dem andern Arm noch Hermanns Hals umschlungen hielt.

„Komm, Elina, und umarme deinen Bruder.“

Dann wandte sie sich zu dem Grafen und setzte hinzu:

„Hermann, hier ist deine Schwester, welche Dich nicht Bruder nennen wollte, ehe Du Elin dein Herz gegeben hättest.“

Die nun folgende Scene läßt sich eher denken, als beschreiben. Wir wollen nur beifügen, daß Helfrid im nächsten Augenblick die Freude der Wiedervereinigung mit den Uebrigen theilte.

XXIX.

Am Abend finden wir Hermann und Stephana auf dem kleinen Sopha in dem Spiegelkabinet vor

dem ehemaligen Schlafzimmer der Gräfin Gunilla. Der Graf hatte seinen Arm um Stephana's Leib geschlungen, und ihr Haupt ruhte an seiner Schulter.

„Damit ich es recht wagen kann, an mein Glück zu glauben, welches mir unfaßlich vorkommt, mußt Du, meine wiedergefundene Braut, Elin's Geschichte durch diejenige Stephana's vervollständigen."

Hermann drückte seine Lippen auf ihre Stirne, indem er hinzusetzte:

„Erzähle mir sie jetzt, während ich Dich an mein Herz geschlossen halte, damit der Vorhang über die Vergangenheit mit dem heutigen Tage fallen möge und der morgende Tag in meinem Herzen nur meine Seligkeit finde."

„Ja," sagte Stephana und schaute mit liebevollem Blick ihrem Gatten in die Augen, „laß uns diesen Abend die Vergangenheit mit allen ihren Schatten begraben und hernach nur der Zukunft leben."

„Wirst Du aber auch alle diese lange und bittere Qual vergessen können?"

„Ob ich sie werde vergessen können? Ach, Hermann, Du verstehst nicht, wie ich Dich liebe, wenn Du nicht weißt, daß ich bereits Alles außer meinem gegenwärtigen Glück vergessen habe."

„Dank!" mehr sagte Hermann nicht; aber der warme Kuß, welchen er auf die Lippen seiner schönen Gattin drückte, war der Dolmetscher seiner ganzen Dankbarkeit.

Einige Augenblicke darauf begann Stephana die verlangte Erzählung.

„Als ich nach meines Vaters Tod Schweden

verließ, nahm ich den Namen Martenson wieder an, mit dem festen Vorsatz, niemals den Namen Romarhjerta wieder zu führen, ehe Du mich als deine Gattin anerkannt hättest."

„Kurz nach meiner Ankunft in Paris erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, Kapitän Stephensen, welcher in Amerika ansäßig war. Wir hatten seit mehreren Jahren keinen Brief von ihm erhalten, aber bei meines Vaters Tod hatte ich an ihn geschrieben und von dem Verlust, der mich betroffen, ihn unterrichtet. Jetzt antwortete er mir und lud mich ein, nach Boston zu kommen und ihm, da er allein und kränklich wäre, seine letzten Lebenstage zu erheitern. Er bat mich, im Fall ich seinen Wunsch erfüllen wollte, an einen Verwandten seiner verstorbenen Frau, Herrn Jacobo Lange, welcher sich in London aufhielt, zu schreiben, ihn von der Zeit meiner Abreise in Kenntniß zu setzen und ihm, da er sich gleichfalls nach Amerika zu begeben beabsichtigte, mich anzuschließen."

„Da kein Band mich in Paris zurückhielt, so erfüllte ich sogleich seinen Wunsch und traf in London mit Jacobo zusammen. Zu meiner großen Ueberraschung erkannte ich in ihm denselben jungen Mann, welcher mir meines Vaters Brief, als ich zum ersten Mal in Paris war, überbrachte."

„Während wir in London verweilten, beschrieb mir Jacobo meinen Oheim als ein Original, aus allen möglichen Widersprüchen zusammengesetzt. Er war zweimal verheirathet gewesen, jetzt aber Wittwer. Sechs Kinder, die er gehabt, waren alle wieder gestorben, und jetzt stand er völlig allein da

ein gebrechlicher Siechling, Besitzer von einem ganz enormen Vermögen. Von heftiger, mißtrauischer und herrschsüchtiger Gemüthsart, hatte er kein Wesen, welches mit Theilnahme und Zärtlichkeit in seinem Alter ihn pflegte, und dadurch war bei dem alten Mann der lebhafte Wunsch hervorgerufen worden, seiner Schwester Kind zu sich zu nehmen, um Jemand zu haben, der ihm durch Bande der Verwandtschaft angehörte."

„Jacobo erzählte mir weiter, er selbst sei der Sohn von meines Oheims Schwägerin aus zweiter Ehe, der Tochter eines nach Amerika übergesiedelten Schweden. Jacobo war von seiner frühzeitig verwittweten Mutter erzogen worden; aber mit siebzehn Jahren verlor er auch sie und stand nun ganz einsam da, ohne Vermögen und ohne einen Verwandten, außer meinem Oheim, der sich erbot, ihn zum Aufseher auf einer von seinen Plantagen zu machen."

„Der nach Freiheit und Aufklärung dürstende Jüngling wies dieses Anerbieten, das seinem freien Geiste zuwider war, entschieden ab. Mein Oheim, welcher niemals einen Widerspruch gegen seinen Willen ertragen konnte, wurde darüber böse und erklärte in deutlichen Worten, daß Jacobo nunmehr niemals von ihm Etwas zu erwarten hätte."

„So trennten Sie sich und Jacobo ging in die weite Welt, um sich selbst ohne den Beistand anderer Menschen Bahn zu brechen. Mit tausend Schwierigkeiten kämpfend und frühzeitig von materiellen Bedrängnissen verfolgt, konnte man sagen, daß Jacobo's Geist unter diesem Kampfe die reichen und

ungewöhnlichen Fähigkeiten, welche die Natur in ihn gelegt hatte, entwickelte."

„Zu seinem Berufe wählte er die Mechanik und was damit zusammenhing. Bei Tag arbeitete er in Werkstätten, und wenn andere junge Männer ihre Freistunden zu Vergnügen und Zerstreuung anwendeten, beschäftigte sich Jacobo mit Studien, legte sich auf Zeichnen und Malen, besuchte gelehrte Vorträge, so daß er sich durch praktische Tüchtigkeit und allseitige Bildung vor allen seinen Altersgenossen auszeichnete."

„Aber dieses anhaltende Arbeiten, dieser frühzeitige Kampf mit Widerwärtigkeiten und Sorgen hatten allmälig die ursprüngliche Heiterkeit und frische Lebhaftigkeit in seinem Gemüthe verscheucht, seinen Verstand so schnell gereift, seine Denkkraft so entwickelt, daß das jugendliche Feuer sich in einen tief eingreifenden Ernst verwandelte."

„Nach dreijähriger Arbeit war es Jacobo gelungen, sich so viel zu ersparen, daß er zu seiner Vervollkommnung in den Berufszweigen, die er sich zu eigen gemacht hatte, eine Reise nach England und Frankreich antreten konnte. Er verweilte ein Jahr in Frankreich, während welcher Zeit er mit ungewöhnlichem Fleiße arbeitete und durch seine Tüchtigkeit und sein mechanisches Genie sich leicht den Unterhalt verschaffen konnte. Sein einfaches, anspruchloses Wesen, sein redlicher von aller Charlatanerie freier Charakter hatte zur Folge, daß er es nicht über sich vermochte, mit Zuversicht und Dreistigkeit sich einen Weg vorwärts zu bahnen. Ehe Jacobo sich zu einem einzigen Schritt herabgelassen hätte

welchen seine strenge Gewissenhaftigkeit ihm untersagte, wäre er lieber gestorben."

„Dieß ist die Ursache, daß Jacobo nicht das glänzende Glück gemacht hat, welches sich mit Grund von seinen herrlichen Gaben erwarten ließ. Jetzt hatte er blos nach einer anspruchlosen Unabhängigkeit gestrebt, und diese erlangte er durch seine Arbeit, seinen Fleiß und seinen redlichen Charakter. Obschon an Jahren noch ein Jüngling, hatte er doch Niemand als sich selbst zu verdanken, was er war und was er konnte."

„Mein Oheim hatte seine Plantagen verkauft und wohnte jetzt in Boston. Der alte Mann faßte für mich die wärmste Zuneigung, und ich wurde sein Augapfel. Aber leider war mein Herz so wenig für Wohlwollen und Liebe empfänglich, daß ich seine Zärtlichkeit nicht so vergalt, wie ich sollte."

„Jacobo wohnte in meines Oheims Hause, bezahlte aber für sich. Der alte Mann hatte einmal gesagt, daß er Nichts für Jacobo thun wollte, weil dieser sich geweigert hatte, sein Plantagenaufseher zu werden, und der wirklich edelstolze Jacobo ließ sich unter keiner Bedingung bestimmen, von dem Verwandten seiner Mutter Etwas anzunehmen. Von dem Anerbieten, in unserem Hause seine Wohnung aufzuschlagen, hatte er nur unter dem Vorbehalt, daß er dafür bezahlen dürfte, Gebrauch gemacht."

„Die nähere Bekanntschaft mit Jacobo wirkte wohlthuend auf mein verbittertes und von Kummer niedergedrücktes Gemüth. Bei ihm dagegen erweckte das tägliche Beisammensein und der vertrauliche Umgang zwischen uns eine Zuneigung, die durch

seine Jugend und seine Lebhaftigkeit einen wärmern Charakter annahm, aber gleichwohl niemals in wirkliche Liebe überging, weil ich durch die Mittheilung, daß ich schon verheirathet wäre, dieselbe in eine treue Freundschaft verwandelte. Als ich ihm entdeckte, daß mein Gatte noch am Leben wäre, warf Jacobo ein:

„Der Oheim hat mir gesagt, Du wärest Wittwe.“

„So glaubt er,“ war meine Antwort.

„Du hast ihn also mit Unwahrheit berichtet?“ erwiederte Jacobo, und in seinem Blick lag etwas entschieden Mißbilligendes.

„Jacobo!“ rief ich, „eher würde ich mich tödten lassen, als daß ich Jemand die traurige Geschichte meines Lebens erzählte. Was ist Wahrheit für den, welcher an Nichts glaubt?“

„Jacobo schwieg; aber von diesem Tage an wurde er der Arzt meiner Seele. Er war es, der mich zu vergessen und verzeihen, Böses mit Gutem zu vergelten und nicht blos dem Namen nach, sondern in allen meinen Handlungen ein Christ zu sein lehrte.“

„So verfloß ein Jahr. Da unternahm mein Oheim mit mir eine Reise nach Europa. Jacobo und ich wurden getrennt. In der Zwischenzeit begann er sein Herz an seine junge Cousine zu hängen.“

„Als mein Oheim und ich nach Amerika zurückkehrten, geschah es nur, um uns auf ewig zu trennen. Einen Monat später starb er und hinterließ mich als alleinige Erbin eines unermeßlichen Vermögens. Ich wollte mit Jacobo theilen, aber es war vergeblich. Das Einzige, wozu ich ihn über-

reden konnte, war, ebenso wie zur Zeit meines Oheims, in dem mir von diesem zugefallenen Hause seine Wohnung zu behalten."

„Jane Smith war, um mich so auszudrücken, ein Erbstück von meinem Oheim. Ihre Mutter war zu der Zeit, da er noch seine Plantagen besaß, eine Art Hausverwalterin bei ihm gewesen, und Jane hatte durch die Fürsorge meines Oheims eine sehr tüchtige Erziehung erhalten. Gleichwohl hatte er zu ihren Gunsten keine testamentarische Verfügung getroffen, sondern sie meiner Berücksichtigung anvertraut. Ich ließ ihr die Wahl, entweder auf eigene Faust das Kapital, welches ich ihr aussetzte, zu genießen, oder als völlig unabhängige Person auch fernerhin bei mir zu bleiben. Sie zog das Letztere vor."

„Fünf Jahre verflossen, während welcher Jacobo's geistige Anleitung darauf hinarbeitete, meine Seele in ihrer intellektuellen und geistigen Entwicklung immer weiter zu fördern."

„Gegen das Ende des vierten Jahres erhielt ich einen Brief von dem Grafen Runa, worin er mich unterrichtete, daß er in Folge seiner derangirten Vermögensverhältnisse die Absicht habe, nach Amerika überzusiedeln und Elina meiner Obhut anzuvertrauen, weil er seiner Meinung nach diesen neuen Schlag, der ihn mit dem Ruin seines Vermögens betroffen, nicht lang überleben könnte, und zudem noch in Erfahrung gebracht hätte, daß Elina's Mutter und Bruder in gleicher ökonomischer Bedrängniß sich befänden.

„Ich reiste in Jacobo's Begleitung nach Frankreich ab, um den Affairen des Grafen Runa wieder

aufzuhelfen. Kaum war dieß abgethan, so starb der Graf, nachdem er mir Elina testamentarisch übergeben und das Versprechen abgenommen hatte, sie mit ihrer Mutter wo möglich auszusöhnen. Ebenso mußte ich ihm die Zusage geben, im Fall die Noth Dich zwänge, Kungsborg zu verkaufen, das Besitzthum an mich zu bringen und nicht aus der Romarhjerta'schen Familie kommen zu lassen. Er vertraute Elina's und deine Zukunft meinen Händen, und ich übernahm das Vermächtniß."

„Als der Graf begraben war, kehrte ich nach Amerika zurück, begleitet von Elina und Lord Charter, der ihr wie ihr Schatten folgte."

„Graf Runa hatte von deinem Vater meine Geschichte gehört und sie Elina mitgetheilt."

„Eines Abends, auf der Reise nach Amerika, als Jacobo und Elina auf dem Deck saßen, kam das Gespräch auf den Adel, und Elina erzählte, ohne mich mit Namen zu nennen, Jacobo meine Vermählung mit dem Grafen Romarhjerta und wie Du mich verstoßen hattest. Während sie so sprach, kam ich herauf; Niemand bemerkte mich, und so blieb ich hinter Elina stehen und hörte die Schilderung meiner eigenen Geschichte. Ich war vorher schon von Schmerz niedergedrückt und in einer sehr düstern Stimmung, welche mich seit dem Tode des Grafen Runa und meiner Unterredung mit ihm auf seinem Sterbebette verfolgt hatte."

„Jezt, während ich auf Elina hörte, erwachten alle meine ausgekämpften Leiden mit wunderbarer Stärke. Die Erinnerung an meinen Vater und Dich sammt Allem, was ich verloren hatte, stieg vor mir

auf und ergriff mein Gemüth mit furchtbarer Gewalt, so daß ich kurz nach unserer Ankunft in Boston erkrankte und dabei einen Anfall von Geistesstörung oder Fieberwahnsinn erlitt, der mehrere Tage andauerte."

„Als ich wiederhergestellt war und klar denken konnte, nahm ich Elina das Versprechen ab, niemals zu verrathen, daß ich die Gattin des Grafen Romarhjerta wäre."

„Einige Tage darauf äußerte Jacobo gegen Elina, oder wie wir sie nannten, Elin:

„‚Sage mir, kennst Du die verstoßene Gattin des Grafen Romarhjerta?‘

„‚Allerdings.‘

„‚Nun so sage mir ihren Namen.‘

„‚Sie heißt Elin,‘ antwortete Elina, indem sie mich mit unruhigem Blick ansah."

„‚Ist es wahr, Stephana?‘ fragte Jacobo mich betrachtend."

„‚Ja!‘ war meine Antwort."

„Jacobo sagte weiter Nichts."

„Als ich, nach dem durch meinen Sachwalter erfolgten Ankauf von Kungsborg, beschlossen hatte, hieher zu ziehen und meines Oheims Namen anzunehmen, damit Du nicht ahnen möchtest, wer ich wäre, kam ich mit Elina überein, daß sie Elin's Rolle spielen sollte, damit ich sähe, wie Du handeln würdest. Jacobo ließ sich jedoch durch diese Maskerade nicht täuschen, denn während meiner Geistesstörung hatte ich Alles verrathen, aber er sagte mir nicht eher Etwas davon, als bis ich ihn selbst aufforderte, dieß zu thun. Als Du nach England reis-

test, und ich klar und bestimmt vor meiner Seele eine Vorstellung deiner und meiner Gefühle haben wollte, da erst erzählte ich Jacobo die Geschichte meines Lebens, und nachdem er mit seiner Alles versöhnenden Lebensphilosophie zu mir gesprochen hatte, fühlte ich, daß ich wieder Muth bekam, eine zärtliche Tochter gegen deine Mutter zu sein und geduldig zu warten, bis ich mir selbst sagen könnte: ‚Hermann ist werth, innig geliebt zu werden', wie ich ihn liebe, denn er hat mir den Beweis des höchsten Grades von Seelenstärke und Gewissenhaftigkeit gegeben, als er auf Kosten seines eigenen Glücks wieder gutmachen wollte, was sein Hochmuth verbrochen hatte."

„Und deßhalb ließest Du mich die Prüfung bis aufs Aeußerste durchmachen?" fiel Hermann ein.

„Ja, mein hochherziger Liebling," erwiederte Stephana, indem sie ihren Arm um seinen Hals legte; „das Herz würde mir gebrochen sein, im Fall Du nicht bestanden wärest, denn es hätte sich in seinem Glauben an dein starkes Pflicht- und Ehrgefühl getäuscht."

„Wenn ich mir Alles, was geschehen ist. überlege, kommt es mir wie ein Traum vor, aus welchem ich zu erwachen fürchte," bemerkte Hermann und beugte sich nieder zu Stephana. „Bedenke, daß ich Dich anderthalb Jahre an meiner Seite hatte, Dich bis zum Wahnsinn liebte und doch die Arme nicht auszustrecken wagte, um Dich an mein Herz zu schließen, Dich, welche ich vor Gott und Menschen das Recht hatte, mein zu nennen."

„Nein, Hermann, dieses Recht hattest Du ver-

wirkt. Elin war einmal verstoßen worden, und nur durch deine Liebe konntest Du sie wieder gewinnen."

„Nicht Elin, sondern Stephana ist es, die ich liebe. Für mich bist Du ewig Stephana; unter diesem Namen hast Du mein Herz erobert und beherrscht. Als Stephana hast Du mich gelehrt, Dich zu bewundern und anzubeten."

Hermann bedeckte das einnehmende Angesicht mit seinen Küssen; dann setzte er, sie betrachtend, hinzu:

„Wie ist es möglich, daß eine solche Veränderung mit Dir vorgehen konnte, daß Du so schön, so überlegen, so edel und ungewöhnlich wurdest; Du, das unansehnliche und häßliche Kind, an welches ich mit so vielem Widerstreben mein Schicksal gefesselt hatte?"

„Wenn ich überlegen, edel und ungewöhnlich bin, so ist es Jacobo's Werk. Wenn ich schön bin, so ist es die Natur, welche mich also formte, nachdem ich zu meiner physischen und moralischen Entwicklung gelangt war."

„Aber sage mir, woher schöpftest Du die Kraft, so stark zu bleiben, wie Du es diese Zeit her gewesen?"

„War ich wirklich stark? Ich glaube es nicht; denn es gab ja Augenblicke, wo . . ."

„Wo ich hinter dem Reif, der dein Aeußeres verhüllte, dein Herz hindurchglühen zu sehen glaubte. Ja, es ist wahr, daß mir zuweilen ein Stückchen vom Himmel entgegenschimmert, aber Du schloßest sogleich die Pforte wieder und überließest mich der Qual der Ungewißheit."

„Damit ich zu dem Hermann, der nicht blos

mein schwaches Herz, sondern auch meine ganze Hochachtung und Bewunderung gewonnen hatte, sagen könnte: ich bin Dein."

„Ja, nun bist Du mein," flüsterte Hermann.

XXX.

Am folgenden Morgen, als man frühstücken wollte, war der Lord der Erste, welcher in den Speisesaal trat. Er sah verdrießlich aus und warf sich nachlässig in einen Schaukelstuhl.

Einen Augenblick später trat Elina ein.

Als sie sah, wie der Lord sich ganz verzweifelt schaukelte, brach sie in ein schallendes Gelächter aus und rief:

„Aber mein Gott, Mylord, sind Sie denn nicht unterwegs nach Stockholm, um dort mit Ihrer Mutter zusammenzutreffen?"

„Wie wäre das möglich, wenn Sie hier bleiben?" erwiederte der Lord und fuhr in seiner Beschäftigung unbeirrt fort.

„Aber Sie reisten ja gestern morgen ab?" sagte Elina, indem sie sich auf einen kleinen Sopha setzte.

„Gerade wie Sie; und so konnte mich Nichts hindern, gleich Ihnen wieder umzukehren."

„Ich hatte einen Grund, warum ich umkehrte."

„Ich auch."

„Und welchen, wenn ich fragen darf?"

„Den, daß ich Ihnen nicht von der Seite weiche, bevor Sie mir Ihre Hand gereicht haben."

„Und wenn ich Ihnen diese Gabe ganz vorenthalte?“

„Dann folge ich Ihnen durch's ganze Leben hindurch.“

„Hübsche Aussichten, einen excentrischen Engländer sein Leben lang auf den Fersen zu haben.“

„Dem wird dadurch abgeholfen, daß Sie denselben Ihnen zur Seite gehen lassen. Können Sie wirklich sagen, warum es Sie so schwer ankommt, ein so einfaches Wort wie Ja auszusprechen?“

„Darum, weil ich mich geneigt fühle, Nein zu sagen.“

„Sie irren sich, Gräfin; hätten Sie Lust hiezu, so würden Sie mich längst durch ein bestimmtes Nein verabschiedet haben.“

„So, Sie wollen also behaupten, ich muntere Sie auf?“

„Das ist vollkommen wahr, Sie haben es gethan.“

„Sie sind abscheulich, Mylord, habe ich nicht hundertmal Sie gebeten, mich zu verlassen, und gesagt, Sie würden niemals mein Gatte werden?“

„O ja; aber Sie haben es auf eine Art und Weise gesagt, daß ich ganz wohl einsah, der Sinn war, ich sollte bleiben, wenn Sie mich abreisen hießen, ich sollte hoffen, wenn Sie mir die Hoffnung benahmen; ergo, Gräfin, bleibt Ihnen weiter Nichts übrig als mir die Hand reichen und zu sagen: Nimm hier den Lohn für deine thörichte Liebe. Dieß müssen Sie aber jetzt sogleich thun, so daß Alles abgemacht ist, bevor Ihr Bruder, Ihre Schwester und Ihre Schwägerin hereinkommen.“

„So, glauben Sie? Sie wissen also bereits, daß der Graf mein Bruder ist?“

„Ich weiß Alles. Der Graf hat heute morgen mir gesagt, daß er der Gatte der bezauberndsten Frau ist, die ich gesehen habe, der Bruder der thörichtsten von allen, die ich gekannt habe; und ich weiß auch, daß Sie ganze vier, fünf Monate seine verstoßene Gattin vorstellten, — eine Rolle, die Sie übrigens elend schlecht gespielt haben, denn Sie ließen mich, welcher doch nur ein uneingeweihter Zuschauer sein sollte, zwischen die Coulissen gucken, und ich ahnte seit unserer Ankunft hier, daß Sie irgend etwas Dramatisches für sich übernommen hatten, weil Sie sich nicht mehr Madame Wicker nannten, sondern Ihren Familiennamen Romarhjerta sich wieder beilegten. Zugleich kam es mir verdächtig vor, daß Sie besorgten, ich möchte von Ihrer Verwandtschaft mit dem Grafen Runa reden u. s. w. Ich schwieg; denn uns Engländern fällt es nicht schwer, zu schweigen; aber ich nahm mir vor, zu beobachten, und merkte bald, wie es sich hier um eine Mystification handelte, deren endliche Aufklärung darin bestehen würde, daß — Sie mir Ihre Hand reichten. Nun, habe ich Unrecht?“

„Ich muß Ihnen wohl Recht geben, um Ihren Verfolgungen zu entgehen,“ antwortete Elina lachend und reichte dem Lord die Hand; „aber spitzen Sie sich nicht etwa auf ein stilles Gück.“

„Nein, Gräfin,“ erwiederte der Lord, indem er mit einer gewissen Lebhaftigkeit die kleine Hand küßte. „Ich rechne darauf, an Ihrer Seite eine Hölle zu finden.“

„Eh bien, dann bin ich zufrieden.“

Im nächsten Augenblick waren Alle außer Stephana im Saale versammelt.

„Bekommen wir die Königin des Tages nicht zu sehen?“ fragte der Lord den Grafen Hermann.

„Ja, Sie wird wohl sogleich kommen,“ antwortete der Graf.

Jacobo näherte sich Elina und sagte leise mit seinem schönen, ernsten Lacheln:

„Ich habe Dir ein Unrecht abzubitten.“

„Wirklich; dann gewähre ich Dir meine Verzeihung schon zum Voraus.“

„Stephana hat mir mitgetheilt, daß Du entschlossen wärest, im Fall der Graf seine Probe nicht bestände, ihn niemals als deinen Bruder anzuerkennen. Seine Vereinigung mit Stephana war für Dich der Maßstab, wornach Du seinen Menschenwerth beurtheilen wolltest, und dieß, Elina, beweist, daß ich Unrecht hatte, als ich in Dir eine Schauspielerin ohne Herz und Gefühl sah.“

„Ach, mein bester Jacobo, Du hast vollkommen Recht gehabt, als Du mich für oberflächlich hieltest, denn ich war eine unverbesserliche Thörin; aber siehst Du, Stephana ist nicht blos meine, sondern auch meines edeln Oheims Wohlthäterin gewesen. Als er durch Unglücksfälle Alles verlor, was sein eigen war, übertrug sie auf ihn die Hälfte von dem, was ihr Vater ihr hinterlassen hatte, so daß das Erbe, welches Hermann nach unseres Oheims Tode zufiel und auf das ich verzichtete, weil ich die Verwandten meines verstorbenen Mannes beerbte, eigentlich Stephana's Vermögen ist. Eine Frau, welche mich mit

Zärtlichkeit und Wohlthaten überhäuft, sich zur Fürsprecherin bei meiner Mutter gemacht und mir die lang verschlossenen Arme derselben geöffnet hat, besitzt ein Recht auf die edelsten und wärmsten Gefühle meines Herzens."

Hermann hatte Elina's Worte aufmerksam angehört. Als sie schloß, trat Stephana ein.

Allen entschlüpfte ein Ausruf der Ueberraschung, so entzückend schön war sie in dem hellgrauen, mit einem hellrothen Bande besetzten Seidenkleide und mit dem Schmuck einer hellrothen Rosette in dem dunkeln Haare.

Niemand von den Anwesenden hatte Stephana jemals anders als schwarz gesehen, mit Ausnahme von Hermann; aber da dieser sie als Elin Martenson kannte, war ihre Erscheinung von der gegenwärtigen so verschieden, daß auch er wohl sagen konnte, er habe sie niemals anders vor Augen bekommen.

Er ging ihr entgegen und sagte mit strahlendem Blick:

„Die Wittwentracht ist verschwunden."

„Elins Kummer ist durch Stephana's Seligkeit ausgetilgt," antwortete sie, ihm die Stirne zum Kuß reichend.

„Gestatten Sie mir, Sie als Gräfin Romarhjerta zu begrüßen und zu beglückwünschen," sagte Lord Charter, indem er Stephana's Hand küßte.

„Und gestatten Sie mir, Mylord, Ihnen zu gratuliren, daß es Ihnen gelungen ist, Elina Wicker in Lady Charter zu verwandeln," erwiederte Stephana lächelnd.

„Heute ist ein Tag für Glückwünsche," bemerkte Jacobo leise gegen Helfrid, „nur für Sie und mich gibt es keine."

„Nicht Alle sind zur Glückseligkeit geschaffen; ich suche sie auch nicht, sondern will Ihrem Rath folgen und für die Veredlung meiner Seelenkräfte leben. Ich beabsichtige, Elin nach England zu begleiten."

„Und ich will leben, um zu arbeiten und Ihrer zu gedenken;" entgegnete Jacobo; „ich werde meinen Adel in der Arbeit suchen."

„Ja, das ist ein Ihrer würdiges Ziel," bemerkte Helfrid mit Ernst. „Wir haben nun gesehen, daß der Mann von Geburt sich stolz und glücklich fühlen darf, eine Tochter aus dem Volk seine Gattin zu nennen, wenn sie, gleich Stephana, sich durch wahrhaft christliche Tugenden geadelt hat."

*　　*
*

Wir werden in einem folgenden Werke: Arbeit adelt den Mann Jacobo wieder finden und sehen, wie weit es ihm mit seinen Bemühungen gelungen ist.

Ende.

Schwartz, Marie Sophie,

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke ein Bild aus der Wirklichkeit

Bd.: 2

1864

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420202-4